Digitized by Google

NACHTMAHR

SELTSAME GESCHICHTEN VON

HANNS HEINZ EWERS

1 9 2 2

BEI GEORG MÜLLER IN MÜNCHEN

Digitized by Google

Brioni, Venedig, München, Düsseldorf 1921

1. bis 20. Tausend

Copyright 1922
by Georg Müller Verlag A.-G. München

Den Einband entwarf Ortwin Eberle in München

Digitized by Google

PT
2609
W45
N3

DIE HINRICHTUNG DES DAMIENS

Digitized by Google

Ich glaube daher, daß die Sinnesempfindungen noch etwas mehr enthalten, als die Philosophen sich einbilden. Sie sind nicht bloß leere Wahrnehmungen von gewissen im Hirn gemachten Eindrücken: sie geben der Seele nicht nur Ideen von Dingen; sondern sie stellen ihr auch wirklich Gegenstände vor, die außer ihr existieren, ob man gleich nicht begreifen kann, wie dies eigentlich zugehe.

Leonhard Euler, Briefe an eine Deutsche Prinzessin. Bd. II. S. 68.

Digitized by Google

DIE HINRICHTUNG DES DAMIENS

Sie saßen in der Lobby des Kurhotels, rekelten sich in den Ledersesseln und rauchten. Vom Tanzsaale her klang die Musik herüber.

Erhardt zog die Uhr heraus und gähnte. „Spät genug," sagte er, „sie könnten Schluß machen!"

Da lief der junge Baron Grödel heran. Er griff eines der Gläser und leerte es. „Ich hab mich verlobt, meine Herren!" jappte er.

„Mit Evelyn Ketschendorf?!" fragte der dicke Dr. Handl, „Hat lange genug gedauert."

„Gratuliere, Vetter," rief Attems, „drahts der Mama!"

Aber Brinken sagte: „Nimm dich in acht, Junge! Sie hat englische, zurückgekniffene Lippen."

Der hübsche Grödel nickte: „Ihre Mutter war Engländerin."

Digitized by Google

„Ich hab mirs gedacht", meinte Brinken. „Nimm dich in acht, Junge!"

Aber der Baron hörte nicht; er stellte das Glas zurück auf den Tisch und rannte fort zum Tanzsaal.

„Sie mögen die Engländerinnen nicht?" fragte Erhardt.

Dr. Handl lachte: „Wissen Sie das nicht? Er haßt alle Frauen, die ein wenig Rasse und Klasse haben und ganz besonders, wenn sie englisch sind! Nur dicke, dumme, blöde Weiber finden Gnade vor seinen Augen — Gänse und Kühe!"

„Aimer une femme intelligente est un plaisir de pédéraste!" zitierte Graf Attems.

Brinken zuckte die Achseln. „Obs das grade ist, weiß ich nicht. Auch ists nicht richtig, daß ich die Frauen hasse, die Intelligenz haben: wenn sie weiter nichts haben, mögen sie mir sonst recht sympathisch sein. Nur vor denen, die eine Seele haben, Gefühl, Phantasie — vor denen fürchte ich mich in Liebessachen. Kühe und Gänse sind biedere Tiere — die fressen Heu und Körner und nicht ihresgleichen."

Die andern schwiegen; da fuhr er fort:

„Ich kanns euch näher erklären, wenn ihr wollt. — Heute früh ging ich spazieren durch die Morgensonne, da sah ich in Val Madonna ein paar verliebte Schlangen. Zwei stahlblaue, dicke Nattern, anderthalb Meter lang eine jede. Es war ein schönes

Digitized by Google

Spiel; sie glitten zwischen den Steinen, kamen vor und zurück, zischten sich an. Endlich ringelten sie sich hoch aneinander, standen wiegend auf den Schwänzen, hochaufgerichtet, engverschlungen. Die Köpfe fuhren gegeneinander, die Mäuler waren weit geöffnet, die gespaltenen Zungen stachen durch die Luft. Oh, nichts ist schöner als solch Hochzeitspiel! Die goldenen Augen leuchteten — ich meinte, daß die beiden blitzende Krönlein auf den Köpfen trügen!

Dann fielen sie voneinander, ermattet von dem wilden Spiel, lagen da in der Sonne. Die weibliche Schlange erholte sich bald, langsam schob sie sich zu auf den todmüden Bräutigam. Faßte ihn beim Kopf; schlang den völlig kraftlosen ein. Würgte würgte, millimeterweise schlang sie, unendlich langsam, den Leib des Gefährten hinab. Es war eine schreckliche Arbeit; man sah, wie alle ihre Muskeln arbeiteten, um das Tier, das größer war wie sie selbst, herunterzuschlingen. Aus den Gelenken schoben sich ihre Kiefer; sie bog sich hin und zurück, fraß immer tiefer den armen Gemahl ein. Schließlich ragte nur dessen Schwanz eine Handbreit aus dem Maule heraus — weiter ging es eben nicht. So lag sie da, plump, häßlich, völlig unfähig, sich zu rühren."

„Na, und kein Stock und kein Stein da?" rief Dr. Handl.

„Wozu?" sagte Brinken. „Sollte ich sie viel-

leicht bestrafen? Die Natur ist nun einmal Teufelswerk, nicht Gotteswerk, das hat schon Aristoteles gesagt. Nein — ich ergriff den aus dem Maule ragenden Schwanz und zog den armseligen Geliebten aus seiner allzugefräßigen Angebeteten heraus. Sie lagen dann eine halbe Stunde nebeneinander in der Sonne, vollkommen erschöpft — ich möchte wohl wissen, was sie sich derweil gedacht haben. Dann krochen sie in die Büsche, er links, sie rechts — denn selbst eine Schlangendame kann ihren Gemahl nicht zweimal fressen. Aber vielleicht wird der arme Kerl sich nach dieser Erfahrung doch hüten, wieder auf Freiersfüßen zu wandeln."

„Nichts Außerordentliches", sagte Erhardt. „Jedes Spinnenweibchen frißt ihr Männchen nach der Hochzeit auf."

Brinken fuhr fort: „Und die Mantis religiosa, die Gottesanbeterin, wartet erst nicht auf das Ende — das können Sie jeden Tag hier auf der Insel beobachten! Sie wendet geschickt den Hals herum, greift mit ihren entsetzlichen Beißzangen den Kopf des auf ihr sitzenden Liebhabers und beginnt diesen ruhig zu verzehren — mitten im Liebesakt. Nirgends aber, meine Herren, werden Sie beim Menschen mehr Atavismen finden als im Sexualleben — ich für meine Person bedanke mich für die seelischen Anwandlungen auch der schönsten Houri, die sich plötzlich als Schlange, Spinne oder Gottesanbeterin entpuppt."

Digitized by Google

„Ich bin noch keiner begegnet!“ bemerkte Dr. Handl.

„Das will nicht sagen, daß Sie ihr nicht morgen schon begegnen können“, antwortete Brinken. „Sehn Sie sich doch eine Sammlung irgendeiner Universitätsanatomie an, Sie finden da viel tollere Zusammenstellungen atavistischer Monstrositäten, als sich die Phantasie eines Durchschnittsmenschen ausdenken kann. Von den ganz gewöhnlichen Hasenscharten und Wolfsrachen angefangen, können Sie da — in menschlicher Gestalt — das ganze Tierreich finden. Und manche solcher Geschöpfe sind lebensfähig, leben sieben, zwölf Jahre und noch länger. Kinder mit Eberzähnen und solche mit Schweinsköpfen, Kinder mit Schwimmhäuten zwischen allen Fingern, zwischen Armen und Beinen, mit einem Froschmaul und Froschkopf und Froschaugen. Kinder mit Geweihen am Kopfe, nicht nur Hirschgeweihen — sondern Zangengeweihen wie beim Hirschkäfer. Wenn Sie solch ungeheuerliche Atavismen überall sehen können — ist es da weiter verwunderlich, daß sich einige absonderliche Eigenschaften von dem und jenem Tiere auch im menschlichen Seelenleben wiederfinden? Erstaunlich ist eigentlich nur, daß wir nicht viel häufiger darüber stolpern. Doch mag das seinen Grund darin haben, daß kein Mensch gern darüber redet. Sie können jahrelang sehr intim mit einer Familie verkehren, ohne zu er-

fahren, daß einer der Söhne als völliger Cretin in einer Anstalt untergebracht ist."

„Zugegeben!" rief Erhardt. „Aber damit haben Sie uns noch keineswegs Ihren Argwohn vor gefährlichen Frauen erklärt! Reden Sie: wer war Ihre Gottesanbeterin?"

„Meine Gottesanbeterin", sagte Brinken, „betete zu Gott jeden Morgen und jeden Abend — und brachte es fertig, daß ich mit ihr betete. Lachen Sie nicht, Graf, es war ganz wörtlich so, wie ich sage. Meine Gottesanbeterin ging zweimal jeden Sonntag zur Kirche und in die Kapelle zweimal am Tage. An drei Tagen in der Woche besuchte sie ihre Armen. Meine Gottesanbeterin —"

Er unterbrach sich, mischte seinen Whisky und trank. Dann fuhr er fort:

„Damals war ich eben achtzehn Jahre alt, Student in den ersten Ferien. Während meiner Gymnasial- und Universitätszeit schickte mich die Mutter in den Ferien stets irgendwohin ins Ausland — das sei gut für meine Bildung, meinte sie. Diesmal war ich in England, bei einem Schulprofessor in Dover, wo ich mich gründlich langweilte. Durch einen Zufall lernte ich dort Sir Oliver Bingham kennen, einen Vierziger, der mich einlud, ihn auf seinem Gut in Devonshire zu besuchen. Ich sagte sofort zu und fuhr ein paar Tage drauf mit ihm ab.

Binghamcastle war ein prächtiger Herrensitz, vierhundert Jahre und mehr im Besitz der Familie.

Digitized by Google

Ein großer, wohlgepflegter Park, mit Golflinks und Tennisplätzen; ein kleiner Fluß floß hindurch, wo die Ruderboote lagen. Zwei Dutzend Reitpferde im Stall — und alles zur Verfügung des Gastes. Es war das erste Mal, daß ich englische Gastfreundschaft genoß und ihre wundervolle Freiheit — meine junge Freude war grenzenlos.

Lady Cynthia war die zweite Frau Sir Olivers. Er hatte zwei Söhne aus erster Ehe; beide waren in Eaton. Das sah ich sofort, daß diese Ehe nur dem Namen nach bestand. Sir Oliver und Lady Cynthia gingen wie zwei völlig Fremde nebeneinander her. Zwischen ihnen bestand nichts als eine äußerst gewählte, manchmal etwas gewollte Höflichkeit, die dennoch kaum je etwas Peinliches hatte. Die angeborene und anerzogene Konvention half beiden leicht über alle Klippen hinweg. Erst viel später begriff ich, daß Sir Oliver, kurz ehe er mich seiner Frau vorstellte, mich wohl hatte warnen wollen. Damals achtete ich nicht darauf. Er sagte: ‚Sehen Sie mein Junge — Lady Cynthia, nun — sehn Sie — also — nun, besser nehmen Sie sich in acht!' Er konnte nicht recht herausreden, was er dachte, und wie gesagt, ich begriff ihn nicht.

Er, Sir Oliver, war ein rechter Landedelmann vom alten Stil — wie Sie ihn in jedem englischen Roman finden. Eaton, Oxford — Sport und ein wenig Politik. Seine Landwirtschaft machte ihm Freude, und er verstand sich drauf, da war kein

Zweifel. Alle liebten ihn in Binghamcastle, Menschen und Tiere; er war ein starker, blonder Mann, braun und gesund und mit einem großem offenen Herzen. Er seinerseits liebte nicht weniger das, was ihn umgab und zeigte diese ländliche Abart der Liebe ganz besonders und ziemlich wahllos dem jüngeren weiblichen Personal. Das geschah ohne jede Heuchelei und ganz offensichtlich — nur Lady Cynthia schien durchaus nichts davon zu bemerken.

Es war diese offenbare Untreue seiner Frau gegenüber, die mich gleich in den ersten Tagen tief verletzte. Wenn je eine Frau, so schien mir, die volle unbeschränkte Liebe eines Mannes verdient hatte, so war dies Lady Cynthia, wenn Ehebruch je ein Verrat und ein abscheuliches Verbrechen war, so war es dieser Frau gegenüber.

Sie mochte siebenundzwanzig Jahre alt sein. Wenn sie im Mittelalter gelebt hätte, in Rom oder Venedig — man würde ihr Bild heute in allen Kirchen sehn: nie sah ich eine Frau, die so sehr ‚Madonna' war. Das goldschimmernde Braunhaar trug sie in der Mitte gescheitelt; ihre Züge waren von erlesener Regelmäßigkeit, ihre Augen deuchten mich Meere amethystener Träume. Ihre langen, schmalen Hände waren von einer fast durchsichtigen Weiße — ihr Hals, ihr Nacken — es schien mir, als ob diese Frau kaum mehr irdisch sei.

Digitized

Man hörte nie ihren Schritt, es war, als schwebte sie durch die Räume.

Kein Wunder, daß ich verliebt war. Ich habe damals Sonette zu Dutzenden geschrieben, erst deutsch — dann englisch. Sie sind vermutlich herzlich schlecht gewesen — aber wenn Sie sie noch lesen könnten, meine Herrn, könnten Sie gewiß aus ihnen die minutiöseste Beschreibung dieser seltenen Schönheit ersehn. Und zugleich meines Gemütszustandes.

Und diese Frau betrog Sir Oliver rechts und links, ohne sich die Mühe zu geben, das zu verbergen. Ich konnte es nicht hindern: ich mußte ihn hassen. Er merkte das gut; er nahm ein paarmal den Anlauf, mit mir darüber zu sprechen, aber er fand wohl nicht den richtigen Weg.

Nie sah ich Lady Cynthia lachen — und nie weinen. Sie war ungewöhnlich still, wie ein Schatten glitt sie durch das Haus und den Park. Sie ritt nicht, spielte nicht Golf, trieb überhaupt keinen Sport. Auch um die Haushaltung bekümmerte sie sich nie; die war vollständig dem alten Hausmeister überlassen. Sehr fromm war sie, besuchte regelmäßig die Kirche und die Armen dreier Dörfer. Sie betete vor jeder Mahlzeit; jeden Morgen und jeden Abend ging sie in die kleine Schloßkapelle und kniete zum Gebet nieder. Nie sah ich sie eine Zeitung lesen und nur selten ein Buch. Dagegen stickte sie viel, Richelieu, Madeira, machte Spitzen,

Rosen und Kanten. Zuweilen saß sie am Flügel im Musikzimmer; spielte auch wohl die Orgel der Kapelle. Während ihrer Handarbeit sang sie manchmal, mit halblauter Stimme, fast nur einfache Volkslieder. Erst manche Jahre später fiel mir auf, wie absurd es war, daß diese Frau, die nie ein Kind gehabt hatte, mit besonderer Vorliebe Wiegenlieder sang. Damals nahm ich es als eine träumerische Sehnsucht, die ich entzückend fand.

Unser Verhältnis bestimmte sich vom ersten Tage an: sie war die Herrin, und ich war der gehorsame, unendlich verliebte, doch sehr artige Page. Sie ließ sich zuweilen von mir vorlesen — Walter Scotts Ritterromane. Sie duldete mich um sich, wenn sie spielte oder stickte, und sang manchmal für mich. Bei den Mahlzeiten saß ich neben ihr — da Sir Oliver oft über Land war, waren wir sehr häufig allein. Ihre Sentimentalität hatte vollkommen von mir Besitz ergriffen: sie schien still über irgend etwas zu trauern — und ich hielt es für meine Pflicht, mitzutrauern.

Oft, in später Nachmittagstunde, stand sie an dem schmalen Fenster des Turmzimmers. Ich sah sie vom Parke aus da stehn; trat auch einigemale während dieser Stunde ins Zimmer. Eine knabenhafte Scheu hielt mich dann ab, sie anzusprechen, ich schlich hinaus auf den Zehenspitzen, lief die Treppen hinab in den Garten, versteckte mich weitab hinter einen Baum und sandte sehnsüchtige

Blicke aus der Ferne zum Fenster hinauf. Sie stand da lange Zeit, unbeweglich. Manchmal verkrampften sich ihre Hände, ein Zucken flog über ihr Gesicht — aber die tiefen Amethysten ihrer Augen starrten hinaus, regungslos. Sie schien nichts zu sehn — ihr Blick drang über Bäume und Büsche, seltsam besessen.

Einmal, weiß ich, speiste ich allein mit ihr zur Nacht. Wir sprachen lange nach der Mahlzeit, gingen dann ins Musikzimmer. Sie spielte für mich — es war nicht die Musik, die mich glühen machte. Ich starrte auf diese weißen Hände, diese Finger, die nichts Menschliches mehr hatten. Als sie geendet, sich halb zu mir hinwandte, ergriff ich ihre Hand, beugte mich hinab und küßte ihre Fingerspitzen. In diesem Augenblicke trat Sir Oliver hinein. Lady Cynthia bot ihm, höflich wie stets, Guten Abend; dann ging sie hinaus.

Sir Oliver hatte meine Bewegung gesehn; er sah dazu meine leuchtenden Augen, die hinausschrieen, wie es in mir aussah. Er stapfte ein paarmal mit langen Schritten im Zimmer auf und ab, unterdrückte mühsam ein paar gute Flüche. Dann kam er auf mich zu, klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Ums Himmels willen, Junge — nehmen Sie sich in acht! Ich sage Ihnen also — nein — ich bitte Sie, ich beschwöre Sie — nehmen Sie sich in acht! Sehn Sie — —“

Hier trat Lady Cynthia wieder ins Zimmer, ihre

Digitized by Google

Ringe zu holen, die sie auf dem Flügel hatte liegen lassen. Sir Oliver brach kurz ab, preßte mir kräftig die Hand, verbeugte sich vor seiner Frau und ging hinaus. Lady Cynthia kam auf mich zu, streifte einen nach dem andern, ihre Ringe an die Finger. Dann reichte sie mir zum Gutenachtgruß beide Hände. Sie sprach kein Wort, aber ich fühlte, was sie befahl: ich beugte mich herab und bedeckte ihre Hände mit glühenden Küssen. Sie ließ sie mir lange — endlich machte sie sich los und ging.

Ich hatte das Gefühl, als hätte ich ein schweres Unrecht begangen gegen Sir Oliver, als ob es Ehrenpflicht sei, ihm davon Mitteilung zu machen. Es schien mir leichter, das schriftlich zu tun; ich ging also in mein Zimmer und setzte mich an den Schreibtisch. Ich schrieb einen Brief — zwei Briefe — drei Briefe; einer erschien mir immer dummer als der andere. Schließlich entschloß ich mich doch zur mündlichen Aussprache; ich machte mich also auf, Sir Oliver zu suchen. Um nicht wieder wankend zu werden, lief ich die Treppen hinauf, so schnell ich konnte — vor der Tür seines Rauchzimmers aber, die weit offen stand, blieb ich plötzlich stehn. Ich hörte Stimmen drinnen; erst das gutmütige, etwas breite Lachen Sir Olivers, dann eine Frauenstimme.

„Aber Sir Oliver", sagte die Stimme.

„Geh, sei kein Närrchen," lachte Sir Oliver, „hab dich nicht so!"

Digitized by Google

Ich drehte auf dem Flecke um, schlich die Treppe hinunter. Es war Millicents Stimme, eines der Stubenmädchen. Die also hatte er bei sich.

Zwei Tage drauf fuhr Sir Oliver nach London. Ich blieb allein in Binghamcastle, allein mit Lady Cynthia.

In dieser Zeit war ich im Wunderlande — in einem Eden, das für mich allein die Gottheit schuf. Es ist schwer, den Traumzauber zu beschreiben, in dem ich lebte. Damals versuchte ich es in einem Briefe an meine Mutter — als ich vor wenigen Monaten sie besuchte, zeigte sie mir diesen Brief, den sie getreulich aufbewahrt hatte. Der Umschlag trug auf der Rückseite die Worte: „Ich bin sehr glücklich!" Der Brief selber enthielt diesen erstaunlichen Gefühlserguß:

‚Liebe Mutter: Wie es hier ist? Wie mir ist? — Oh Mutter — oh Mutter, Mutter!'

Und noch ein halbdutzendmal: ‚Oh Mutter!' Nichts sonst!

Damit kann man nun freilich den höchsten Schmerz, die wildeste Verzweiflung so gut ausdrücken, wie höchste Wonne und das größte Glück — aber etwas sehr Superlatives muß es gewiß sein!

Ich paßte früh morgens auf, wenn Lady Cynthia in die Kapelle ging, die ein wenig entfernt vom Schloß an dem kleinen Fluß lag. Dann wartete ich, bis sie hinauskam und geleitete sie zum Früh-

Digitized by Google

stück. Eines Morgens machte sie ein Zeichen — ich verstand es, ohne daß sie etwas zu sagen brauchte. Ich folgte ihr also in die Kapelle; sie kniete zum Gebet und ich kniete hinter ihr. Seither ging ich stets mit ihr in die Kapelle. Zuerst tat ich nichts, als sie anstarren, aber allmählich tat ich wie sie — ich betete. Denken Sie, meine Herren, ein deutscher Student! Ich weiß nicht mehr recht, was und zu wem ich betete, aber es war irgendein Dank für so viel Glück und ein Schauer heißer Wünsche für diese Frau.

Ich ritt viel — irgendwie mußte mein überschäumendes Blut sich austoben. Einmal war ich ziemlich früh hinausgeritten, hatte mich im Lande verirrt und saß durch manche Stunden im Sattel. Als ich endlich den Weg zum Schloß zurückfand, brach ein wütendes Gewitter aus, ein regelrechter Wolkenbruch. Ich kam an den Fluß und fand die Holzbrücke fortgerissen; um zu der nächsten steinernen Brücke zu kommen, hätte ich ein gutes Stück hinaufreiten müssen. Naß war ich ohnehin, so sprang ich also mit dem Gaul in den reißend angeschwollenen Fluß. Ich kam hinüber — obwohl ich die Kraft meiner abgetriebenen Stute stark überschätzt hatte und ein gutes Teil hinabgetrieben wurde. Lady Cynthia erwartete mich in ihrem Wohnzimmer; ich eilte also gleich in meine Räume, badete und kleidete mich um. Vielleicht sah ich ein wenig müde aus, jedenfalls be-

Digitized by Google

stand sie darauf, daß ich mich auf den Diwan legte. Dann setzte sie sich zu mir, streichelte meine Stirn und sang:

„Rockaby Baby on the tree top —
When the wind blows, the cradle will rock,
When the bough breaks, the cradle will fall,
Down will come baby, cradle and all!"

Sie streichelte meine Stirne und sang — es war, als ob ich in einer Wunderwiege läge, die am hohen Ast des Baumes hing. Der Wind blies und sang, und meine Wiege schaukelte in den Lüften. Wenn nur nicht der Ast brechen wollte, dachte ich.

Nun, meine Herren, mein Ast brach — und ich fiel hinab, unsanft genug.

— Lady Cynthia ließ mir ihre Hände zu jeder Zeit — nur ihre Hände. Ich zitterte nach ihren Schultern, ihrer Stirne — oh, an die Lippen wagte ich nicht zu denken. Ich sprach nie darüber; aber meine Blicke boten ihr mein Herz und meine Seele — und alles — an jedem Tag und zu jeder Stunde. Sie nahm alles und gab mir ihre Hände.

Manchmal, am späten Nachmittag, wenn ich stundenlang bei ihr gesessen hatte, wenn mein Blut aus allen Poren schrie, stand sie auf, sagte still: „Nun reite!" Sie ging nebenan in ihr Turmzimmer — leise folgte ich ihr, blickte durch die Vorhänge. Sie nahm ein kleines Buch auf, in alten Brokat gebunden. Sie setzte sich nieder, las —

Digitized by Google

wenige Minuten nur, dann stand sie wieder auf. Ging ans Fenster, starrte hinaus. Ich ging in den Stall, sattelte mein Pferd, ritt durch den Park, dann hinaus in die Felder. Wie ein Wahnsinniger galoppierte ich durch den Abend. Ein kaltes Bad, wenn ich zurückkam — so fand ich ein wenig Ruhe für das Nachtmahl.

Einmal war ich früher ausgeritten, kam zurück zur Teezeit. Ich traf sie auf dem Gang, als ich zum Badezimmer ging.

„Komm," sagte sie, „wenn du fertig bist! — Eil dich, der Tee wartet im Turm."

Ich war im Kimono. „Ich muß mich noch anziehn," antwortete ich.

„Komm, wie du bist," sagte sie.

Ich sprang ins Bad, öffnete die Brause; in wenigen Minuten war ich fertig. Ich ging ins Turmzimmer. Sie saß auf dem Diwan, ihr kleines Buch in der Hand — das legte sie weg, als ich eintrat. Sie war im Kimono, wie ich — ein wunderbarer Kimono, Purpur mit Blumen aus mattem Grüngold. Sie schenkte mir Tee ein, butterte mir Toast. Kein Wort sprachen wir. Ich würgte den Toast herunter, goß den heißen Tee hinterher. Ich zitterte an allen Gliedern, schließlich liefen mir die hellen Tränen aus den Augen. Ich kniete vor ihr, griff ihre Hände, grub meinen Kopf in ihren Schoß. Sie ließ mich gewähren.

Endlich stand sie auf. Sagte still: „Du darfst

Digitized by Google

alles tun — alles. Aber du darfst kein Wort sprechen. Kein Wort, kein Wort!"

Ich verstand nicht, was sie meinte; aber ich stand auf und nickte. Langsam ging sie zum schmalen Fenster.

Ich zögerte, wußte nicht recht, was ich tun sollte. Schließlich ging ich ihr nach, stellte mich hinter sie.

Ich wußte: ich sollte nicht sprechen.

Ich blieb unschlüssig stehn, regungslos wie sie. Ich hörte ihren leichten Atem. Dann beugte ich mich nieder, unendlich langsam, berührte ihren Nacken mit meinen Lippen. O so zart — kein Schmetterling mag zarter küssen. Dann fühlte ich — sie empfand diesen Kuß. Ein leiser Schauer ging durch ihre Haut.

Ich küßte die Schultern, ihren Hals, ihre duftenden Haare, die süßen Ohren. Leicht nur, sehr sanft, pagenhaft verlegen. Meine Finger suchten, fanden ihre Arme. Streichelten sie, schmeichelten auf und nieder. Ein Seufzer schwang sich aus ihren Lippen — weit in den Abend hinein.

Ich sah die hohen Bäume da draußen — hörte den Schlag einer verspäteten Nachtigall.

Ich schloß die Augen. Ich fühlte sie — fühlte sie — nichts war zwischen uns, nur ein wenig Seide.

Ich atmete tief und hörte sie atmen. Mein Leib bebte bis zu den Zehen hinab, und ich fühlte, wie sie zitterte in meinen Armen. Schneller ging ihr Atem und schneller, ein heißer Schauer griff ihren

Digitized by Google

Leib. Da griff sie meine Hände, preßte sie gegen ihre Brüste.

Ich umschlang sie mit beiden Armen, zog sie eng an mich. So hielt ich sie — ich weiß nicht wie lange —

Endlich ließ sie die Arme fallen. Sie drohte umzusinken, hing eine Weile in meinen Armen. Dann raffte sie sich auf. „Geh," sagte sie leise.

Ich löste meine Hände, wie sie befahl. Ließ sie, schlich hinaus auf den Fußspitzen.

An diesem Abend sah ich sie nicht mehr; ich war allein beim Nachtmahl.

Etwas war geschehn, aber ich wußte nicht, was es war. Sehr dumm war ich damals.

Am andern Morgen wartete ich auf sie vor der Kapelle. Lady Cynthia nickte mir zu, ging hinein. Sie kniete nieder und betete, wie an jedem Morgen.

Ein paar Tage später — und dann wieder und noch einmal — sagte sie: „Komm heute Abend!" Und sie vergaß nie hinzuzufügen: „Kein Wort darfst du sprechen, kein Wort!"

Achtzehn Jahre war ich damals alt und sehr dumm und unerfahren. Aber Lady Cynthia war sehr klug und es geschah alles, was sie wollte. Kein Wort sprach mein Mund und ihr Mund kein Wort — nur ihr Blut sprach zu meinem Blute.

Dann kam Sir Oliver zurück. Wir saßen beim Abendessen, Lady Cynthia und ich; ich hörte Sir Olivers Stimme in der Halle. Ich ließ die Gabel

Digitized

sinken — ich glaube, daß ich bleicher wurde als der Damast der Tischdecke. Nicht Furcht — das war es gewiß nicht. Aber ich hatte in dieser Zeit vollständig vergessen, daß dieser Mann noch auf der Welt war, Sir Oliver!

Er lebte, er war da, er trat ins Zimmer — das war es, was mich entsetzte.

Sir Oliver war sehr gut gelaunt an diesem Abend. Er bemerkte gewiß meine Verlegenheit, aber er verriet das mit keiner kleinsten Geste. Er aß und trank, erzählte von London, sprach von Theatern und Pferden. Er entschuldigte sich sofort nach der Mahlzeit, klopfte mir auf die Schulter, sagte seiner Frau in ausgesucht höflicher Form gute Nacht. Doch wartete er noch einen Augenblick, es schien mir, als ob er mich beobachtete. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, so stammelte ich ein paar Worte, daß ich müde wäre, küßte Lady Cynthias Hände und ging.

In dieser Nacht schlief ich nicht eine Stunde. Ich hatte stets die Empfindung, als ob Sir Oliver zu mir kommen würde; ich lauschte auf jeden Tritt im Schlosse, sicher, daß er kommen würde. Aber er kam nicht. Endlich zog ich mich aus, ging zu Bett. Überlegte, was nun geschehn müsse — und was geschehn war in dieser Zeit.

Eins schien mir klar: ich mußte Sir Oliver alles sagen. Mußte mich ihm zur Verfügung stellen. Aber — — wozu? Ich wußte, daß es in England

kein Duell gab, daß er mich auslachen würde, wenn ich nur davon anfangen wollte. Nur — was sonst? Sollte er vor Gericht gehn, mich verklagen? Er — mich? Das war noch lächerlicher — und ganz gewiß keine Genugtuung für ihn. Oder — die Faust? Er war viel größer, viel breiter und stärker wie ich, einer der besten Amateurboxer des Landes. Ich hatte keine Ahnung von dieser Kunst — das bißchen, was ich konnte, hatte er mir beigebracht.

Immerhin — ich konnte mich ihm stellen, mochte draus werden, was wollte!

Dann aber — wenn ich sprach — war es nicht ein infamer Verrat an Lady Cynthia? Mochte er mich zum Krüppel boxen — was lag daran! Aber sie, diese süße, heilige Frau, sie —

Was würde aus ihr werden?

Denn sie war nicht schuldig. Alle Schuld trug ich, nur ich allein — das empfand ich in jeder Fiber meines Seins. Ich war in ihr Haus gekommen, ich hatte sie geliebt vom ersten Augenblicke an. Ich hatte ihr nachgestellt, ihr aufgelauert, sie verfolgt, wo es nur immer ging. Nicht zufrieden, daß sie mir ihre weißen Hände ließ, hatte ich sie begehrt, mehr und mehr, heißer jeden Tag, bis —

Freilich, gesprochen hatte ich nie. Aber hatte mein Blut nicht geschrien nach ihr, jede Stunde? Was brauchte es Worte, wo meine Augen sangen, wo mein Leib schon bei ihrem Anblick erbebte?

Digitized by Google

Sie, brutal zurückgesetzt von einem rohen Ehemann, tagtäglich betrogen und beschimpft vor ihren Augen, gequält, und diese Qualen und Beschimpfungen ertragend wie eine Heilige — oh, sie traf kein Schatten einer Schuld! War es ein Wunder, daß sie endlich den Verlockungen eines Verführers erlag, der ihr folgte auf Tritt und Schritt —?

Und selbst dann — selbst dann blieb sie die Heilige, die sie war. Sie gab ihren Leib — oh mehr aus der unendlichen Güte ihres Herzens, aus reinem Mitleid für den Jungen, der sich in Sehnsucht nach ihr verzehrte! Sie gab sich mir — wie sie ihren Armen gab — und blieb rein trotz allem! Und so groß war ihre süße Scham, daß sie mir verbot, zu sprechen in solchen Stunden, daß sie sich nicht einmal umwandte, nicht einmal ins Auge mir sah —

Alles verstand ich nun. Ich allein trug alle Schuld. Ich war der Verführer, ich der erbärmliche Schuft —

Und nun sollte ich dies Werk krönen — sollte vor Sir Oliver hintreten, ihm sagen —?

Nein, nein!

Dann wieder — — etwas mußte geschehn!

Ich fand es nicht. Die Nacht ging vorbei — ich fand es nicht.

Ich frühstückte auf meinem Zimmer. Dann kam der Butler: Sir Oliver lasse fragen, ob ich mit ihm Golf spielen wolle?

Ich nickte. Ich zog mich an, ging hinaus, traf ihn draußen.

Digitized by Google

Ich bin nie ein guter Golfspieler gewesen. Diesmal aber schlug ich Löcher in den Rasen, statt den Ball zu treffen. Sir Oliver lachte: „Was gibts denn?“ fragte er.

Ich sagte irgendwas. Aber als mein Schlag immer jämmerlicher wurde, wurde er ernst. Plötzlich kam er auf mich zu, fragte: „Ist es — —? Waren Sie — am Fenster, mein Junge?“

Nun war es so weit. Ich ließ meinen Golfstock fallen — mochte er mich erschlagen mit seinem Eisen.

Ich nickte. „Ja,“ sagte ich tonlos.

Sir Oliver pfiff. Er wollte sprechen — aber er sagte nichts. Er pfiff. Dann drehte er um, ging langsam dem Schlosse zu. Ich folgte ihm von weitem.

Lady Cynthia sah ich nicht an diesem Morgen. Als zum Luncheon geschellt wurde, zwang ich mich, hinunterzugehn. Vor dem Eßzimmer traf ich Sir Oliver; er kam auf mich zu, sagte: „Ich möchte, daß Sie heute nicht allein mit Lady Cynthia reden!“ Dann schob er mich durch die Tür.

Während des Essens sprach ich kaum ein Wort und Lady Cynthia nicht viel mehr. Sir Oliver führte wieder die Unterhaltung, so gut es eben gehn wollte. Nachher befahl Lady Cynthia, anspannen zu lassen; sie wollte ausfahren, ihre Armen aufzusuchen. Sie reichte mir die Hand, die ich küßte; sagte: „Tee um fünf Uhr!“

Digitized by Google

Sie kam erst um sechs Uhr heim; ich stand am Fenster, als ihr Wagen in den Hof rollte. Sie sah hinauf zu mir. ‚Komm!' sagte ihr Blick. Vor der Tür traf ich Sir Oliver. „Lady Cynthia ist zurück!" sagte er. „Wir wollen mit ihr Tee trinken." — Jetzt kommt es, dachte ich.

Nur zwei Tassen standen auf dem kleinen Tisch — es war augenscheinlich, daß Lady Cynthia nur mich erwartete und nicht ihren Gatten. Aber sie schellte sofort, ließ noch eine Tasse bringen. Wieder versuchte Sir Oliver, eine leichte Unterhaltung zu führen, aber es ging noch schlechter als beim Luncheon. Endlich sprach keiner mehr ein Wort.

Dann ging Lady Cynthia. Sir Oliver sprach noch immer nicht; schweigend saß er da, pfiff leise durch die Zähne. Endlich sprang er auf, als ob er einen plötzlichen Einfall habe. „Bitte auf mich warten!" rief er. Eilte hinaus.

Ich brauchte nicht lange zu warten, nach wenigen Minuten war er wieder zurück. Er winkte mir, mitzukommen. Wir gingen durch ein paar Räume — ah ich fühlte es — dem Turmzimmer zu. Sir Oliver schlug die Vorhänge zurück, schaute hinein; dann wandte er sich zu mir, sagte: „Bring das kleine Buch, das dort auf dem Schemel liegt."

Ich gehorchte. Ich glitt durch die Vorhänge — am Fenster sah ich Lady Cynthia stehn. Ich fühlte: das ist Verrat, was ich tue — aber ich be-

griff nicht, wie und was. Sehr leise ging ich zu dem Schemel, griff das kleine, brokatgebundene Buch, das ich so oft in ihrer Hand gesehn hatte. Schlich wieder zurück, gab das Bändchen Sir Oliver. Er nahm es, faßte mich unter den Arm, flüsterte: „Komm, mein Junge!"

Ich folgte ihm. Die Treppen hinunter. Über den Hof — dann in den Park. Er ging neben mir, griff wieder meinen Arm, die andere Hand krampfte sich um das rote Buch. Endlich begann er:

„Sie lieben sie? — Sehr? Sehr, mein Junge?" Aber er verlangte keine Antwort. „Es ist nicht nötig zu sprechen! Ich liebte sie auch — mehr vielleicht — damals schon war ich doppelt so alt wie Sie sind! Nicht Lady Cynthias wegen spreche ich zu Ihnen — — Ihretwegen!" Wieder schwieg er, führte mich durch die Allee, dann links hinein auf einen kleinen Seitenweg. Da stand eine Bank unter den alten Ulmen; er setzte sich, winkte mir, neben ihm Platz zu nehmen. Dann hob er die Hand, zeigte hinauf. „Schaun Sie," flüsterte er, „da steht sie!"

Ich blickte auf — da stand Lady Cynthia am Fenster. „Sie wird uns sehn!" sagte ich.

Sir Oliver lachte auf: „Sie wird uns nicht sehn. Und wenn hundert Menschen hier säßen und ständen — sie wird keinen sehn und keinen hören! Das hier sieht sie — das fühlt sie — und sonst nichts!"

Er preßte das Bändchen in seinen starken Fingern, als ob er es zerreißen wollte; drückte es mir in die Hand. „Es ist grausam, Ihnen das zu zeigen, mein armer Junge, sehr grausam, ich weiß es! Aber es muß sein — Ihretwegen! Da — lesen Sie!“

Ich schlug das Bändchen auf, das nur wenige Seiten hielt, starkes Japanpapier. Nicht bedruckt — beschrieben. Und es war Lady Cynthias Handschrift.

Ich las:

„Die Hinrichtung des Robert François Damiens auf dem Grèveplatze zu Paris am 28. März 1757.

Nach dem Bericht des Augenzeugen — —“

Die Buchstaben flackerten mir vor den Augen — was, was hatte das mit der Frau zu tun, die dort am Fenster stand? Ich stotterte, ich konnte die Worte nicht erkennen, ließ das Blatt sinken. Sir Oliver griff es auf, begann mit lauter Stimme:

„— nach dem Bericht des Augenzeugen Herzog von Croy. — Robert Damiens, der am 5. Januar 1757 einen Mordversuch auf das geheiligte Haupt Seiner Majestät des Königs Ludwig XV. von Frankreich machte und ihn an diesem Tage zu Versailles durch einen Messerstich in die linke Seite verwundete, mußte seine Tat am — —“

Ich sprang auf. Etwas jagte mich fort, ich hatte ein Empfinden, als müßte ich fliehn, mich verstecken irgendwo im dichtesten Gebüsch, wie ein

verwundetes Wild. Aber die starke Faust Sir Olivers griff meinen Arm, zog mich auf die Bank zurück. Und seine unerbittliche Stimme las:

„— seine Tat am 28. März 1757 büßen. Es wurde an ihm dasselbe Urteil vollstreckt, wie am 27. Mai 1610 an François Raveillac, dem Mörder König Heinrichs IV. — Damiens wurde am Morgen des Hinrichtungstages zunächst gefoltert, Brust, Arme, Schenkel und Waden wurden ihm mit glühenden Zangen aufgerissen, und in die Wunden geschmolzenes Blei, siedendes Öl, brennendes Pech mit Wachs und Schwefel vermischt hineingegossen. Nachmittags drei Uhr wurde der sehr kräftige Delinquent zur Notre-Damekirche, von dort nach dem Grèveplatze geführt; die Straßen waren überall von Menschenmassen gefüllt, die aber weder für noch gegen den Verbrecher irgendwie Stellung nahmen. Auf dem Grèveplatz selbst drängte sich das Volk in großen Scharen; während die vornehme Welt, festlich gekleidet und geschmückt, elegante Herren von Adel und Damen, die mit dem Fächer spielten und ihre Riechfläschchen für den Fall einer Ohnmacht bereit hielten, alle Fenster dicht besetzt hatten. Um halb fünf Uhr nahm dann das große Schauspiel seinen Anfang. Auf der Mitte des Platzes hatte man ein Podium aus Brettern errichtet, hierher wurde Damiens gebracht. Mit ihm bestiegen die Henker und zwei Beichtväter das Podium. Dieser riesige Mensch zeigte weder

Erstaunen noch Furcht, äußerte nur den Wunsch, schnell zu sterben. Sechs Henkersknechte banden nun seinen Rumpf mit eisernen Ketten und Ringen auf den Brettern fest, so daß er den Leib nicht mehr bewegen konnte. Darauf ergriff man die rechte Hand und ließ sie langsam in einem schwefligen Feuer verbrennen, wobei Damiens ein fürchterliches Geschrei erhob. Man sah, daß sich seine Haare auf dem Kopf steil aufrichteten, während die Hand ihm verbrannt wurde. Darauf machte man eiserne Zangen glühend und riß ihm wieder aus Armen, Beinen und der Brust tüchtige Fleischfetzen heraus; in die frischen Wunden goß man flüssiges Blei und siedendes Öl — die Luft des ganzen Platzes schien verpestet durch diesen Brandgestank.

Jetzt band man um Oberarm und Oberschenkel, um Handgelenke und Fußgelenke starke Stricke. Zugleich schirrte man vier kräftige Pferde an, die an den vier Ecken des Podiums hingestellt wurden. Man verband die Stricke mit dem Ledergeschirr der Pferde und peitschte nun auf die Tiere ein; diese sollten den Unglücklichen zerreißen. Über eine Stunde lang prügelte und peitschte man auf die Pferde los, doch gelang es ihnen nicht, weder einen Arm noch ein Bein dem äußerst starken Delinquenten auszureißen. Zwischen den Peitschenschlägen und den Schelten der Henkersknechte hörte man die furchtbaren Schmerzensrufe des

Menschen, die seine entsetzlichen Qualen über den Platz hinausschrien. Man spannte noch sechs Pferde vor — peitschte auf alle zugleich ein. Das Geschrei des Damiens steigerte sich zu einem wahnwitzigen Gebrüll. Endlich bekamen die Henker von den anwesenden Richtern die Erlaubnis, die Gelenke einschneiden zu dürfen, um so den Pferden ihre Arbeit zu erleichtern. Damiens hob den Kopf, um zu sehn, was man mit ihm machte. Er schrie aber nicht, während man ihm die Gelenke einschnitt, sondern drehte den Kopf nach dem ihm vorgehaltenen Kruzifix, den er küßte, während die beiden Beichtväter auf ihn einredeten. Dann hieb man wieder auf alle Pferde zugleich ein; endlich — nach anderthalb Stunden — gelang es, das linke Bein ihm abzureißen.

Das Volk auf dem Platz und die Vornehmen in den Fenstern klatschten in die Hände.

Man setzte die Arbeit fort; als der rechte Schenkel ausgerissen wurde, begann Damiens von neuem, wild zu schreien. Man schnitt dann die Schultergelenke ein und peitschte wieder auf die Pferde. Als der rechte Arm abgerissen wurde, wurde das Geschrei des Unglückseligen schwächer, sein Kopf fing an zu wackeln. Aber erst beim Ausreißen des linken Armes fiel der Kopf ganz nach hintenüber. So war nur noch der zuckende Rumpf übrig und der Kopf, dessen Haare weiß geworden waren. Aber dieser Kopf und dieser Rumpf — — lebten

Digitized by Google

noch. Man schnitt ihm nun die Haare ab und sammelte die Arme und Beine; währenddem näherten sich ihm wieder die Beichtväter. Herr Henri Samson, der Scharfrichter, hielt sie zurück, indem er ihnen mitteilte, daß Damiens soeben den letzten Seufzer ausgehaucht habe. So wurde dem gläubigen Verbrecher der letzte Trostspruch versagt. Denn man sah noch den Rumpf sich hin und her drehen, sah den Unterkiefer sich zum Sprechen bewegen. Dieser Rumpf atmete noch; seine Augen wandten sich an die Umstehenden —

Man verbrannte das, was noch übrig war, auf einem Scheiterhaufen. Streute die Asche in alle vier Winde.

Dies war das Ende jenes Unglücklichen, der die größten Qualen erlitt, die jemals ein Mensch erlitten hatte. Zu Paris, vor meinen Augen, und vor den Augen von vielen Tausenden von Menschen. Und auch vor den Augen von vielen vornehmen und schönen Frauen, die dort an den Fenstern standen."

* * *

„— Wundern Sie sich, meine Herren, daß ich seit jenem Abend mich ein wenig fürchte vor Frauen, die Gefühl haben, Seele, Phantasie? Und besonders, wenn es Engländerinnen sind?"

Digitized by Google

DER FALL PETERSEN

Lauda matris ecclesiae dulcissimam clementiam,
Quae septem purgat vitia per septiformam gratiam.

Hlge. Odo von Cluny.

DER FALL PETERSEN

Seine Ehren, der Richter Henry Taft Mc Guff rührte diesen Fall Petersen auf und gab ihm breiteste Öffentlichkeit, weil er von ihm einen starken Einfluß auf die im Senate schwebende Einwanderungsbill erhoffte. Er war sehr für diesen Entwurf — der dann ja Gesetz wurde — wonach die Zahl der Einwanderer in die Staaten auf nur drei Prozent des Durchschnitts beschränkt wurde, der — vor dem Kriege — sich alljährlich in das Land ergoß. Diese Haltung Seiner Ehren war begreiflich — vor seinem Richterstuhl im untern Neuyork erschien kaum je ein geborener Amerikaner. Es kam Richter Mc. Guff so vor, als ob in dieser Riesenstadt für Amerikaner überhaupt kein Platz mehr sei, als ob nur Juden, Iren, Deutsche, Italiener in ihr wohnten; dazu Dutzende von andern

Rassen, von denen er nie gehört hatte, und deren Namen er ebensowenig aussprechen konnte, wie die Namen seiner Angeklagten und Zeugen. Und es schien ihm dazu, daß all dies Gemisch der Abschaum der Nationen sei, daß Neuyork nur noch ein mächtiger Mülleimer sei, bis zum Rande vollgestopft mit dem faulenden Auswurf, den die ganze Welt ausspie. Er hielt sich für berufen, dies dem ganzen Lande zu beweisen. Richter Mc Guff war allen Zeitungen bekannt durch sein ausgiebiges Strafmaß, das die ohnehin schon ungeheuer drakonischen Maße aller andern Gerichte des Landes noch bei weitem übertraf. Er kam, da er durch so viele Jahre nur verbrecherische Ausländer aburteilte, schließlich zu der festen Ansicht, daß eigentlich jeder Ausländer vom Dampfer weg verhaftet und zunächst mal auf einige zwanzig Jahre einem amerikanischen Zuchthaus zur Besserung übergeben werden sollte. Zur Zeit der Deutschenhetze arbeitete kein Gerichtshof mit solchem Hochdruck, wie der des Richters Mc Guff — die Tatsache allein, daß ein Angeklagter in Berlin oder Köln geboren war, genügte, ihn völlig davon zu überzeugen, daß er ein gefährlicher Spion, ein Verschwörer des Kaisers sei, der Brücken und Fabriken in die Luft sprenge.

„The Kaiser-Canner" hieß er damals: der Mann. der den Kaiser einpökelt!

Zwei Jahre später arbeitete Seine Ehren Mc

Guff mit demselben Eifer gegen den Bolschewismus. Er wußte freilich nicht genau, was das war — and he didn't care either! Doch wußte er, daß ein tüchtiger Richter zugleich ein tüchtiger Politiker sein muß, der immer riechen muß, woher der Wind weht. Und der wehte im Lande gegen den Bolschewismus und gegen alles, was drum und dran hing. Er hielt wenig von Haarspaltereien, so machte er — wie alle Richter und wie alle Zeitungsleute und alle Politiker — scharfe Front gegen Kommunisten und Syndikalisten und Sozialisten und Radikale und Liberale — und den ganzen Plunder! Das war alles derselbe Dreck, und man hatte keine Zeit, da große Unterschiede zu machen. Da man nun diesen teuflischen Kerlen ihre Gesinnung nicht an der Nasenspitze absehn konnte, so war es gut, daß man dennoch äußere Anhaltspunkte hatte. Für Richter Mc Guff — wie für viele tausend andere — genügte es völlig, wenn jemand ein Russe war: dann war er auch Bolschewist. Sehr bald begriff er dann, daß auch andere Leute solche verbrecherische Tendenzen haben können, Ungarn, Italiener und besonders Juden. Jeder also von diesen Unglücklichen stand bei Richter Mc Guff in dem schweren Verdacht, ein „Roter" zu sein und es gelang kaum einem von hundert, sich davon zu reinigen. Daß ein Ire, wie etwa der Arbeiterführer Jim Larkins, auch ein ‚Roter' sein könne, leuchtete ihm dagegen gar nicht ein; und

Digitized by Google

alle Deutschen waren bei ihm nun einmal als wilde Kaiserfreunde so fest angeschrieben, daß er sich schwer einen als ‚Roten' vorstellen konnte. Richter Mc Guff hatte Dutzende von harmlosen Deutschen auf zwanzig bis fünfzig Jahre ins Zuchthaus geschickt, weil sie ‚gegen die Herrschaft des Volkes' wären, und er verurteilte dreimal soviel ebenso harmloser Russen, Juden und Italiener, weil sie ‚für die Volksherrschaft' wären. Es dämmerte ihm nie, daß er sich da in einen gewissen Gegensatz zu sich selbst setzte; er fühlte nur, daß er für Amerika arbeitete, wenn er es nach Möglichkeit von dieser Pest der Ausländer befreite. So empfand er bei jedem seiner Urteile eine tiefe innere Befriedigung.

Als echter Yankee lebte er der festen Überzeugung, daß sein Land das einzige Land sei, in dem Menschen wirklich leben könnten — England vielleicht ausgenommen. Jedes andere Land aber war ihm ein schmutziger stinkender Saustall. Die Gefängnisse, in denen seine Untersuchungsgefangenen saßen, hielt er für viel zu gut für diese elenden Hurensöhne — so tat er sein Möglichstes, ihre Haft so streng wie nur möglich zu machen. Darum erregte seine Haltung im Fall Petersen ein berechtigtes Aufsehen. Richter Mc Guff gab nämlich den Befehl, dem Musiklehrer Lars Petersen jede nur mögliche Erleichterung zu gewähren. Der Professor wurde nicht ein einziges Mal im

Digitized by Google

Gefängnisse durchgepeitscht; er bekam die beste Zelle (die freilich von Wanzen, Flöhen und Kakerlaken genau so wimmelte, wie alle übrigen) und für seine Pritsche eine Decke, die hie und da noch einen reinen Fleck hatte. Er durfte sich zuweilen für sein Geld etwas zu essen kaufen und wurde, auf ärztliche Anordnung, sogar im Besitze seiner Zahnbürste gelassen. Der Richter hatte eben kein Interesse daran, diesen Verbrecher durch freundliches Zureden mit Polizeiknüppeln zu einem Geständnis zu bewegen — da er von Anbeginn alles zugegeben hatte. Dagegen war es ihm äußerst wichtig, den alten Mann, der nicht allzu kräftig schien, möglichst gesund beim Verhandlungstermin vorstellen zu können.

Lars Petersen stammte aus Jütland — und das klang Seiner Ehren verdächtig deutsch. Er behauptete zwar, ein Däne zu sein, aber er gab zu, daß es sehr gut möglich sei, daß er von irgendeiner Seite her auch deutsches Blut habe. Zudem erinnerte sich Richter Mc Guff, daß er schon zweimal Deutsche, die Petersen hießen, verurteilt hatte. Aus alter Gewohnheit fragte er den Angeklagten, ob er mit dem Kaiser oder dem Kronprinzen persönlich gut befreundet sei, drang aber bei dem Verneinen dieser Frage nicht weiter in ihn, weil der politische Deutschenfang ja schon seit zwei Jahren aus der Mode war. Er war völlig zufrieden, daß der Beschuldigte zugab, während dreier Jahre

Digitized by Google

in Deutschland Musik studiert zu haben. Es war dem Richter sehr lieb, diesen Fall gerade jetzt bei der Jagd gegen alles jüdisch-russisch-italienisch-Rote in der Hand zu haben. Denn hier konnte er der weitesten Öffentlichkeit zeigen, auf welch unendlich tiefem moralischen Niveau auch die deutsche Einwanderung stehe — an dem Beispiel dieses Deutschen (oder doch Quasideutschen), der als einer der angesehensten und begehrtesten Musikprofessoren der Weltstadt mit der höchsten Bildung zugleich die verruchteste Seele vereinigte.

Freilich wurde Lars Petersen zu ‚einem der angesehensten und begehrtesten Musikprofessoren' erst, seitdem er in Untersuchungshaft saß — dank der ausgezeichneten Reklame, die Richter Mc Guff durch die Zeitungsreporter für ihn machte. Bis dahin war er ein ganz kleiner Musiklehrer gewesen, der in einem einzigen Zimmer in der elften Straße im Osten hauste und äußerst einfach von den wenigen Stunden lebte, die ihm je fünfzig Cents einbrachten. Daß freilich seine Bildung, durchaus bescheiden in europäischem Sinne, weit über die Durchschnittsbildung eines Amerikaners — und damit über die, die nach Richter Mc Guffs Meinung allein einem anständigen Menschen zustand — herausging, war ganz gewiß. Während der Voruntersuchung hatte der Musiklehrer gelegentlich Äußerungen über Lebensphilosophie, über Ethik, Ästhetik und Moral gemacht, von denen der Rich-

ter kein Wort begriff, und die ihm infolgedessen sehr verdächtig erschienen.

Der Prozeß war nach jeder Richtung gründlich vorbereitet worden. Der Beschuldigte hatte sich lange Zeit standhaft geweigert, einen Verteidiger zu nehmen, mit der einfachen Begründung, daß ihm die Mittel dazu fehlten. Da hatte Richter Mc Guff, dem ein Prozeß ohne Anwalt nur eine halbe Sache schien, schließlich einen Rechtsanwalt veranlaßt, sich des Beschuldigten unentgeltlich anzunehmen. Es war ihm leicht, einen dazu zu bewegen, da dieser Fall bestimmt Aufsehen erregen und somit den Namen des Verteidigers breiten Massen bekannt machen mußte. Er hatte es einzurichten gewußt, daß dies ein kleiner jüdischer Anwalt der Ostseite war, Sam Hirschbein, den er von seinem Richtertisch her kannte. Dieser Sam Hirschbein war ein Anwalt, wie er nicht sein sollte — wenigstens nicht vor einem Gericht dieses Landes — aber gerade darum erschien er dem Richter für diesen Fall besonders geeignet. Hirschbein war diskreditiert beim Publikum, weil er in einer Reihe von Fällen sowohl Deutsche wie auch Russen und Juden verteidigt hatte; er stand sogar selbst in dem Rufe, radikal oder wenigstens liberal zu denken. Mc Guff hatte sich ein Vergnügen daraus gemacht, seine Klienten besonders scharf anzufassen — schon weil er sich über die Art, wie Sam Hirschbein redete, ärgerte. Der

versuchte stets psychische Momente in die Verhandlung hineinzubringen, etwas, wofür Richter Mc Guff auch nicht das allergeringste Verständnis hatte. Sam Hirschbein ereiferte sich dazu, setzte sich mit seiner ganzen Person für seine Klienten ein, regte sich auf, verlor die Ruhe und gab so dem Richter willkommene Gelegenheit, die Autorität seines hohen Stuhles dem Publikum zu zeigen — Mc Guff hatte schon zu verschiedenen Malen ihn in einer Art zurechtgewiesen, über die das Publikum vor Lachen gewiehert hatte. Denn das war Richter Mc Guffs große Stärke, bei passender Gelegenheit aus seinem großen Vorrat altbekannter Spässe den geeigneten loszulassen.

Es war kein Zweifel: Sam Hirschbein würde bei dem Spektakelstück Petersen seine Rolle sicher gut spielen.

Der Prozeß war auf einen Mittwoch, zehn Uhr früh angesetzt. Der Tisch der Presse war vollzählig besetzt — und was das Publikum anging, so war Seine Ehren außerordentlich zufrieden. Er hatte Karten auf den Namen ausgeben lassen, und um diese Karten hatten, dank der prächtigen Vorreklame in allen Blättern, sich die Leute sehr eifrig bemüht. Richter Mc Guff hatte, als er die Liste durchlas, um sie den Reportern zu geben, die Genugtuung, wenigstens dreißig Namen festzustellen, die bestimmt als ‚anwesend' in den Zeitungen genannt würden — von einigen be-

sonders interessierten Blättern vielleicht gar die doppelte Anzahl. Es waren viele Namen von Damen der ersten Gesellschaft, dazu einige Politiker erster Ordnung. Nicht weniger wie fünf der bekanntesten Prediger zählte er; auch die Theaterwelt stellte eine ganze Anzahl von Zuhörern, die gewiß erwähnt werden würden.

Richter Mc Guff eröffnete die Sitzung mit einer kleinen würdevollen Rede, wie bei einem großen Mordprozeß vor den Geschworenen. Er appellierte an das Publikum — dem er ein paar Komplimente für sein reges Interesse an der Rechtspflege und an der öffentlichen Moral sagte — sich jeder Kundgebung zu enthalten; sprach dann ein paar Worte über den stinkenden Pfuhl der Großstadt, den die Ausländerpest vergifte. Er schloß mit einem Hinweis auf die dem Kongreß und dem Senate in Washington vorliegende Bill und sprach seine Hoffnung aus, daß sie bald durchgehn möge. Er erzählte die Geschichte von König Augias und seinem Stall, die er sich zu dem Zweck am Abend vorher durchgelesen hatte, und meinte, daß selbst ein Herkules den berühmten Stall nicht habe reinfegen können, wenn immer neue Säue hineingelaufen wären. Das müsse die Regierung verhindern — dann würde er, ein moderner Herkules, schon für das Übrige sorgen! Er stellte mit Genugtuung fest, daß die Reporter eifrig stenographierten: jedes Wort seiner Ansprache würde am Abend in der Presse stehn.

Gleich beim Zeugenaufruf dagegen hatte er eine kleine Enttäuschung. Die Hauptzeugin, das Opfer des alten Lüstlings Lars Petersen, die zwölfjährige Justine van Straaten, war nicht erschienen. Der Richter sandte sofort einen Boten zu der Matrone des Kindergerichtshofes, deren persönlicher Obhut und Pflege das Kind einstweilen anvertraut war. Dann begann er die Verhandlung.

Zu seinem Erstaunen verweigerte der Angeklagte, nachdem er die Personalfragen beantwortet hatte, jede Aussage zur Sache. Sein Verteidiger erhob sich und erklärte, daß das auf seinen Rat hin geschehe. Richter Mc Guff wurde sehr ärgerlich, fest entschlossen, diesen Widerstand des Alten zu brechen. Aber der Zufall wollte es, daß der Angeklagte gleich die erste Frage des Staatsanwalts, ob er etwa beabsichtige, sein in der Voruntersuchung gemachtes Geständnis zu widerrufen, kopfschüttelnd verneinte, noch ehe der Verteidiger ein Wort sagen konnte. Das besänftigte den Groll Seiner Ehren im Augenblick. Er erklärte, daß es natürlich das gute Recht jedes Angeklagten sei, die Aussage zu verweigern, und daß ihm dieses Recht selbstverständlich vor einem amerikanischen Gericht gewährleistet werde. Er werde also ihn nicht zur Sache selbst fragen, bitte ihn jedoch in seinem eigenen Interesse, ihm einige andere Fragen zu beantworten. Er schob dabei in seinen Akten einen sorgfältig vorbereiteten Zettel zurecht, der

eine Fülle von Namen enthielt und begann seine Fragen, die der Angeklagte in der Tat bereitwilligst beantwortete. „Spielen Sie lieber Mozart oder Beethoven?" — „Was denken Sie über die Philosophie von Buckle?" — „Haben Sie jemals komponiert? Vielleicht ein Sonett von Shakespeare?" — „Oder ein Lied von Burns?" — „Lieben Sie Dante?" — „Was halten Sie von Spencer, was von Kant?" — „Haben Sie jemals über den kategorischen Imperativ nachgedacht?"

Und so ging es weiter, eine halbe Stunde lang, in rascher Folge. Nur manchmal entstand eine Pause, wenn der Angeklagte die Aussprache des Richters durchaus nicht verstehen konnte. So gebrauchte er einige Zeit, um zu begreifen, daß mit Naitzi gemeint war: Nietzsche und daß mit Toostoah — den Seine Ehren augenscheinlich für einen Franzosen hielt — eigentlich Tolstoi gemeint sei. Der Zweck dieser Übung war der, die außerordentliche Bildung und Belesenheit des Musikprofessors vorzuführen — und zugleich auch auf die eigene ein schönes Licht zu werfen — und dieser Zweck wurde vollständig erreicht. Die Berichte für die Abendblätter schwollen am Pressetische an; solche Zwischenüberschriften wie

„Setzt Walt Whitman in Musik"

oder

„Hält Spinoza für unmusikalisch"

konnte man sich nicht entgehen lassen.

Digitized by Google

Dann aber spielte Richter Mc Guff seinen Haupttrumpf aus, der ihm unter der Überschrift

„Konzert im Gerichtssaale"

auch spaltenlange Artikel in der gesamten Provinzpresse sichern mußte. Er winkte einem Gerichtsdiener; dieser zog unter dem Tisch das Geigenfutteral des Professors heraus, öffnete es und überreichte dem Angeklagten Fiedel und Bogen. Richter Mc Guff hatte ihm seine so oft und so inständig wiederholte Bitte, sein geliebtes Instrument doch nur auf eine einzige Stunde im Gefängnisse spielen zu können, stets kurzer Hand abgeschlagen. Nun ließ er es ihm plötzlich überreichen — die Hände des Alten zitterten, als er es anfaßte. So sicher war der Richter seines Erfolges in dieser Beziehung, daß er die Geige eine halbe Stunde früher hatte stimmen lassen, ehe sie in den Gerichtssaal gebracht wurde. Er forderte den Alten auf, zu spielen und begründete den etwas seltsamen Wunsch damit, daß es, um ein objektives Urteil zu fällen, nötig sei, gerade die Musik zu hören, die der Angeklagte seinem Opfer vorgespielt habe. „Spielen Sie, Petersen", sagte er feierlich, „es ist vielleicht das letztemal in Ihrem Leben!"

Sam Hirschbein erhob sich rasch; man sah, daß er im Begriffe war, Einspruch zu erheben. Aber es lag so auf der Hand, daß der Alte fieberte nach dem Klange seiner Geige, daß er sich, ohne ein Wort zu sagen, wieder

niedersetzte. Schaden konnte es ja keinenfalls, überlegte er.

Und Lars Petersen spielte. Es war keineswegs eine Meisterleistung, nichts, das in irgendeinem Konzertsaal möglich gewesen wäre. Aber hier war kein Konzertsaal — hier stand er vor gaffenden Zuschauern, die gekommen waren, einen wilden Lüstling zu langjährigem Zuchthaus verurteilen zu sehn. Und er sollte die Musik spielen, mit der er sein armes Opfer betört hatte. Das war schon eine Sensation.

Lars Petersen spielte. Erst zitterten seine Finger so, daß er kaum fähig war, die Saiten zu greifen. Langsam kam er hinein, wurde ruhiger. Schloß die Augen, vergaß alles, was um ihn herum war. Fühlte irgendein Wunderbares — spielte, was er empfand — —

Richter Mc Guff, dem selbst jede Musik völlig fremd war, der kaum einen Fiedelstrich von einem Trompetenblasen unterscheiden konnte, beobachtete scharf sein Publikum. Er stellte mit Genugtuung fest, wie da und dort ein Seidentuch zum Vorschein kam, wie irgendein Schauspieler den Kopf in die Hände vergrub, wie dort ein leises Weinen und hier ein Schluchzen vernehmbar wurde. Er unterbrach den Alten nicht — ließ ihn spielen nach Herzenslust. Das mußte das Publikum ergreifen — und gab zugleich den Zeitungsleuten Gelegenheit, ihre Berichte hübsch auszuarbeiten.

Endlich ließ er ihm die Fiedel wieder abnehmen. „Was haben Sie gespielt?“ fragte er. — „Bach“ — flüsterte der Alte, „Beethoven —“

Und Seine Ehren erklärte triumphierend: „Das also sind diese deutschen Schweine von Komponisten! Mit solcher Schmutzmusik verführt man elfjährige Kinder!“

Professor Petersen hatte keineswegs, wie die nun folgende Zeugenvernehmung ergab, mit dieser Musik, oder überhaupt mit irgendeiner Musik, sein Opfer verführt. Aber dieser Nebenumstand war, wie Richter Mc Guff richtig voraussah, jedem der Reporter völlig gleichgültig; sie brachten doch ihre Überschriften:

„Bach und Beethoven verführen unschuldiges Kind“

und

„Musik deutscher Klassiker macht Hure aus Elfjähriger.“

Die Zeugenvernehmung brachte dem Publikum sehr wenig, das es nicht längst aus den Zeitungen wußte. Die Lehrerinnen der kleinen Justine beschrieben diese: ein zartes, blauäugiges Kind mit wundervollen, hellblonden Locken. Ein liebes, ungewöhnlich schönes, etwas verträumtes Ding. Beide Eltern tot. Der Vater holländischer, die Mutter schottischer Abkunft — aber, wie auch das Kind, beide schon in den Staaten geboren. Die Kleine war aufgebracht worden bei einer alten

Tante, die unter Tränen ihre Aussage machte und immer nur flehentlich bat, man möge ihr doch das Kind zurückgeben; sie wolle es hüten und pflegen und keine Minute mehr aus den Augen lassen.

Die Anklage baute sich eigentlich nur auf den Geständnissen der beiden Beteiligten auf. Der alte Musikprofessor hatte am hellen Mittage auf Washington Square das kleine Mädchen, auf dem Wege von der Schule nach Hause, angesprochen und war mit ihr ein wenig auf und nieder gegangen. Er hatte sie dann in der Folge öfter nach der Schule erwartet und ihr gelegentlich kleine Geschenke, Schokolade, bunte Stifte, ein paar Schleifen geschenkt. Ein- oder zweimal war er mit ihr oben auf dem Omnibus der Fünften Avenue die Stadt hinauf und wieder herunter gefahren. Etwas später hatte er sie dann überredet, mit ihm nach Hause zu kommen.

Die ganze Geschichte hatte drei bis vier Monate gedauert. Während dieser Zeit war in der Schule nichts Auffälliges an dem Mädchen bemerkt worden. Es war wie sonst sehr still und scheu, aber stets sehr artig und brav gewesen. Immer verträglich zu den andern Kindern, ob es auch an deren Spielen kaum je teilnahm und sich stets sehr allein hielt. Sehr häufig dagegen hatte die kleine Justine allerlei Kleinigkeiten in die Schule mitgebracht, die sie verschenkte, Blumen für die Lehrerinnen,

Naschwerk für ihre Mitschülerinnen, dazu manche bunten Kinkerlitzchen, die sie in irgendeinem Zehncentladen kaufte. In der letzten Zeit war dann Justine öfters aus der Schule geblieben. Sie hatte sich mit Krankheit entschuldigt — Nasenbluten, Erkältung, was es grade war. Und die Lehrerinnen setzten so starkes Vertrauen in das Mädchen, daß sie es nie nach dem vorgeschriebenen Entschuldigungszettel fragten.

Als dann das Fehlen in der Schule immer häufiger wurde, schrieb die Klassenlehrerin doch schließlich an die Tante, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten. Das wiederholte sich mehrere Male. Am Ende hatte die Schulvorsteherin die Empfindung, daß irgendetwas nicht in Ordnung sei; sie machte sich also auf und stattete der Tante einen Besuch ab. Diese, die Witwe eines Bankbeamten, die von den Zinsen eines kleinen Vermögens lebte, empfing sie sehr freundlich. Die guten Damen plauderten eine halbe Stunde lang über die süße Justine, von deren Lieblichkeit sie beide gleich entzückt waren. Erst als sie im Begriff war, sich zu verabschieden, dachte die Schulvorsteherin wieder an den Zweck ihres Besuches, machte der Tante milde Vorwürfe, daß sie keinen einzigen der Schulbriefe beantwortet habe, und bat sie, sich doch in Zukunft die kleine Mühe zu machen, in Krankheitsfällen einen Entschuldigungszettel zu schreiben, da das die Schulordnung nun einmal verlange.

Digitized by Google

Da stellte sich denn heraus, daß weder die Tante einen solchen Brief erhalten habe, noch daß Justine während des letzten halben Jahres auch nur einen einzigen Tag krank gewesen war.

Zur Rede gestellt, blieb das Kind, nach einer kurzen Bestürzung und begreiflichen Aufregung im Anfang, durchaus ruhig und gleichmütig. Nicht ein einziges Wort war aus ihm herauszubringen. Wo die Briefe hingekommen seien? Woher es das Geld für die Blumen und andere Sachen genommen habe? Wo es sich herumgetrieben habe an den Tagen, als es die Schule schwänzte?

Keine Antwort. Weder freundliches Zureden, noch Scheltworte und Drohungen nutzten da etwas. Die Schulvorsteherin ging so weit, nach Zustimmung der völlig fassungslosen Tante, das Kind durch den Schuldiener tüchtig durchprügeln zu lassen — aber die Kleine biß die Zähne aufeinander, schrie nicht, weinte nicht — und sagte kein Wort.

Über ein Woche lang dauerten diese Vernehmungen und Verhöre — aber nichts wurde erreicht. Schließlich mußte man es aufgeben, aus dem kleinen Mädchen etwas herauszuholen.

Die Schulvorsteherin aber war eine Frau, die nicht so leicht etwas fahren ließ, das sie sich einmal vorgenommen hatte. Bei irgendeinem andern Kinde wäre ihr Eifer vermutlich ein viel geringerer gewesen, aber dieses bildschöne, kluge, stille Kind

hatte ihr Interesse in hohem Grade geweckt. Sie setzte sich daher mit einem ihr bekannten Polizeioffizier in Verbindung, und von nun an wurde jeder kleine Weg des Kindes von allen Polizisten und Geheimagenten — deren die untere Stadt ja eine erstaunliche Menge zählt — aufs genaueste beobachtet. Dennoch dauerte es über zwei Monate, bis etwas ermittelt wurde. Auch das war wenig genug: ein Schutzmann hatte beobachtet, wie die Kleine auf dem Schulwege etwa eine Minute lang mit einem alten Herrn sprach. Man beschloß, noch nichts zu unternehmen, sondern nur still zu beobachten, um Justine und den Herrn — wer immer der war — in möglichste Sicherheit zu wiegen. Diese Beobachtungen zogen sich dann durch weitere Monate hin, während der Justine genau wie früher sich als das reizendste und liebenswerteste Geschöpfchen zeigte, das die Schule kannte. Nur war sie vielleicht noch verträumter und noch stiller wie früher und stets sehr übermüdet. Aber das Resultat der weiteren Überwachung war ein klägliches: nur ein- oder zweimal sah man den Herrn — dessen Persönlichkeit man bald feststellte — dem Kinde auf der Straße flüchtig guten Tag sagen — und es war augenscheinlich, daß diese Begegnungen keineswegs verabredet waren. Schon hatte man die Beobachtung als völlig zwecklos aufgegeben, als plötzlich ein Zufall alles ans Licht brachte.

Bei einer nächtlichen Streife war einer Polizeiabteilung ein eben aufgegriffener Schwerverbrecher mitten auf der Straße wieder entsprungen. Der Kerl rannte für sein Leben trotz der hinter ihm her knallenden Schüsse — und die Schutzleute und Detektive rasten hinter ihm her.

In der elften Straße sprang er in ein zufällig offen stehendes Haus und war dort für den Augenblick verschwunden. Die Pfeifen der Verfolger hatten inzwischen eine ganze Anzahl von Beamten herbeigeführt; man umstellte das Haus nach allen Regeln der Kunst. In weniger als drei Minuten war der Hinterausgang, der Keller und das Dach besetzt, so daß ein Entwischen unmöglich schien.

Dann begann man die gründliche Durchsuchung des Hauses — ein Zimmer nach dem andern. Um es kurz zu machen: den berüchtigten Einbrecher ‚Gip' Chajes Gurski, Haupt der ‚Bowling-Green-Crackers'-Bande, bekannt als ‚Kosher Kid', fand man nicht. Aber man fand in dem Zimmer des Musikprofessors Lars Petersen ein nur mit einem dünnen Seidenhemdchen bekleidetes kleines Mädchen, das ganz augenscheinlich nicht dahin gehörte. Man nahm beide natürlich mit.

Am andern Morgen vermißte die Tante ihre kleine Justine und lief in ihrer Ratlosigkeit sofort zur Schule. Die Vorsteherin benachrichtigte den ihr befreundeten Polizeileutnant; dieser telephonierte herum, da dauerte es denn nicht lange, bis

Digitized by Google

man die Identität des in der elften Straße aufgegriffenen Kindes festgestellt hatte.

Justine weigerte sich auch jetzt noch, irgend etwas zu sagen. Sie wurde zwar sofort der Obhut ihrer Tante entzogen, aber auf das flehentliche Bitten dieser und das Einschreiten der Vorsteherin nicht der Kinderabteilung eines Gefängnisses überliefert, sondern von der Matrone des Kindergerichtshofes einstweilen — das heißt bis zur gerichtlichen Erledigung des Falles — in ihrer Privatwohnung aufgenommen, wo sie freilich strenge genug bewahrt war. Ihr Schicksal stand von vornherein fest: unter allen Umständen mußte sie in eine Zwangserziehungsanstalt gebracht werden. Dort würde es ihr ergehn, wie fast allen andern — nach einer entsetzlichen Jugend würde sie schließlich dem Leben übergeben werden, völlig zerbrochen an Leib und Seele. Geknechtet von rohen, bigotten Erziehern, die nur den einen Wunsch hatten, den Teufel aus ihren Zöglingen auszutreiben — und damit bequem ihren Unterhalt zu verdienen — gescholten, gestoßen, getreten und gepeitscht, Tag um Tag, umgeben von einer Horde zurückgebliebener, erblich belasteter, teils idiotischer Kinder, in denen alle Verbrechen nur durch die Peitsche mühsam zurückgehalten wurden — mußte Justine van Straaten ohne Gnade der schmutzigen Gosse zugetrieben werden. Das wußten alle recht gut, sowohl die verzweifelte

Digitized by

Tante, die Vorsteherin, die Lehrerinnen, die Matrone wie auch die Polizisten und die Gerichtsbeamten, die mit dem Fall irgend etwas zu tun hatten. Sie wußten es alle und bedauerten es alle sehr tief — es war am Ende unmöglich, diesem süßen Geschöpfchen sein Mitleid zu versagen. Dennoch — daran war nun einmal nichts zu ändern. Und schließlich, wie Richter Mc Guff zu sagen pflegte: man muß die Suppe auslöffeln, die man sich eingebrockt hat.

Diese entsetzliche Zukunft des kleinen Mädchens führte Seine Ehren dem Publikum eingehend zu Gemüte. Er setzte auseinander, wie ausgezeichnet einerseits solche Anstalten von Staats wegen geleitet würden, wie alles geschehe, um mit äußerster Strenge die verbrecherischen Instinkte der Zöglinge auszurotten und sie zur Religion und zur Moral zurückzuführen — wie aber auf der andern Seite die Resultate dank der unheimlichen Ansteckungsgefahr untereinander geradezu klägliche seien. Es gelang ihm sehr gut, das Mitleid seiner Zuhörer und der Presseleute zu gewinnen — und damit zugleich das Empfinden des Abscheus gegen den widerlichen Schuft hervorzurufen, dessen niedrige Lust das arme Geschöpf in diesen Höllenpfuhl trieb. Er hatte sogar den Erfolg, daß der Musikprofessor laut schluchzte und weinte — er wandte sich daher an ihn mit der Frage, ob er denn niemals früher das bedacht habe? Jetzt sei es — leider — viel zu spät!

In diesem Augenblicke sah er, wie die große, starkknochige Matrone des Kindergerichtshofes hinten in den Saal trat. Er rief sie sofort vor seinen Tisch. „Wo ist Justine?“ fragte er.

„Weggelaufen!“ erklärte die Matrone.

Diesmal konnte Richter Mc Guff seinen Ärger nicht unterdrücken. Er schnaubte sie an, schalt sie pflichtvergessen, drohte, sie vor Gericht zu stellen. Vor allem Publikum hagelte er auf die würdige Dame eine Fülle saftiger Schimpfworte herunter, die überall im Saale ein Kichern und Meckern hervorriefen.

Aber die Matrone war viel zu lange in ihrem Amte, kannte sich viel zu gut aus, um sich von ihm imponieren zu lassen.

„Euer Ehren irren,“ erklärte sie ruhig, als der Richter endlich zu Ende kam, „Euer Ehren irren gründlich, wenn Sie annehmen, daß ich auch nur die geringste Verpflichtung hatte, das Mädchen bei mir aufzunehmen. Euer Ehren wissen recht gut, daß ich in meinem Privatheime nicht die Möglichkeit besitze, jemanden ganz sicher zu bewahren — ebensowenig wie Euer Ehren selbst! Euer Ehren hatten die Pflicht, das zu tun — nicht ich! Sie hätten das Kind ins Gefängnis bringen müssen — da wäre es sicher gewesen. Euer Ehren wissen recht gut, daß ich mich nur in Ausnahmefällen dazu verstehe, für kurze Zeit ein Kind bei mir aufzunehmen — und dann jede Verantwortung

Digitized

ausdrücklich ablehne. Euer Ehren wissen ferner, daß ich das auch in diesem Falle tat — und nur auf die dringendsten Bitten Euer Ehren selbst und der Schuldamen mich schließlich bereit erklärte.“ — Sie wandte sich mit einer raschen Bewegung zur Zeugenbank: „Ist es nicht so, meine Damen?“

Richter Mc Guff wußte in der Tat recht gut, daß es so war. Er hatte damals den vereinten Bitten der Tante und der Lehrerinnen nachgegeben, weil solche Milde gegenüber dem Kinde, dessen Bild alle Blätter gebracht hatten, einen sehr guten Eindruck machen mußte. Nun tat es ihm leid, aber er konnte nichts mehr daran ändern.

„Hat in dieser Zeit jemand das Mädchen gesehn?“ fragte er.

„Ihre Tante hat sie jeden zweiten Tag auf eine halbe Stunde besuchen dürfen,“ antwortete die Matrone, „mit Ihrer Erlaubnis, Euer Ehren.“

„Hat sie je mit der Kleinen allein gesprochen?“ fragte er weiter.

„Nein, nur in meiner Gegenwart. Es waren durchaus harmlose Gespräche,“ sagte die Matrone. „Ferner besuchte sie vorgestern, ebenfalls mit einem Erlaubnisschein Euer Ehren, der Anwalt Sam Hirschbein. Auch er sprach mit ihr in meiner Gegenwart. Außer diesen beiden hat das Kind niemanden gesehn und mit niemandem gesprochen; ist überhaupt bis heute morgen aus dem Zimmer, dessen Fenster vergittert ist, nicht hinausgekommen.“

Der Richter fragte: „Ist Ihnen irgend etwas aufgefallen während dieser letzten Unterredung?"

Die Matrone nickte: „Herr Hirschbein sprach sehr still und ruhig zu der Kleinen, fragte sie gar nichts. Aber es war augenscheinlich, daß er bald ihr Vertrauen gewann. Ehe er ging, forderte er sie auf, doch einmal alles aufzuschreiben — das möchte vielleicht dem Angeklagten von Nutzen sein. Justine versprach ihm das. Sie ließ sich von mir Papier, Tinte und Feder geben und hat in der Tat eine Art Bericht niedergeschrieben. Noch heute morgen arbeitete sie daran. Sie bat dann um einen Briefumschlag, adressierte diesen, gab die Blätter hinein und verschloß ihn. Dann gab sie mir den Umschlag. Hier ist er!"

Sie zog aus der Tasche einen Brief heraus. „Geben Sie her!" rief der Richter.

„Verzeihen Euer Ehren," zögerte die Matrone, „dieses Schreiben ist an Herrn Rechtsanwalt Sam Hirschbein gerichtet."

Einen Augenblick besann sich Richter Mc Guff. Natürlich stand ihm die richterliche Gewalt zu, den Brief sofort zu beschlagnahmen. Aber er überlegte, daß er das ja jeden Augenblick tun könne, und daß es einen viel besseren Eindruck auf sein Publikum mache, wenn er den Brief dem Anwalt überreichen lasse.

Er richtete sich auf: „Einem amerikanischen Richter ist jedes Briefgeheimnis heilig (hier

Digitized by Google

konnte einer der Reporter ein Lachen nicht unterdrücken, das er jedoch schnell in ein lautes Husten umwandelte). Geben Sie den Brief Herrn Hirschbein.“ Er wandte sich an den Anwalt. „Herr Verteidiger, beabsichtigen Sie, den Inhalt dieses Schriftstückes dem Gerichte bekannt zu geben?“

„Natürlich,“ sagte Sam Hirschbein. „Es ist ja nur zu dem Zwecke geschrieben.“

Richter Mc Guff wartete einen Augenblick; aber der Anwalt machte keine Miene, den Brief zu öffnen, schob ihn vielmehr unter seine Akten. — So wandte er sich wieder an die Matrone.

„Wann und wie ist Justine fortgelaufen?“ fragte er.

„Ich verließ mit ihr meine Wohnung um viertel nach neun, um pünktlich zur Verhandlung zu erscheinen,“ antwortete sie. „Wir fuhren mit der Untergrundbahn; Justine, wie immer still und folgsam, war dicht an meiner Seite. Am Astorplace stiegen wir aus. Da riß sie sich plötzlich von meiner Hand los und sprang in den weiterfahrenden Zug zurück. Es war keine Möglichkeit, sie zurückzuhalten. Ich begab mich sofort auf die nächste Polizeistation und setzte mich mit dem Präsidium in Verbindung. Zurzeit sind alle Schutzleute Neuyorks bereits angewiesen, auf das Mädchen zu spähen. Da ihr Bild einige Male in allen Zeitungen erschienen ist, denke ich, daß sie nicht weit kommen wird. Es ist Befehl gegeben, daß

jeder Schutzmann, der sie sieht, sie sofort Euer Ehren vorführen soll."

Richter Mc Guff entließ diese Zeugin und wandte sich nun zu den Geständnissen. Er suchte sie aus den Akten heraus und begann sie vorzulesen, wobei er nicht verfehlte, wo ihm das nötig erschien, zu kommentieren. Der Musikprofessor hatte gleich am nächsten Tage, völlig gebrochen durch die plötzliche Verhaftung, die Nacht in dem entsetzlichen Stinkloch des Polizeigefängnisses und die übliche Behandlung der Schutzleute, ein summarisches Geständnis abgelegt, das dann in späteren Verhören immer mehr in Einzelheiten ergänzt wurde. Das kleine Mädchen hatte dagegen zunächst ihre Taktik, nicht ein Wort zu sagen, durchaus beibehalten, hatte dies sogar getan, als ihr der Richter das Geständnis des Professors vorhielt. Man hatte sie erst dadurch zum Sprechen veranlassen können, daß man ihr einen Brief ihres alten Freundes brachte, in dem dieser sie von dem Versprechen, nichts zu sagen, ausdrücklich entband.

Aber auch dann noch waren ihre Aussagen äußerst dürftige. Sie gab nur zu, die Briefe der Vorsteherin an ihre Tante abgefangen und vernichtet zu haben. Sie gab zu, statt zur Schule zu gehn, den Professor besucht zu haben, auch später fast jede Nacht bei ihm verbracht zu haben. Von ihm habe sie auch das Geld bekommen, mit

dem sie die kleinen Geschenke für die Lehrerinnen und Mitschülerinnen gekauft habe. Sie gab endlich zu, daß alles sich genau so verhalten habe, wie es Professor Petersen in seinem Geständnis, das man ihr vorlas, niederlegte.

Richter Mc Guff wurde allmählich des Vorlesens müde; er gab die Akten dem neben ihm sitzenden Schreiber, der sie mit monotoner, schleppender Stimme zu Ende las, wobei ihm der Richter befahl, hier und da einen Passus zu überschlagen. Dann aber faßte der Richter noch einmal das ganze Ergebnis der Untersuchung in einem kurzen Resumé zusammen.

Es ergab sich folgendes Bild für den Richter:

Professor Lars Petersen hatte es verstanden, das unschuldige Kind mehr und mehr für sich zu gewinnen. Seit Justine einmal in seiner Wohnung gewesen war, schien sie völlig unter seinem Einfluß zu stehn. Der alte Lüstling überhäufte das Kind mit Geschenken — die freilich nie aus seiner Wohnung herauskamen. An solchen Geschenken sind zu erwähnen: zwei Kleider, drei seidene Hemdchen, seidene Unterwäsche. Verschiedene Ringe, Halsketten, Armbänder. Eine Reihe von Büchern. Bar Geld schien ihr der Angeklagte wenig gegeben zu haben, und, nur — wie er glaubhaft versicherte, auf ihren eigenen Wunsch — die paar Dollar, für die sie die kleinen Geschenke für die Schule erstand. Professor Petersen gab ihr

Unterricht in Musik, im Singen, in Sprachen, und schließlich im Tanzen. Alles das aber war nur der Köder, um das bedauernswerte Geschöpf zu umgarnen. Wie die ärztliche Untersuchung ergab und wie auch von den Beteiligten nicht geleugnet wird, hat zwischen ihnen ein intimer Umgang stattgefunden. Mehr noch, dieser Umgang artete in so naturwidrige Dinge aus, daß —

„Sie werden bemerkt haben, meine Damen und Herren," unterbrach hier Richter Mc Guff seinen Vortrag, „daß ich während der Vorlesung des Geständnisses einige Stellen überschlagen ließ. Es handelt sich da um so widerliche Scheusäligheiten, daß die gute Sitte es mir verbot, amerikanischen Ohren derartiges vorzusetzen. Ich bin nicht prüde und bin stets für die breiteste Öffentlichkeit. Aber es widersteht dem Empfinden jedes anständig denkenden Menschen, in einem solchen Pfuhle von Unflat herumzuwühlen."

Einer der Zeitungsleute erhob sich, trat vor den Richterstuhl und bat Seine Ehren, diese Dokumente der Presse für kurze Zeit zur Einsicht zu überlassen. Seine Ehren übergab sie ihm sofort, wobei er erklärte, daß er als selbstverständlich voraussetze, daß die Herren keinerlei Mißbrauch damit treiben würden. Er wußte gut, daß die Reporter sie sofort kopieren würden, und daß bis zum Schlusse der Sitzung ein jeder der Zuhörer genaue Kenntnis von ihrem Inhalt haben würde — diese kleine

Digitized by

Konzession mußte er schon einem so ausgewählten Publikum machen. Dann gab er das Wort dem Vertreter der Anklage.

Dieser Herr, der bis dahin wenig in die Verhandlung sich eingemischt und nur gelegentlich eine nebensächliche Zwischenfrage gestellt hatte, nahm nun umständlich seinen Kaugummi aus dem Munde und klebte ihn wie üblich unter die Tischkante, um ihn später wieder benutzen zu können. Er hielt eine recht lange, ziemlich langweilige Anklagerede, während der die Reporter eifrig die Geständnisakten kopierten. Er appellierte an das Gericht, die Stadt von solchen Wüstlingen, die auf Kinder jagten, zu befreien. Dieser widerliche Rohling, der da auf der Bank sitze, sei vielleicht nicht der einzige: man müsse ein scharfes Exempel geben. Die Eltern, die zitterten, ihre unmündigen Kinder allein zur Schule zu schicken, müßten von diesem Alp befreit werden, müßten wieder ruhig atmen können. Endlich beantragte er eine Strafe von zwanzig Jahren Zuchthaus.

Schon während seiner Rede war ein Zivildetektiv in den Saal getreten, der nur den Schluß der Rede abwartete, um mit langen Schritten sich zum Richtertisch zu begeben. Er teilte mit, daß soeben auf seinem Polizeirevier die telephonische Mitteilung eingelaufen sei, daß die gesuchte Justine van Straaten, zwölf Jahre alt, aufgefunden worden sei. Freilich nur – als Leiche. Das Mädchen sei

mit einem Fährdampfer der vierzehnten Straße über den Hudson gefahren und dann, schon auf der Hobokener Seite, in den Fluß gesprungen. Man habe sofort den Dampfer angehalten, aber die Strömung habe das Kind mitgerissen. Es sei dann, eine halbe Stunde später, von einem Motorboot der Hafenpolizei aufgefischt worden. Wiederbelebungsversuche seien erfolglos geblieben — außer Kleidchen, Strümpfen und Schuhen sei nichts bei der Leiche gefunden worden. Es bestehe nicht der geringste Zweifel, daß es sich um das gesuchte Schulmädchen Justine van Straaten handle.

Diese Mitteilung platzte so plötzlich in den Saal, daß sie eine ungeheure Aufregung veranlaßte. Der Angeklagte war aufgesprungen und hatte starr der Erzählung des Agenten zugehört, wobei er sich mit beiden Händen an der Rampe hielt. Die Tante schrie gellend auf und fiel in Weinkrämpfe, während im Publikum, das infolge der letzten Erklärung des Richters und der Rede des Staatsanwalts sehr gegen den Angeklagten eingenommen war, Verwünschungsrufe laut wurden.

Eine bekannte Operettendiva rief mit schallender Stimme in den Saal: „Er ist schuld an ihrem Tod! Er ist ein Mörder! Man soll ihn zum elektrischen Stuhl schicken!“

Sie wußte, warum sie das tat — beim Theater braucht man genau so gut Reklame wie als Richter. Und die Reporter schrieben; die Abendblätter wür-

Digitized

den in ihren Berichten die Zwischenüberschrift haben:

'Lillian Lorraine von den „Follies" fordert Hinrichtung!'

Seine Ehren unterbrach auf fünf Minuten die Sitzung und drohte, den Saal räumen zu lassen, wenn in dieser Zeit die Ruhe nicht wieder hergestellt sei. Zugleich ließ er die Tante, die sich nicht beruhigen konnte und immer wieder neue Schreikrämpfe bekam, hinausschaffen.

Als die Verhandlung wieder aufgenommen wurde, erteilte Richter Mc Guff dem Verteidiger das Wort. Sam Hirschbein erhob sich und erklärte, daß die Verteidigung in tatsächlicher Beziehung alles das, was die Untersuchung erwiesen, und was der Vertreter der Anklage vorgetragen habe, ohne jeden Widerspruch zugäbe. Es könne bei dem einen oder anderen Punkte vielleicht ein kleiner Zweifel sein, es sei auch wahrscheinlich, daß dies oder jenes mißverstanden sei, doch sei dies alles viel zu unwesentlich, um darüber zu streiten: in der großen Linie seien die Ausführungen des Staatsanwaltes durchaus den Tatsachen entsprechend. Doch gäbe es manche Geschehnisse, die man von zwei verschiedenen Seiten ansehn könne, und die dann ein völlig anderes Gesicht annähmen. So sei es auch hier. Er wolle nun zunächst seine Rede unterbrechen, um dem Angeklagten selbst Gelegenheit zu geben, die Geschichte

Digitized by Google

des Verbrechens — oder der fortlaufenden Verbrechen — so mitzuteilen, wie sie ihm selbst sich darstelle.

Seine Ehren nickte befriedigt und erteilte sofort dem Professor das Wort. Es war ihm sehr lieb, daß der Angeklagte nun selbst wieder ein wenig agieren sollte — das würde das Interesse des Publikums und der Presse von neuem anfachen.

Der Musikprofessor sprach zunächst so undeutlich, daß ihn kaum die neben ihm auf der Bank sitzenden Gerichtsdiener verstehn konnten. Sam Hirschbein lehnte sich über die Rampe, hing an seinem Munde und wiederholte öfter laut einen Satz, den der Angeklagte vor sich hin geflüstert hatte. Trotzdem verstanden der Richter und die Zuhörer einstweilen nur kleine Bruchstücke dessen, was der Angeklagte erzählte.

Er erzählte von seiner Jugend, von dem elenden Dasein eines armen Musikstudenten, der eigentlich nur von seinen Idealen gelebt hatte. (‚Some ideals!' brummte der Richter.) Er war ausgewandert, weil der Markt in Europa so voll war von andern, die begabter waren wie er und mehr konnten — oder doch wenigstens grade soviel wie er. In den Staaten hoffte er mehr Raum zu finden. Er hatte gearbeitet sein ganzes Leben hindurch — immer in Hoffnungen gelebt, immer Enttäuschungen erfahren. Er hatte geheiratet — eine schwedische

Digitized by Google

Frau; mit der hatte er ein kleines Mädchen, das er abgöttisch liebte. Als es elf Jahre alt war — ah, es war so blond und blauäugig wie die kleine Justine — war es zugleich mit der Mutter verunglückt. Unter den Zug gekommen, auf der Westseite in der zehnten Avenue, da, wo die Eisenbahn mitten durch die Straße fährt.

Damals wurde er sehr krank. Er konnte nicht mehr arbeiten, lief Tag und Nacht durch die Straßen Neuyorks — und immer zur Unglücksstelle. Er hatte Wahnvorstellungen und besonders den fixen Gedanken, sich an derselben Stelle unter die Räder zu werfen — ein paar Mal retteten ihn die Leute im letzten Augenblicke. Dann brachte man ihn auf viele Monate in eine Nervenheilanstalt; die Musikergewerkschaft veranlaßte das. Er wurde als geheilt entlassen — und war auch geheilt. Bis auf ein kleines. Schon in der Anstalt — in der sich seine Ideen stets nur um die Verlorenen bewegten — setzte sich in ihm der Gedanke fest, daß er eigentlich nie seine Frau, sondern nur sein Töchterchen geliebt hatte. In der Folge vergaß er dann seine Frau so vollständig, daß er sich kaum daran erinnern konnte, wie sie eigentlich ausschaute, während das Bild seines Mädchens immer lebendiger in ihm wurde. Oder vielmehr: in seinen Träumen schmolzen die beiden in eins zusammen. Es war nur ein Wesen, blauäugig, hellblond, elfjährig, lieb und süß — aber dies

Digitized by Google

Traumgeschöpf war zugleich seine geliebte Frau. Und die Erinnerungen an die glücklichen Stunden mit seiner Frau erlebte er nur mit dem Traumbild des kleinen Mädchens.

Er nahm seinen Beruf wieder auf; freilich beschränkte er sich nun auf Stundengeben. Er lebte völlig abgeschlossen, verkehrte mit niemandem.

Da sah er eines Tages ein Mädchen — das ihn an seine Tochter erinnerte — —

„Justine?" unterbrach ihn der Richter.

Der Professor schüttelte den Kopf. Nein, die war es nicht. Es war lange vor ihrer Zeit. Es war eine Schülerin, die ihm die Mutter ins Haus brachte.

Seine Ehren horchte auf. „Also war Justine nicht die erste! — Waren da noch andere kleine Mädchen, Herr Petersen, die Ihrer Tochter glichen?"

Der Angeklagte nickte. Ja, einmal hatte er eins auf der Straße getroffen und angesprochen. Und noch später war ein kleines Mädchen da, das mit seinen Eltern eine Zeitlang in demselben Hause wohnte —

„Das sind drei!" rief der Richter Mc Guff. „Drei vor Justine! Besinnen Sie sich, waren es nicht noch mehr?"

„Nein", flüsterte der Angeklagte. Man sah, wie ihm die Unterbrechungen dieser lauten Stimme weh taten.

„Das heißt also: drei weitere Opfer geben Sie zu!" fuhr Seine Ehren fort. „Wenn wir nach-

forschen wollten, würden wir vermutlich noch mehr finden! — Haben Sie mit diesen drei armen Kindern dasselbe getrieben wie mit Justine?"

Der Angeklagte sah ihn hilflos an.

„Reden Sie!" herrschte ihn der Richter an.

„Nein, nein!" stotterte der Professor. „Gar nichts! Sie sahen wohl meiner Tochter ähnlich — aber dann war immer etwas Fremdes da. Nur Justine —"

Mc Guff unterbrach ihn: „Sie leugnen also? — Ich sage Ihnen, Professor, daß Sie nur durch ein offenes Geständnis vielleicht Ihre Lage verbessern können! Wie war es?"

Der Angeklagte preßte die Finger ineinander. „Verstehn Sie doch", flüsterte er fast unhörbar, „es war doch ein ganz anderes! Es war mein Kind nicht — keines von diesen!"

Da triumphierte die Stimme Seiner Ehren: „Aber Justine, in der fanden Sie ihr Kind wieder, wie es leibte und lebte?"

„Ja", sagte der Professor.

„Und darum —" die Stimme des Richters rollte tief in gerechter Entrüstung — „und darum waren Sie zu ihr wie ein guter Vater zu seinem wiedergefundenen Kinde?! — Ich danke Ihnen, Professor!"

Es schien, als ob der alte Professor die plumpe Ironie Seiner Ehren durchaus nicht begriff.

„Ja", sagte er still. „Ja, Euer Ehren."

Digitized by Google

Dann erzählte er, wie er Justine traf. — Man hörte die Federn der Reporter über das Papier fahren — so still war es im Saale. Richter Mc Guff blickte umher mit großer Genugtuung: ah, es war schon eine Sensation, obwohl ihm die Hauptzeugin weggeblieben war!

— Er traf Justine — und sie war so, wie sein eigen Kind war. Er wußte recht gut, daß sie das nicht war, daß sie Justine van Straaten hieß und bei ihrer Tante in der neunzehnten Straße wohnte. Dennoch war sie — sein eigen Kind, das zurückkam zu ihm, nach so vielen Jahren. Sein Traumkind, das zugleich — seine geliebte Frau ihm war.

„Ich war sehr glücklich in dieser Zeit," sagte er.

„Was haben Sie gemacht mit ihr?" fragte der Richter.

Oh, er hatte nur einen Gedanken gehabt: den, sie glücklich zu machen! Er wußte, daß dieses Glück in Stücke brechen mußte, sowie auch nur eine Seele darum wußte — und darum hatte er ihr immer wieder eingeschärft, nie, nie darüber zu sprechen.

Er hatte unbedenklich all seine Ersparnisse genommen und verausgabt. Er hatte sein Zimmer geschmückt und stets für Blumen gesorgt — für sie. Er hatte ihr alles gekauft, was nur irgendwie ihr Freude machen konnte.

Gewollt — gewollt hatte er gar nichts. Nichts

Digitized by Google

beabsichtigt. Alles was kam, kam ganz von selbst — und keines wußte wie.

Einmal, das verstand er gut, mußte alles ein Ende nehmen. Einmal mußten sie bezahlen, er und sie, für soviel Glück.

— Die kleine Justine habe nun schon gezahlt, sagte er. Und er würde auch zahlen — jeden verlangten Preis. Denn kein noch so hoher Preis sei hoch genug — für soviel Glück.

Dann setzte er sich.

Richter Mc Guff überlegte, ob und was er hierauf erwidern solle. Aber er fand nichts Rechtes im Augenblick. So lehnte er sich in seinen Stuhl zurück, zuckte die Achseln und sagte jovial: „Wir haben Ihre Lamentationen angehört, Professor. Ich muß Ihnen im Namen des Publikums danken, daß Sie uns mit Einzelheiten verschont haben! Haben Sie etwas zu bemerken, Herr Staatsanwalt?"

Der verneinte, und so gab er dem Verteidiger wieder das Wort.

Sam Hirschbein stand auf. Er sagte:

„Ich glaube nicht, daß Euer Ehren viel von dem Seelenleben des Angeklagten begriffen haben, das er so schlicht vor Ihnen entrollte —"

Schon hier unterbrach ihn Richter Mc Guff. „Gott sei Dank — gar nichts!" lachte er. „Ich bin ein Amerikaner, der für Religion, Moral und die Sterne und Streifen einsteht! Schweine sind Schweine, und ich bin nicht zum Richter gewählt

worden, um mich mit dem Seelenleben von Schweinen zu befassen!"

„Ich dachte mirs", begann der Anwalt wieder. „Aber ich hoffe, daß unter den Zuhörern der eine oder die eine sein wird, die vielleicht etwas davon begriffen haben. Menschen, die fühlen, daß außer diesen schönen Dingen, die Euer Ehren allein maßgebend sind, es auch noch andere Sachen in der Welt gibt, die eines gewissen Interesses würdig sind. Ich möchte den Worten des Angeklagten nichts hinzufügen; sie waren so einfach und klar, daß sie jedem, der überhaupt ein Gehör für solche Dinge hat, verständlich genug sind. Nur das eine möchte ich betonen. Die Anklage baut sich lediglich auf den Geständnissen des Professor Petersen auf, wie sie uns verlesen wurden. Irgendwelche Zeugen für das, was in seinem Zimmer geschah, sind nicht vorhanden; das Geständnis des kleinen unglücklichen Mädchens ist nichts als ein summarisches Bestätigen alles dessen, was der Angeklagte selbst mitteilte. Die Anklage nimmt jedes Wort des Professors als völlig wahr an, schenkt ihm in jedem einzelnen Punkt vollen Glauben. Dann aber muß sie auch den Worten Glauben schenken, die der Angeklagte soeben hier gesprochen hat. Darnach aber ist der Seelenzustand des Professors seit vielen Jahren ein schwer leidender. Ich stelle daher den Antrag, die Verhandlung zu vertagen und einige bedeutende Psychiater als Sachverständige zu laden."

Digitized

Richter Mc Guff erklärte: „Das Gericht zieht sich zurück, um über den Antrag des Verteidigers zu beraten."

Er stand auf, stieß den Stuhl zurück, griff ein paar Akten auf, ging zur Tür. Er öffnete diese, schloß sie hinter sich und öffnete sie sofort wieder. Würdig begab er sich zurück auf seinen Platz, ließ sich nieder und verkündete: „Der Antrag der Verteidigung ist abgelehnt. Das Gericht hält die Sachlage für völlig geklärt und hat nicht die geringste Veranlassung, das Vorverfahren wieder zu eröffnen. Ich ersuche den Verteidiger, fortzufahren."

Anwalt Hirschbein lächelte: „Ich habe nichts anders erwartet," sagte er. „Dies ist ein amerikanischer Gerichtshof und —"

Richter Mc Guff rief: „Ganz gewiß ist er das! Und wenn es Ihnen nicht paßt, so gehn Sie dahin zurück, woher Sie gekommen sind! Ihnen wäre wohler — und uns auch!"

Die zustimmenden Rufe aus dem Publikum unterbrach Seine Ehren nicht. „Geh nach Palästina!" krähte die helle Stimme eines bekannten Schauspielers, der schon lange auf eine Gelegenheit lauerte, um, wie seine Kollegin Lillian, einen besonderen Satz in den Zeitungen zu bekommen.

Sam Hirschbein wartete ruhig. Dann begann er wieder: „Ich glaube nicht, daß irgendein Wort, das ich für den Angeklagten sprechen würde, die-

sem auch nur ein kleines bißchen nützen könnte. Darum will ich einen andern für ihn sprechen lassen: eben das kleine süße Mädchen, Justine van Straaten, das ihm sein wiedererstandenes Töchterlein war — und seine geliebte Frau zugleich."

Er zog den Brief heraus, den die Matrone mitgebracht hatte, hielt ihn hoch in der Hand. „Euer Ehren sehn, daß ich ihn bisher nicht geöffnet habe. Ich habe keine Ahnung von dem Inhalt; ich werde Wort für Wort ihn vorlesen und dann zu den Akten überreichen. Ich bin überzeugt, Euer Ehren, daß kein Verteidiger der Welt besser für meinen Klienten plädieren könnte."

Er riß den Umschlag auf, entfaltete die Blätter und las:

„Dies schreib ich nun hin, weil der Anwalt sagte, daß es besser ist. Und ich fühle auch, daß es besser ist. Ich weiß es alles viel besser, wenn ich allein bin. Die Matrone sagt, ich müsse immer die Wahrheit sagen, wenn sie mich fragen werden bei Gericht. Aber ich weiß nicht — man kann nie die Wahrheit sagen, wenn die Gerichtsleute fragen. Es ist immer ganz anders. Und nie, wie es wirklich war. Auch, wenn ich schreibe, brauch ich nicht aussagen vor Gericht, und man wird es lesen. Dann brauch ich nicht hingehn. Aber ich wollte so gerne hingehn, um den Professor noch einmal zu sehn. Aber dann fragen sie mich, und dann wird alles falsch. Darum will ich nicht hingehn.

Digitized by

Aber sehr vielmale Grüße dem Professor und viele Küsse und vielen, vielen Dank. Ich will nicht zum Gericht gehn. Und auch nicht in das Haus, von dem die Matrone erzählt. Ich will das nicht tun, Ich weiß schon, was ich tun will.

Nur viele Küsse dem lieben Professor. Und bitte ihm sagen, daß niemand in der Welt ihn so lieb hat wie ich.

Auch viele Grüße für die Tante und die Lehrerinnen. Ich habe sie auch lieb, und es tut mir sehr leid, daß ich ihnen soviel Kummer mache. Sie sollen mir verzeihn, bitte. Und so viele gute Grüße für den Professor und Dank und Küsse für alles Gute.

Die Matrone sagt, daß ich schweres Unrecht getan habe, und ich müßte es bereuen. Ich kann es aber nicht bereuen, weil es kein Unrecht war. In dem Hause, in das sie mich schicken wollen, soll ich immer bereuen. Und darum will ich nicht hingehn. Und ich will auch nicht leben ohne den Professor.

Was ich nur weiß, das lehrte mich der Professor. In der Schule habe ich auch gelernt, aber das war alles nichts. Sie wissen nicht, was das ist — Schönheit. Die Lehrerinnen wissen es nicht. Und die Tante weiß es auch nicht. Ich weiß es, weil der Professor es zeigte. Alles war schön, was er tat. Der liebe Professor hat mir immer Märchen erzählt und viele Geschichten. Dann saß ich auf

seinem Knie. Und sie waren so schön, alle. Und er wußte noch mehr — und immer mehr — und das war die Welt, worin wir lebten. Der Professor sagte es — es sei eine Traumwelt nur für mich und ihn. Darin lebten wir. Er hat mir so viel geschenkt — und immer das, was ich gerne mochte. Aber nicht darum habe ich ihn lieb. Ich hätte ihn lieb, auch wenn er mir nie etwas gegeben hätte. Der Professor spielte auf seiner Geige und auch auf dem Klavier. Und die Schönheit lebt auch in den Tönen, sagte er. Davon aber wußte niemand etwas in der Schule. Auch Singen ist schön. Und Tanzen ist schön, sehr schön, dann fühlt man überall die Musik. Auch ich bin schön. Meine blauen Augen und mein blondes Haar. Und mein Mund ist schön und meine Beine und meine Arme und mein ganzer Leib. Das hat der Professor gesagt. Es haben auch andere gesagt in der Schule und auch meine Tante, daß ich süß sei und ein so hübsches Gesicht habe. Und so etwas. Aber das war doch ganz was anderes. Denn dann sagten sie es nur so — und ich konnte es doch nicht fühlen. Aber bei dem Professor, da fühlte ich es sehr tief. So wie die Musik. Wie den Duft der Blumen und den Klang der Märchen. Das alles war so voll von Schönheit — und so war ich. Und der Professor sagte, daß die Schönheit das Glück sei. Und darum waren wir so glücklich. Der Professor sagte auch, daß es alles enden müsse, wenn nur ein Mensch

davon erführe. Und das war auch richtig. Denn die Menschen, sagte er, wissen nicht, was Schönheit ist und was Glück ist, und darum hassen sie die, die glücklich sind. Und zerschlagen alles. Und so ist es auch gekommen. Und alles, alles ist nun so häßlich.

Keinem Menschen hat der liebe Professor etwas zuleide getan. Er war gut und liebte nur alles Schöne. Und ich war auch nur lieb zu allen Menschen und tat ihnen recht Gutes, wenn ich nur konnte. Warum wollten sie uns nicht allein lassen? Unser Glück tat niemandem etwas Böses — und darum kann man es nicht bereuen. Das, was die Menschen gegen uns tun, das ist schlecht. Und was der Professor tat mit mir und ich mit ihm — das war immer schön und immer gut. Ich bin froh, weil ich gut weiß, daß es durch mich war, daß der Professor glücklich war. Und ich bin so sehr, sehr dankbar, weil ich so selig glücklich war durch ihn. Und weil ich weiß, was Glück ist und was Schönheit ist.

Dies alles ist die reine Wahrheit. Und was die Leute aufschreiben bei Gericht, das ist immer alles Lüge. Sie wissen nicht, was Schönheit und Glück ist, und darum müssen sie es immer anders verstehn und immer Lügen schreiben. Aber dieses ist allein die Wahrheit.

Der Professor wird es Ihnen auch sagen. Und bitte ihn vielmals grüßen, und ich schicke viele

Küsse für den Professor. Ich denke immer an das eine Märchen von der kleinen Seele, die hinflog durch den Ätherraum und immer suchte nach der andern Seele, die sie liebte. Und dann schließlich fand sie die. Und bitte ihm sagen, daß ich auch fliegen will durch den Ätherraum und suchen will und suchen, bis ich ihn finde!

Justine van Straaten."

Der Anwalt ließ das Blatt sinken. „Ich habe dem nichts mehr hinzuzufügen!" sagte er. Er setzte sich. Den Brief gab er, auf dessen Bitten, dem Angeklagten.

Wieder erhob sich Richter Mc Guff, wieder ging er durch die kleine Tür hinter dem Richtertisch, um sofort zurückzukehren.

Er sprach volle zehn Minuten lang. Er zählte die wichtigsten Punkte der schriftlichen Geständnisse auf, ging dann auf die Verteidigungsrede des Angeklagten und den Brief des Mädchens ein. Wenigstens drei andere Opfer seiner viehischen Lust habe der alte Verbrecher eingestanden. Wie teuflisch er es verstanden habe, die armen Kinder in sein Netz zu ziehen, erhelle zur Genüge aus dem haarsträubenden Blödsinn des Schreibens der kleinen Justine, das auch den letzten Funken gesunden Menschenverstandes vermissen lasse. Er pries sich glücklich, die Stadt Neuyork von dieser Giftpest befreien zu können und bemerkte zum Schluß, daß er hoffe, daß selbst dieses infame Verbrechen

Digitized by Google

ein Gutes stiften möge: nämlich das, das anständige Publikum aufzurütteln! Jeder echte Amerikaner, der von diesem Prozesse lese, habe die Pflicht, sofort an den Senator oder Abgeordneten seines Kreises zu schreiben, um diesen zu veranlassen, sobald wie möglich die schwebende Bill des Einwanderungsverbotes durchzutreiben. Zum Schluß sprach er das Urteil aus: vierzig Jahre Zuchthaus.

Professor Lars Petersen hatte von alldem nichts gehört. Er starrte in den Brief der kleinen Justine, den ihm ein Gerichtsdiener auf Befehl des Richters dann mit Gewalt fortnehmen mußte.

Der Richter Mc Guff hob die Sitzung auf. Der Angeklagte wurde hinausgeführt; viele der Zuhörer begaben sich zum Richtertisch, um Seiner Ehren die Hand zu schütteln. Die Prediger gratulierten ihm, und die Politiker und viele Damen und Herrn der Gesellschaft und der Theaterwelt. Oh, es war ein Triumph!

Und nur die kleine schnippische Ivy Jefferson sagte: „Well, you are a damned fool after all, Judge!"

Aber Seine Ehren achtete nicht darauf. Dies war ein großer Tag für Richter Henry Taft Mc Guff.

Digitized by Google

DER SCHLIMMSTE VERRAT

ἄλλο δέ τοι ἐρέω: φύσις οὐδενὸς ἔστιν ἁπάντων
θνητῶν, οὐδέ τις οὐλομένου θανάτοιο τελευτή.

Empedokles.

DER SCHLIMMSTE VERRAT

Man nannte ihn: Stephe. Das kam, weil sein Vorgänger so hieß; da hatte der alte Totengräber, viel zu faul, sich an einen andern Namen zu gewöhnen, dem neuen Gehilfen gesagt: „Ich nenn dich Stephe."

In Ägypten geschah das. Nicht am Nil — im Staate Illinois. Im südlichen Teil: der heißt „Ägypten", weil ein wildes Gemisch schlechter Rassen dort durcheinander wohnt. Schlechter, niederer Rassen — oder doch was der Amerikaner so ansieht: Kroaten, Slowaken, Ungarn, Tschechen, Walachen, Slowenen, Russen, Griechen, Italiener und Ukrainer. Aber der Yankee kennt diese Namen nicht; er hört nur, daß sie alle nicht englisch sprechen, sondern irgend ein wirres Durcheinander — das ist wie in Babel nach dem Turmbau. Und

Babel, ja, das war in Ägypten, nicht wahr? Oder doch irgendwo daherum in der Nähe. Darum nennt er das weite Land Ägypten.

Der Amerikaner ist der Herr. Ihm gehört das Land, ihm alle die Bergwerke und Hütten und Zechen. Die „Ägypter" sind seine Sklaven. Die Negersklaven im Süden sind frei seit einem halben Jahrhundert — sie brauchen nicht mehr zu arbeiten; die Weißen aber, die Europa ausspie, die müssen arbeiten. Und wenn sie nicht wollen, wenn sie streiken, dann läßt der Herr Maschinengewehre auffahren. Schießt ein paar Dutzend tot, sperrt andere ins Zuchthaus — im Namen der Freiheit. In Ägypten und überall im Land.

Freilich, einige der Ägypter sind klug. Sie scharren ein wenig Geld zusammen, dann mehr und noch mehr. Werden schließlich selbst Amerikaner und Herrn. Freigelassene: nicht sozial gleichberechtigt, o nein — aber doch wirtschaftlich. Und die sind die schlimmsten; die verstehn es am besten, auch den letzten Saft aus den Sklaven herauszupressen.

* * *

Der Name der kleinen Stadt, vor der Stephe wohnte, klang gar nicht ägyptisch. Auch nicht englisch, auch nicht indianisch. Klang deutsch: Andernach. Hier hatten einmal pfälzische und rheinische Bauern gesessen vor langen Jahren —

kein Mensch wußte mehr, wann das gewesen war. Aber sie waren längst fortgezogen, eine Familie um die andere, als die Industrie kam und mit ihr die Ägypter. Und nur ganz wenige der alten Siedler waren zurückgeblieben, zwei, drei deutsche Namen: die waren auch längst Amerikaner geworden. Reiche Herrn.

Dennoch: die Stadt sah anders aus, als alle andern ringsum. Keine Holzbaracken, keine Wellblechhütten. Richtige Ziegelsteinhäuser, mit Reben bewachsen; Gärten drumherum, Äpfelbäume,Birnbäume, Kirschbäume. Die niederen Rassen begriffen recht gut den Unterschied; zerstörten nichts; bauten hinzu, Häuser und Gärten; fühlten sich ein wenig als Menschen in Andernach — viel, viel mehr, als irgendwo sonst im Ägypterland.

Draußen, vor der Stadt, lag der Friedhof. Der war noch deutscher als die Stadt. Große Eichen standen da und manche Trauerweiden. Fast in der Mitte, einen kleinen Hügel hinauf, lagen die deutschen Gräber, und man las die Namen: Schmitz, Schulze und Huber. Sehr einfach alle Steine, aber gut gepflegt, so daß der Efeu, der allen Boden deckte, sie nirgend überwucherte. Eigentlich gehörte der Friedhof niemandem, keiner Glaubensgemeinschaft und keinem der Stämme der Ägypter. Die benutzten ihn alle — und bezahlten dafür an den alten Totengräber: der war der Herr. Zweimal im Jahre zahlte ihm die Bank der Stadt einen

Scheck aus, aus Chikago überwiesen, oder war es aus San Franzisko? Als die Deutschen wegzogen, verkauften sie, einer um den andern, Haus und Garten — aber den Friedhof nicht. Den konnte keiner verkaufen — und so erwarb ihn auch niemand. Aber irgendeiner aus Andernach, irgendein Schmitz oder Huber oder Schulze, der irgendwo im Lande gestorben war, hatte ein gutes Vermächtnis gemacht: dessen Zinsen erhielt für seine Arbeit der alte Totengräber. So war er der Platzhalter von Toten, die für sich selber zahlten, war der Herr in seinem Lande — und also betrachteten ihn die Ägypter. Er verkaufte ihnen Grabstätten, wenn sie solche gebrauchten, nahm viel oder wenig, wie er grade wollte, und schrieb Kreuze und Steine und Säulen nach seinem Geschmacke und aus seiner Werkstatt vor.

Ein Böhme war er, Pawlaczek hieß er. War früh hinüber gekommen, hatte hier noch gehaust mit den Deutschen und war nun lange schon der Älteste in der Stadt. Sein Tschechisch hatte er vergessen durch vierzig lange Jahre, dann mühsam wiedergefunden, als die Ägypter kamen. Und sein Deutsch und Englisch warf er in einen Topf und machte einen fettigen Brei daraus. Er hatte eine Werkstatt für die Grabsteine und darin fünf italienische Steinmetzen. Hatte sechs Gärtner und ebensoviel Totengräber.

Einer davon war Stephe.

Stephe war kein Ägypter. Stephe war Amerikaner. Er hieß eigentlich Howard Jay Hammond, stammte aus Petersham, Mass.; zählte dreiundvierzig Jahre, als ihm dies passierte.

* * *

Der, der es niederschrieb, bruchstückweise, wie er es herausholte von Stephe, der es zum Teil selbst miterlebte, war Jan Olieslagers aus Limburg. Holländischer Nationalität also — doch ein Vlame. Und, in Kultur und Erziehung, deutsch. In deutschem Interesse hatte er während des Krieges gearbeitet, galt dann, als die Vereinigten Staaten auch losschlugen, als sehr verdächtig. Rechts und links wurden die Deutschen im Lande verhaftet und ins Gefängnis geworfen, viele davon seine guten Freunde. Jan Olieslagers sehnte sich wenig nach dem Zuchthaus — hielt es für angebracht, eine Zeitlang von Neuyork zu verschwinden.

So kam er nach Andernach ins Ägypterland. Große Farbwerke waren bei der Stadt, dort stellte sich Olieslagers vor. Er verstand nur herzlich wenig von der Chemie — aber er verstand es gut, den Anschein zu erwecken, als ob er etwas verstehe. Er kannte, sehr oberflächlich nur, den leitenden Direktor von Neuyork her; der wußte, daß er „Doctor" angeredet wurde und irgendwas mit der deutschen Sache zu tun hatte. So glaubte er einen sehr guten Fang zu tun: einen großen deutschen

Digitized by Google

Chemiker, der manches Geheimnis wußte. Dafür konnte man schon eine Weile die Hand über ihn halten — was lag an dem einen Deutschen? Hier in Andernach konnte er gewiß kein Unheil anrichten. Freilich, seinen Vorteil nutzte er aus, zahlte dem neuen Chemiker nur knapp das, was zum Leben eben notwendig war, wies ihm ein kleines Zimmer in der Fabrik an.

Jan Olieslagers lungerte im Laboratorium herum, rührte nicht eine Hand. Endlich zur Rede gestellt, erklärte er, daß er nicht daran denken würde, unter irgendjemandem zu arbeiten. Er müsse seine eigenen Räume haben — und niemand dürfe ihm hineinpfuschen. Und so groß war, hier wie überall im Lande, die Hochachtung vor deutscher Wissenschaft, daß man seinen Wünschen nachkam, alles tat, um baldmöglichst große Resultate durch ihn zu erzielen.

Ein gutes Gedächtnis hatte der Vlame. Schnappte schnell Worte auf, griff ein paar schöne Phrasen; las sich bald aus den Büchern der Fabriksbibliothek eine buntlappige Gelehrsamkeit zusammen. Dann sandte er Bestellungen aus — aus aller Welt mußte dieses und jenes besorgt werden. So zog er die Wochen hin und die Monate.

Er verkehrte mit niemandem. Nur zum Abend ging er aus, sich die Beine zu strecken — kam dann gewöhnlich zum Friedhofe.

Dort hatte er Stephe kennengelernt.

Digitized by Google

Aus dem, was Jan Olieslagers niederschrieb, ist diese Geschichte gemacht. — Die Leute sind so töricht, sie fragen einen immer: ist denn das wirklich eine wahre Geschichte? Sagt man: ja — dann sind sie unzufrieden, weil es doch gar keine Kunst sei, irgendwas zu erzählen, was wirklich geschah. Und sagt man: nein — paßt es ihnen erst recht nicht. Denn dann, meinen sie, ist es doch nur dumme Lügerei. Sie fühlen sich betrogen, — so oder so! Die Leute sind so töricht; sie sollten doch wissen: es gibt gar keine wahre Geschichte. Denn eine Geschichte muß erzählt sein — und es gibt keinen Menschen, der wirklich erzählen könnte, was war. Jeder Richter weiß das, weiß, daß nie vor seinem Tisch ein Zeuge stand, der nicht, hier und da, ohne sein Wissen und Wollen, abwich von der Wahrheit, nie einer, der nicht meineidig war im strengsten Sinne. — Dann aber: es gibt auch keine gute Geschichte, die nicht wahr wäre. Wenn sie nie passierte — sie hätte doch einmal passieren können — oder sie wird passieren — morgen oder übermorgen. Darum, für die törichten Leute: nie schrieb ich eine wahre Geschichte. Und ganz sicher nie eine, die nicht wahr war.

* * *

Jan Olieslagers saß mit Stephe manchen Abend auf der Steinbank unter dem alten Lindenbaum. Stephe hatte ein Geheimnis — das ärgerte

den Vlamen. Er fühlte: es war ein Besonderes; so wollte ers gerne wissen. Aber Stephe sagte überhaupt nicht viel; durch Stunden saßen die zwei, ohne ein Wort zu sprechen. Olieslagers konnte nicht recht heran an den Kerl. Er suchte, suchte und fand nirgend eine Tür. Stephe trank nicht, rauchte nicht, kaute nicht und mit Weibern hatte er schon gar nichts. — Was kann man machen mit so einem?

Was Jan Olieslagers hinzog zu Stephe, hätte er in diesen Monaten schwer sagen können. Es war nichts Auffallendes an ihm, nichts, das ihn auszeichnete nach irgendeiner Seite hin. Wenn er jemals einen Paß gebraucht hätte, hätte man hineingeschrieben: Haar — braun: Stirne, Nase, Kinn, Ohren — gewöhnlich. Doch war er hübsch — irgendetwas war da, das ihn hübsch machte.

Eines war gewiß: etwas gab es, das diesen Menschen unablässig beschäftigte. Das war immer da, stärker manchmal und oft nur ganz schwach — aber es ließ ihn nie. Oder nur dann, wenn es, in seltenen Intervallen, Jan Olieslagers gelang, Stephes Gedanken auf etwas anderes zu lenken. So, wenn Stephe, abgebrochen, ohne Zusammenhang, seinem schwachen Gedächtnis kleinste Brocken aus seinem früheren Leben sich entreißen ließ.

Ja, aus Massachusetts stammte er; von methodistischen Eltern. — Hatte nicht viel gelernt, kam früh weg, trieb sich überall im Lande herum.

Digitized by Google

War alles gewesen, was man so sein kann, ohne etwas zu können. Aufzugjunge, Geschirrwäscher, Zettelverteiler, Heizer auf einem Dampfer der großen Seen, Kuhjunge in Arizona, Platzanweiser in Kinos. Er hatte in allen möglichen Fabriken gearbeitet und in ebensovielen Farmen, von Vancouver bis San Augustin und von Los Angeles bis Halifax. Nirgends hatte er es lange ausgehalten; war dazwischen immer wieder herumgezogen als Streikbrecher und als Landstreicher. Jetzt aber, seit über zwei Jahren schon, hatte er seinen Beruf entdeckt: dieser Job in Andernach gefiel ihm gut und hier würde er bleiben sein Lebenlang.

Wie Stephe das sagte, flackerten kleine Flämmchen in seinen Augen, und über die Lippen kroch mühsam ein Lächeln. Dann saß er wieder und sann und sprach kein Wort.

Olieslagers begriff: hier war es. War das schwere siebenmal vergitterte Tor — und dahinter kauerte das seltsame Tier.

* * *

Dann kam die Musterung. Alle Männer mußten sich melden zum Militär, von achtzehn bis zu fünfundvierzig Jahren.

Stephe wurde unruhig — und diese Unruhe steigerte sich mit jedem Tage. „Warum willst du nicht Soldat werden?" fragte Olieslagers. Stephe schüttelte

den Kopf, sehr entschlossen. „Nein", brummte er, „nein."

Und ein andermal sagte er: „Das ist es — ich will nicht weg von hier."

Sonntag morgens klopfte er an die Tür des Laboratoriums, schloß sie sorgfältig, überzeugte sich, daß der Vlame allein war. Dann kam er heraus mit seinem Anliegen. Am Mittwoch müsse er sich stellen. Da solle der Doktor ihm was geben, daß er krank erscheine. Untauglich. Er wolle nicht fort von hier. Könne nicht.

Jan Olieslagers überlegte nicht lange, sagte ihm zu im Augenblick. Nur eine Bedingung stellte er: zum Entgelt müsse Stephe ihm sagen, was denn eigentlich ihn hier fest halte?

Stephe schielte zu ihm hinauf; mißtrauisch genug. „Nein", sagte er endlich. Und ging. Am nächsten Tage suchte ihn Olieslagers auf dem Friedhof auf. Diesmal sprach er lange auf ihn ein, versuchte ihn zu überreden mit allen Künsten. Aber Stephe wollte nicht.

„Schau!" rief der Vlame. „Du hast ein Geheimnis. Ich bin neugierig, ich will es wissen. Also sag mirs. Das kostet nichts. Und am Mittwoch ist kein Mensch zum Soldaten untauglicher wie du." Stephe schüttelte ruhig den Kopf. Stand auf von der Bank.

Aber am andern Morgen war er sehr früh im Laboratorium. Er zog Scheine aus der Tasche,

Digitized by Google

zweihundertdreißig Dollars, erspartes Geld. Der Vlame wies ihm die Tür.

Dann, zum Abende, kam der wieder auf den Friedhof. Er traf Stephe nicht auf der gewohnten Bank, so wartete er eine Zeitlang, ging dann, ihn zu suchen. Fand ihn endlich, auf einem frischen Grabe sitzend, vor sich hin brütend. Er rief ihn an: „Komm, Stephe".

Stephe rührte sich nicht. Da ging der Vlame nahe heran, schlug ihn auf die Schulter. „Steh auf! Komm! Ich will dir geben, was du haben willst!"

Langsam erhob sich der Totengräber. „Gleich?" fragte er. „Morgen ist Ziehung.',

Der Vlame nickte. „Wächst Digitalis irgendwo?" — Stephe verstand ihn nicht. — „Fingerhut, meine ich." Stephe führte ihn, brach die Blüten auf das Geheiß des Vlamen.

„Wo wohnst du?" fragte Jan Olieslagers.

Stephe ging voraus. Sie kamen, mitten im Totengarten, an das kleine steinere Beinhaus. Stephe zog einen großen Schlüssel aus der Tasche, schloß auf.

Sie traten ein. In einer Ecke standen ein paar Spaten, Hacken und Schaufeln, hinten lagen leere Säcke. Sonst war nichts in dem Raum. — „Hier wohnst du?" fragte der Vlame.

Stephe schloß eine zweite Türe auf, die in ein kleines, anstoßendes Zimmer führte. „Hier," nickte er.

Digitized by Google

Ein Feldbett, ein kleiner Tisch, ein paar Stühle, ein Waschbecken auf einem. Ein alter Koffer, ein zerbrochener Kleiderständer, ein kleiner Eisenofen. Nichts hing an den Wänden.

„Hast du Spiritus?" fragte Olieslagers. „So koch dir einen Tee von dem Zeug. Trink ihn, ehe du zu Bett gehst." Er erklärte ihm genau, wie er es machen solle, auch wie er sich benehmen müsse bei der ärztlichen Untersuchung.

Stephe wiederholte alles, laut und mehrmals. Dann sperrte er den Koffer auf, nahm sein Geld, bot es ihm nochmals.

Der Vlame schüttelte den Kopf. „Laß nur, Stephe. Ich tus für dich, weil ich dein Freund bin!"

Ging hinaus.

Draußen lief ihm Stephe nach. Seine Hand hielt ein kleines Korallenhalsband. — „Wollen Sie das, Herr?" Jan Olieslagers betrachtete es. „Wo hast dus her?" lachte er. „Von einer Braut?"

Stephe nickte.

„Und wo ist sie?" fragte der Vlame.

„Tot," sagte Stephe.

Olieslagers gab es ihm zurück. „Napolitanerin", murmelte er, „eine aus Ägypterland". Aber er fragte nicht weiter. „Behalts, Stephe, als Andenken! — Ich will nichts, ich sagte dirs ja! Nicht einmal dein Geheimnis — wenn dus nicht von selber sagst. Vergiß nicht, was du tun mußt —

und viel Glück auf morgen. Wenn es spät wird — komm zu mir ins Laboratorium und erzähl mir.“

Dann ging er fort mit langen Schritten.

* * *

Spät genug kam Stephe zu ihm hinauf. Er war bleich und zitterte, aber ein zufriedenes Grinsen lag über seinem Gesicht. „Frei!“ rief er.

Der Vlame beglückwünschte ihn. „Setz dich, mein Junge! Und nun wollen wir das Gift möglichst schnell wieder herausbekommen aus dem Leib — oder doch unschädlich machen!“ Er hatte keine Ahnung, ob das nötig sei, oder was er zu diesem Zwecke tun solle. Aber er dachte sich: Alkohol kann gewiß nichts schaden. Und vielleicht auch wirds ihn gesprächig machen.

So mischte er Whisky. Stephe trank, schluckte ein Glas nach dem andern, wie Medizin. Aber er sprach kein Wort. Der Vlame war enttäuscht genug, doch ließ er sichs nicht merken. Er redete ihm zu, wie einer kranken Kuh, schenkte ihm immer von neuem ein; zwang ihn, erstaunliche Mengen hinunterzugießen. Stephe trank.

Als er ging, bedankte er sich. Seine Zunge stotterte und sein Leib torkelte, die Beine versagten den Dienst. Aber nur sein Leib war betrunken; was er sagte, war ganz vernünftig. Olieslagers hörte ihn auf der Treppe hinfallen, kam ihm

nach und richtete ihn auf. Dann faßte er ihn fest um den Leib und schleppte ihn mühsam nach Hause.

Als sie am Friedhofstore waren, riß sich Stephe zusammen. „Danke, Herr", sagte er.

* * *

Nie las Stephe ein Buch, nie eine Zeitung. Alles was außerhalb des Friedhofs zuging, war ihm vollständig gleichgültig. Er wußte: irgendwo in der Welt war Krieg. Wer Krieg führte und warum und wozu, das interessierte ihn nicht.

Doch hatte er von nun an für alles, was seinen Freund anging, ein gewisses Interesse, das schließlich so weit ging, daß er sogar Fragen stellte. Was er in der Stadt treibe? Warum er hier sei? Ob er viel Geld mache?

Olieslagers gab ihm Bescheid. Klar, einfach, so daß Stephe es bald begriff. Sicher fühlte er, daß der nie ihn verraten würde.

Aber es war bei dem Vlamen nicht etwa ein Wunsch, sich auszusprechen. Es war ein anderes. Stephe war besessen von irgendeinem Gedanken — und jeden Tag mehr kitzelte es Jan Olieslagers, das herauszufinden. Es war, als ob er selbst von dieser Sucht besessen sei. Er fühlte, daß ihm sein Fragen nie helfen würde, so hütete er sich wohl, diese verrückte Lust zu zeigen, die dennoch das einzige war, das ihn tagtäglich zum Friedhof

trieb. Nie stellte er je eine Frage, nie mehr machte er eine leiseste Anspielung, daß er darum wisse, daß Stephe ein Geheimnis habe. Als aber der Totengräber ihn fragte, gab er ihm genaue Antwort, gab sich ihm ganz in die Hand. „Sieh, Stephe," sagte er, „das ist mein Geheimnis. Ich sag dirs, weil du mein Freund bist und weil ich dir traue."

Stephe nickte. Er begriff recht gut: wenn man einen Freund hat, muß man ihm vertrauen. Aber er sagte dennoch nicht ein Wort.

* * *

Dann kam der Tag, wo es aus war mit der Herrlichkeit im Laboratorium. Der Direktor hatte den Vlamen rufen lassen und ihm gesagt, daß er nun endlich Resultate sehen müsse. Nichts sei bisher geschehn, rein gar nichts! Er stellte ihm das glatte Ultimatum: entweder müsse er in der nächsten Woche beweisen, daß er arbeiten wolle — daß er das könne, daran zweifelte der Direktor auch jetzt keinen Augenblick. Oder aber: er werde ihn verhaften lassen. Er habe sich genau erkundigt in Neuyork, wisse gut, was jener getrieben habe in den letzten Jahren.

Also, er möge sich entscheiden. Und er möge bedenken, daß die Fabrik noch eine neue Anzeige gegen ihn machen würde: daß er nämlich sich hier eingeschmuggelt habe, um chemisch-militärische

Geheimnisse herauszubekommen. Das sei schon nötig — irgendwie müsse man ja seinen Aufenthalt erklären.

Jan Olieslagers, eigentlich nur verwundert, daß sich diese Unterredung nicht schon vor Monaten abspielte, blieb sehr gelassen.

„Sie haben recht, Herr!" sagte er. „Und da ich nur wählen kann zwischen dem Zuchthaus und der Möglichkeit, Ihnen etwas Positives zu leisten, so müßte ich ein Narr sein, wenn ich das Zuchthaus vorziehn würde. Nur: eine Woche ist zu wenig. Ich benötige vier Wochen."

„Ich gebe Ihnen zwei Wochen, Herr, und nicht einen Tag länger," sagte der Direktor. „Guten Morgen!"

Noch vierzehn Tage also — der Vlame war ganz zufrieden damit. Nur Zeit — und jeder Tag war ein Gewinn. Er schloß sich ein in sein Laboratorium. Rauchte. Las.

Am Abend war er auf dem Friedhofe. Er erzählte Stephe alles, Wort für Wort, wie es sich zugetragen hatte. „Ich muß fort!", schloß er. „Wenn ich nur eine Ahnung hätte, wie und wohin!"

Er überlegte laut; Stephe nickte zuweilen oder schüttelte den Kopf. Warf auch wohl ein Wort ein oder stellte eine Frage.

„Kanada?" schlug er vor.

Olieslagers lachte. „Ist auch im Kriege. Auf derselben Seite, wie die Staaten — die beiden sind

eins heute. Und die mexikanische Grenze ist so besetzt, daß kein Hund durchkommt! Nein, ich muß schon im Lande bleiben, irgendwo unterkriechen in einer großen Stadt. Wenn ich nur nicht so gottverdammt bekannt wäre! Hunderttausend bezahlte Geheimagenten arbeiten im ganzen Lande — und ein paar Millionen freiwillige Spione helfen ihnen — mich suchen sie schon seit fast einem Jahre."

Sie fanden nichts. Als der Vlame ging, preßte ihm Stephe — zum ersten Male — die Hand.

* * *

Am andern Abend wartete Stephe auf ihn auf der Bank. „Ich habs durchgedacht, Herr," sagte er. „Sie müssen nicht weg. Sie müssen hier bleiben!"

Der Vlame sah ihn erstaunt an. „Hier? Wo hier?"

Stephe fuhr mit dem Arme im Kreise herum. „Hier!" wiederholte er. „Drei Gehilfen sind eingegezogen worden. Der Alte nimmt Sie sofort; wird froh sein, eine Hilfe zu bekommen."

„Als was?" fragte Olieslagers. „Als — Totengräber?"

Stephe nickte.

Der Vlame lächelte. Das schien so dumm nicht. Totengräber? Nun, dazu waren wenigstens keinerlei Spezialkenntnisse notwendig, wie zum Chemiker!

Digitized by Google

Und im Augenblicke sah er die Art, wie er den Sprung machen sollte.

Zwölf Tage Zeit — bah, das war übergenug!

Sie sprachen lange an diesem Abend. Ließen keinen kleinsten Umstand außer acht. Und nur über einen Punkt stritten sie hin und her: das war, wer die neuen Kleider bezahlen sollte, die Stephe kaufen sollte. Der Vlame wollte es nicht zugeben, aber Stephe setzte seinen Willen durch: er würde sie zahlen mit seinem eigenen Gelde. Würde sie dem Freunde schenken.

* * *

Früh am Morgen machte der große Chemiker Dr. Jan Olieslagers eine kleine Explosion in seinem Laboratorium, die wenig Schaden anrichtete, aber recht laut knallte. Die Leute liefen zusammen und schlugen an die verschlossene Tür; auch der Direktor war mit ihnen. Als die Türe endlich geöffnet wurde, fanden sie den Vlamen mit völlig verbundenem Kopfe; nur Nase, Augen und Stirne schauten heraus.

„Was ist geschehn?" fragte der Direktor.

Olieslagers hielt die Tür in der Hand. „Kommen Sie herein," antwortete er. „Aber keiner außer Ihnen!" Er drängte die andern zurück und verschloß die Tür. „Was geschehn ist? Was in jedem Laboratorium jeden Tag geschehn kann! Verbrannt hab ich mich!"

Digitized by Google

„Ich werde den Arzt schicken", rief der Amerikaner.

„Sie werden den Teufel schicken!" entgegnete ihm der Vlame. „Glauben Sie, ich habe jetzt Zeit, mich mit Ärzten abzugeben? — Zwölf Tage habe ich noch — zwölf Tage — und ich bin fertig dann, verlassen Sie sich drauf! Alles andere geht Sie nichts an — ob ich mir die Schnauze verbrenne, kann Ihnen verdammt gleichgültig sein!"

„Gut, Herr, gut!" lachte der Direktor. „Ganz, wie Sie wollen! — Brauchen Sie irgendwelche Hilfskraft?"

„Keine Katze soll mir reinkommen!" schrie der andere. „Das fehlte mir noch gerade!" — Dann besann er sich. „Eins wäre mir lieb, Herr! Ich gehe nun zwölf Tage lang nicht hinaus aus diesen Räumen, geben Sie Order, daß mir Essen, Trinken und was ich wünsche, sofort hierhergebracht wird. Daß alle meine Anordnungen gleich befolgt werden — vor allen andern."

Der Direktor nickte. „Soll geschehn, Herr!" — Er ging zur Türe, wandte sich noch einmal zurück. „Wenn Sie das fertig bringen, — es soll Ihr Schade nicht sein, Herr!"

Jan Olieslagers schloß sorgfältig hinter ihm. „Aber wenn dus nicht herauspressen kannst — sperrst du mich ins Zuchthaus, was?"

Er verhängte die Fenster sorgfältig, dann nahm er das Tuch vom Gesicht.

Digitized by Google

Zwölf Tage lang saß Jan Olieslagers in seinem Zimmer, aß, trank, rauchte und las. Er hatte nicht viele Wünsche; aber der Direktor schickte ihm Whisky, Wein, Zigaretten und allerhand Delikatessen. Der Verband lag ihm stets dicht zur Seite und er legte ihn sorgfältig um, jedesmal, ehe er die Tür öffnete.

Nicht ein Ding rührte er an, von all dem Zeug, das herumlag auf dem Tisch. Nur einen kleinen Spiegel hatte er hinübergenommen vom Schlafzimmer. Den griff er auf, alle paar Stunden; beobachtete sorgfältig, wie die Bartstoppeln ihm auf dem Kinn, den Lippen, den Wangen sproßten. Mit Genugtuung stellte er fest, daß sie viel dunkler waren als das blonde Haupthaar und viel schneller wuchsen, als er geahnt hatte.

Am Freitag nachmittag schickte er dem Direktor einen kurzen Brief. „Kommen Sie morgen zwölf Uhr zu mir ins Laboratorium."

Der Direktor kam — und fand nichts. Jan Olieslagers war fort mit seinen paar Sachen. Die Anzeige wurde sofort erstattet, und man suchte sehr scharf nach dem Vlamen, überall in den achtundvierzig Staaten. Überall — nur nicht in dem kleinen Friedhof von Andernach.

* * *

Jan Olieslagers war in der Nacht übersiedelt kurz vor Sonnenaufgang. Stephe erwartete ihn,

half ihm sofort beim Umkleiden. Ein paar plumpe Soldatenschuhe, dicke Hosen, blauer Sweater, Jacke, Mütze und Overall lagen bereit.

Sie verbrachten ein paar Stunden damit, das alles ein wenig angeschmutzt, gebraucht erscheinen zu lassen. Sowie der alte Totengräber aus seinem Hause kam, ging Jan Olieslagers auf ihn zu, bot ihm seine Dienste an.

„Wo kommst du her?" fragte der Alte. „Wer hat dich hergeschickt?" — Aber er erwartete keine Antwort, fuhr schnell fort: „Sprichst du deutsch?"

„Ja!" sagte der Vlame.

Der Alte rieb sich die Runzelhände. „Dacht ich mirs doch! Willst unterkriechen, was, für die Kriegszeit? — Mir solls recht sein! — Zwanzig die Woche — ich nenn dich Mike." — Dann rief er durch die Büsche: „Stephe! Stephe!"

Der kam und der Alte sagte: „Da ist ein Neuer. Heißt Mike, wie der frühere. — Du kannst ihn gleich mitnehmen zur Arbeit."

Stephe grinste: „Ja, Herr!"

Aber noch einmal hielt sie der Alte zurück. „Wo wohnst du, Mike?"

Der Vlame sagte: „Weiß nicht. Kann ich nicht das Zimmer des andern Mike haben?"

„Eben angekommen?" brummte der Alte. „Frühzug? — Das ist gescheit — und gleich hier hin?! Nein, das Zimmer von Mike kannst du

Digitized by Google

nicht haben — der wohnte in der Stadt bei seiner Frau! — Mußt heute abend herumsuchen, wirst schon was finden.“ Der neue Mike fragte: „Ist nicht hier draußen irgendein leerer Raum?“

Aber der Alte schüttelte den Kopf. „Nein. Gar nichts. Alle wohnen in der Stadt. Nur Stephe wohnt hier.“

Da sprang Stephe ein: „Er kann bei mir wohnen.“

So zog Jan Olieslagers zu Stephe, in den kleinen Raum bei dem Beinhause, mitten auf dem Friedhofe von Andernach im Ägypterland.

* * *

Ein wenig wohnlicher richtete er den Raum ein. Schickte Stephe in die Stadt, ließ ein Feldbett kaufen und ein paar andere Dinge. Auch zog er Drähte, verband sie mit denen im Beinhause, daß er eine kleine Lampe andrehn konnte. So konnte er lesen im Bett.

Stephe zeigte gut, daß er sein Freund war. Er war stets eine halbe Stunde früher auf, besorgte Wasser, reinigte Kleider und Schuh. Er machte alle kleinen Besorgungen in der Stadt. Da sie stets zusammen arbeiteten, so schaffte Stephe für zwei, erleichterte, wo es nur ging, dem Freunde die ungewohnte Arbeit. In diesen Wochen beobachtete Jan Olieslagers nichts besonderes an Stephe, nicht ein kleinstes Anzeichen von irgendeinem Verborgenen.

Dann, eines Abends, bemerkte Jan Olieslagers eine gewisse Unruhe an Stephe. An diesem Nachmittag hatte er Freizeit; war, zum ersten Male, ein wenig herausgelaufen, durch die Straßen der Stadt geschlendert. Sein Bart war stark geworden inzwischen; er brauchte nicht mehr zu fürchten, von irgendeinem erkannt zu werden. Als er zurückkam, saß Stephe auf seinem Bett, redete vor sich hin. Vor ihm stand, entkorkt, eine volle Whiskyflasche.

„Du trinkst, Stephe?" fragte er.

„Nein, Mike," stotterte Stephe. Er nannte ihn nun zuweilen Mike, wie die andern taten. Dann, nach einer Weile, fuhr er fort: „Für Sie, Herr!"

Er stand schwerfällig auf, völlig unfähig, seine Aufregung zu unterdrücken.

Olieslagers dachte: trinken soll ich. Er will mich trunken machen. Er lächelte. „Komm, Freund, laß uns trinken."

Sie setzten sich, mischten die Gläser, tranken. Stephe nippte kaum, es schmeckte ihm gar nicht. Aber Olieslagers tat dem Freunde den Gefallen, trank tüchtig drauf los. Er plauderte, erst von der Stadt, was er dort gesehn hatte. Sprach dann von allerhand, erzählte von Neuyork und manchen Städten. Stephe gab sich große Mühe, zuzuhören, ließ es dann gehn; das, was ihn beschäftigte, gab ihn nicht einen Augenblick frei. Langsam fühlte der Vlame eine leichte Trunkenheit,

Digitized by Google

übertrieb die nach Herzenslust. Er lachte, sang, stand auf und torkelte. Endlich tat er sehr müde, warf sich aufs Bett. Er ließ sich ein Buch reichen, erklärte noch lesen zu wollen; auch mußte ihm Stephe noch ein volles Glas neben das Bett stellen. Das leerte er gemächlich, las dazu, während Stephe sich langsam auszog. Olieslagers fühlte, wie er ihn beobachtete, nicht einen Blick von ihm ließ. Endlich ließ er sein Buch fallen, schloß die Augen, gähnte, seufzte, drehte sich herum.

Spielte Opossum; tat als ob er schliefe.

Stephe setzte sich zu ihm ans Bett. Nahm seine Hand, hob sie, ließ sie wieder fallen. Blies ihn leicht auf die Augenlider. Dann, überzeugt, daß sein Freund nun sehr fest schlafe, drehte er die Lampe aus.

Langsam öffnete Olieslagers die Augen. Aber er sah nichts — es war völlig finster im Raume.

Doch hörte er gut, wie Stephe, Stück um Stück, sich wieder anzog. Hosen erst, dann Stiefel — leise, ganz leise — Sweater und Jacke.

Nun ging Stephe durch den Raum, öffnete die Tür, zog den Schlüssel ab. Ging hinaus und schloß zu von der andern Seite. Seine Schritte hallten, wie er durch das Beinhaus schritt — und hinaus von dort auf den Friedhof.

Dann war alles still.

Der Vlame überlegte. Sollte er ihm nachgehn?

Digitized by Google

Die Tür war verschlossen, aber er hätte durchs Fenster steigen können. Doch bis er sich angezogen hätte, würde Stephe längst hinaus sein aus dem Kirchhofe. Und dann: das war klar, daß Stephe sich schützen wollte vor jeder Beobachtung. Darum hatte er den Whisky angeschafft, darum —

Und er brauchte Stephe — der war sein Schutz nun. Mußte sein Freund bleiben, nicht sein Feind werden. Wenn es ganz sicher wäre, daß Stephe es nicht bemerken würde —

Aber der würde es bemerken. War argwöhnisch ohnehin und dazu nüchtern, während er selbst doch angetrunken genug war, um nicht sicher zu sein, irgendeinen Lärm zu vermeiden.

Nein, es war schon besser, er bliebe ruhig liegen.

Dann hörte er wieder Schritte draußen, lauschte scharf auf. Die Türe zum Beinhause öffnete sich, schloß sich wieder. Irgend etwas geschah da drinnen.

Ein Gehen. Ein Schlurfen. Und wieder nichts.

Ein Sprechen, halblaut, er konnte nicht verstehn, was es war. Still wieder.

Das ging so durch Stunden. Ab und zu auch irgendein Geräusch, das er nicht enträtseln konnte. Und dann ein Sprechen. Er glaubte, daß es Stephes Stimme war, aber vielleicht war das nur, weil er den dort vermutete. Er konnte auch nicht feststellen, wieviel Menschen es waren. Die Worte,

Digitized by Google

die sein Ohr griff, waren ganz abgerissen, manchmal mußte er eine halbe Stunde auf eines warten. Und verstehn konnte er nicht ein einziges.

Endlich wieder das Tappen schwerer Schritte, ein Öffnen der Türe zum Friedhofe — diesmal blieb sie offen. Und, verhallend, die Schritte da draußen —

Jan Olieslagers hatte aufrecht gesessen im Bett, sehr angespannt gearbeitet mit dem einen Sinne. Als er nichts hörte, nichts, gar nichts mehr, seufzte er auf. Atmete schwer, wie befreit. Starrte ins Dunkel, minutenlang. Ließ sich dann zurückfallen. Schlief ein.

* * *

Stephe stand vor ihm, als er aufwachte. Er hatte die Decke ein wenig zurückgezogen, berührte unendlich vorsichtig seinen Arm. „Aufstehn, Herr!" bat er. „Es ist höchste Zeit."

Er reichte ihm die Kleider, stellte ihm Wasser hin zum Waschen. Jan Olieslagers betrachtete ihn beim Ankleiden: Stephe sah rein aus und frisch gewaschen. Als sie hinausgingen zur Arbeit, warf er einen raschen Blick über das Beinhaus — es sah genau so aus, wie am Abend vorher. Die alten Säcke hinten in der Ecke und vorne ihre Hacken und Spaten, die sie stets dort hinstellten und morgens wieder mit hinaus nahmen.

Nichts sprach von Stephes nächtlichem Erlebnis. Doch — ein paar Blütenzweige lagen da herum.

Sie hatten an diesem Morgen stramm zu arbeiten, drei neue Gräber mußten ausgeworfen werden. Während der Spaten einsetzte, die lehmigen Klöße auswarf aus der Grube, Stich um Stich sich tiefer hineinfraß in die Erde, dachte Jan Olieslagers lange nach. Suchte sein Gedächtnis durch, ließ jede Minute Revue passieren, von dem Augenblicke an, in dem er nach Hause gekommen war gestern abend. Aber wie er suchte — er fand kaum etwas Greifbares. Stephe wollte ihn trunken machen, das war völlig klar, wollte das zu dem einzigen Zweck, daß er recht fest schlafen sollte und nichts merken von dem, was vorging nebenan in der Nacht.

Aber was ging dort vor? Stephe ging fort — und kam zurück nach geraumer Zeit. Mit jemandem? Mit einem? Mit zweien? Er hatte Schritte gehört — aber er hätte nicht sagen können, wieviel Menschen es waren. Er hatte sprechen gehört — aber nur ein paar unverständliche Laute in langen Pausen — und nur ein einziges Mal hatte er Stephes Stimme genau erkannt. Immerhin: Stephe hatte Besuch. Denn ob es schon richtig war, daß Stephe oft genug vor sich hinredete, mutterseelenallein — so war es doch ebenso gewiß, daß dies stets nur ein leisestes Flüstern war.

Digitized by Google

vielmehr nur eine Bewegung der Lippen zur Unterstützung schwerfälligen Denkens.

Stephe hatte Besuch, das stand fest, und einen Besuch dazu, den er durchaus verheimlichen wollte. Das war auch der Grund, der ihn festhielt auf diesem Gräberpark im Ägypterland — dieser nächtliche Besuch im Beinhaus!

Wie das klang — ‚dieser nächtliche Besuch im Beinhause!' Jan Olieslagers lächelte — wenn man dicht daneben wohnte, war nichts Grauliches daran. Die Leichen wurden stets in der kleinen Kapelle aufgebahrt, am anderen Ende des Friedhofes. Nur in sehr seltenen Fällen, bei Unglücksfällen, Selbstmorden oder Verbrechen wurde das Beinhaus benutzt. So lange er nun hier war, hatte es nur ein einziges Mal die Leiche eines alten Mannes beherbergt — und das auch nur auf zwei Stunden an einem Nachmittage. Das Beinhaus war also im Grunde nichts anderes als irgendein leerer Raum, der gelegentlich benutzt werden konnte zu —

Aber welcher leere Raum hätte das nicht können?

Jan Olieslagers überdachte alles, was er wußte von Stephe. Nie hatte er ihn je mit einem Fremden sprechen sehn. Es war richtig, er blickte auf jede Frau und jedes Mädchen, lächelte dabei still vor sich hin — aber er redete nie mit einer und kannte keine. Er sprach gelegentlich mit dem

alten Totengräber und mit den andern Gehilfen, aber auch da nur das Allernotwendigste, das, was eben nötig war zur Arbeit. Nur mit ihm allein hatte er hier und da über andere Dinge geredet.

Dennoch, das stand fest: er war nicht Stephes einziger Freund. Stephe hatte noch andere. Seltene, geheimnisvolle.

Und stärker wie je faßte den Vlamen die heiße Sucht: er mußte es finden. Mußte ergründen, was dieses Hirn ausfüllte, das neben ihm grub.

* * *

In dieser Woche sprach er wenig mit Stephe. Der Gedanke ließ ihn nicht, krallte sich fest, gab ihn nicht mehr frei. Tags über lief er herum wie ein Schlaftrunkener, nachts lag er schlaflos in seinem Bett, immer besessen von der quälenden Idee: ich muß es finden. Und diese Qual wurde stärker mit jeder Stunde fast; das Geheimnis des andern fraß ätzend in seinem Schädel.

Stephe merkte es wohl. Starrte ihn an, ängstlich, minutenlang.

Einmal, mitten in der Arbeit, stieß er den Spaten in die Erde. Fragte plötzlich: „Was quält Sie, Herr?"

Da sagte Jan Olieslagers: „Was soll ich lügen? — Es ist dasselbe, das dich quält, Stephe!"

Stephe antwortete nicht. Stand da, unbeweglich. Endlich rang sich ein Stöhnen aus seiner Brust.

Digitized by Google

Aber kein Wort. Kein kleinstes Wort.

Am Abende, während Stephe das Essen bereitete, hob der Vlame seinen Handkoffer auf das Bett. Er schloß auf, suchte herum, nahm seinen Rasierapparat heraus. Er öffnete das Kästchen, schraubte den Apparat ineinander, spielte damit. Ein hübsches Ding, vergoldet, hell blinkend —

Dann besann er sich: was wollte er nur damit? Er mußte nachdenken, ehe es ihm einfiel — ach ja, für Stephe!

„Stephe!" rief er. „Komm her!" — Er schob ihm das Ding in die Hand. „Da nimm, das wird dir Freude machen. Ich brauch es jetzt nicht. Du aber rasierst dich jeden Tag und dein Messer ist schlecht und sehr schartig."

„Nein, nein!" stammelte Stephe.

Olieslagers bestand darauf. „Doch, du mußt es nehmen. Gabst du mir nicht alles, was ich am Leibe trage? Bin ich nicht dein Freund?"

Stephe dankte nicht. Sie aßen schweigend, gingen schweigend zu Bett. Aber am andern Morgen sah der Vlame vom Bett aus, wie Stephe sein Kästchen öffnete, wie er eine neue Klinge nahm, sich sehr wohlgefällig rasierte. Jedes einzelne Teilchen reinigte er sorgfältig.

„Gib meinen Koffer her!" sagte Jan Olieslagers. Dann nahm er die Puderbüchse und die Seifenschachtel heraus. „Hier, Stephe, das vergaß ich. Es gehört dazu."

Digitized

— Sie mußten fest zugreifen in diesen Tagen; noch ein Gehilfe war zu den Soldaten gekommen und es schienen mehr Leute zu sterben, wie sonst. Sie mußten früh hinaus, die offenen Gräber zuwerfen, dann neue Löcher schaufeln und die Särge hinablassen bei kurzen Totenfeiern. Sehr spät wurden sie fertig. Sie merkten sich die Namen derer, die sie begraben hatten den Tag über; wiederholten sie beim Abendessen, wie ein Zeichen für die tüchtige Arbeit, die man geschafft hatte. Dann vergaß man sie wieder.

„Orlando Sgambi, 58 Jahre; Jan Srba, 22 Jahre; Ferencz Kovacz, 60 Jahre —" sagte Jan Olieslagers.

Stephe nickte.

„Anka Savicz, 19 Jahre; Alessandro Venturini, 78 Jahre, Ossip Si—"

„Ja, ja!" brummte Stephe und goß den Tee auf. „Elf heute, elf."

Der Vlame fühlte die Arbeit in allen Knochen. Er hatte wenig nur geschlafen in dieser letzten Woche, nun war er müde zum Umfallen.

„Wollen wir noch ein wenig auf unserer Bank sitzen?" fragte Stephe.

„Nein!" antwortete er. „Ich will zu Bett."

„Gut!" sagte Stephe. „Ich auch."

Sie zogen sich aus. Olieslagers sah Stephe noch herumarbeiten, die Kleider bürsten, die Stiefel reinigen. Dann legte auch er sich nieder; der

Vlame hörte seine stillen Atemzüge, schließlich, wie stets, ein leises Flüstern im Schlaf.

Und er schlief selbst ein, sehr fest.

Mitten in der Nacht wurde er wach. Er hörte etwas — lauschte auf, rieb sich mühsam den Schlaf aus den Augen. Etwas sprach. Er hörte hin zu Stephes Bett — nein, es kam nicht daher. Nichts wieder — dann, plötzlich, zwei, drei abgerissene Worte. Nebenan, aus dem Beinhause. Und es war Stephes Stimme, die sprach.

Er riß die Decken fort, warf die Beine heraus, saß auf der Bettkante. Nun Schritte daneben, ein Schlurfen und Schleifen. Und noch einmal ein helles Wort von Stephe —

Was sagte der nur?

Dann ging die Tür des Beinhauses — er hörte draußen die Schritte. Im Nu war er auf, lief ans Fenster, riß es auf. Da sah er, durch die Sommernacht, Stephe schreiten. Der trug ein Schweres in seinen Armen, eingehüllt in weiße Laken — ah, eine Frau!

Und Jan Olieslagers begriff, im Zehntel der Sekunde —

„Anka Savicz," murmelte er, „19 Jahre. Anka Savicz —"

Er preßte das Fensterkreuz mit beiden Händen, festgebannt. Er fühlte die Kühle der Nacht auf dem bettwarmen Leibe, schauerte, klapperte mit den Zähnen. Lauschte hinaus.

Endlich wieder — Stephes Schritte. Er wandte sich halb um, aber Stephe kam noch nicht — die Schritte gingen herum um das Beinhaus. Dann ein Heben und Knirschen — der Schwengel der alten Pumpe. Und das Wasser, das hell in den Eimer sprang.

Ein Reiben und Bürsten. Wasserplätschern. Und wieder Schritte. Nun öffnete sich die Türe des Beinhauses — nun schloß sie sich. Drei Schritte — und die Türe ging auf.

Er sah Stephe nicht, erkannte nichts in der Dunkelheit.

„Anka Savicz —" flüsterte er. „Wo ist sie?"

Aus der Finsternis sprach es: „Zu Hause".

Er verstand es gut. Zu Hause — bei sich — im Sarg — und im Grabe —

Er antwortete nicht. Er ging zu Bett, grub den Kopf in die Kissen, zog die Decke hoch. Seine Schläfen trommelten, seine Lippen zuckten.

Dann biß er die Zähne zusammen. Schlafen, dachte er, schlafen, schlafen!

* * *

Irgendwie begriff Stephe, daß er nun sprechen müsse. Doch geschah das nicht, weder am nächsten noch am übernächsten Tage; dennoch schien es dem Vlamen, als ob er nur warte, ja, darum bitte, gefragt zu werden. Aber er fragte ihn nicht. Er schenkte ihm ein paar seidene Halsbinden, einen Ledergürtel, ein schönes Messer, allerhand

Digitized by Google

Kleinigkeiten, die Stephes Augen strahlen machten. Er saß mit ihm auf der Bank, am Abend nach der Arbeit, erzählte ihm lange Geschichten — es war, als ob sein Freund, verschlossen durch so viele Jahre, nun langsam lernte, zuzuhören. Und endlich — selbst zu sprechen.

Dann, als Stephe begann zu erzählen, war es schwer und unendlich mühsam. Was Jan Olieslagers später auf wenigen Seiten niederschrieb, war das Ergebnis langer Wochen. Stephe mangelte völlig jedes Empfinden für Zusammenhänge — und die einfachsten Zwischenfragen, die ihm der Vlame stellte, verwirrten ihn oft so, daß er nicht imstande war, den Faden wieder aufzunehmen. Obwohl sich das Phänomen seines Seelenlebens ganz folgerichtig entwickelt hatte — begriff doch Stephe von dieser ganzen Entwicklung kein kleinstes bißchen. Er stand da nicht etwa vor einem merkwürdigen Rätsel: das alles schien ihm ganz natürlich und als das allein Verständliche und Richtige. Aber er hatte kein leisestes Gefühl für Ursache und Wirkung, vermochte oft kaum das, was wirklich geschehn war und was er nur in seinem Hirn erlebt hatte, auseinander zu halten. Dazu kam, daß manche ganz nebensächlichen Vorgänge sich in seinem Gedächtnis festgesetzt hatten, während andere höchst wichtige Geschehnisse ihm so völlig entschwunden waren, daß es gänzlich hoffnungslos erschien, sie ihm wieder

Digitized by Google

zurückzurufen. Weder seines Vaters noch seiner Mutter Namen konnte sich Stephe erinnern, wohl aber des Namens eines der Lehrer seiner Schule — der dabei ihm selbst niemals Unterricht gegeben hatte. Irgendeiner Beschäftigung als Geschirrwäscher in einem Hotel in St. Louis — eine Stellung, in der er nicht drei Tage blieb, während welcher Zeit auch nicht das allergeringste Außergewöhnliche vorfiel — erinnerte er sich ganz ausgezeichnet, konnte genau beschreiben, wie der Raum aussah, in dem er beschäftigt war, wer mit ihm arbeitete, ja, er konnte die Marke auf den Tellern aufzeichnen — obwohl das nun vor elf Jahren geschehn war. Dagegen konnte er nicht zwei Sätze erzählen über sein Leben als Kuhjunge in Arizona, obwohl er dort es fast ein Jahr ausgehalten hatte, und das erst kurz, ehe er seinen Beruf als Totengräber fand.

Über das, was Stephe ihm erzählte, machte sich Jan Olieslagers allabendlich Notizen und allnächtlich ordnete er und sichtete das wachsende Material. Es schien ihm, als ob er an einer uralten Handschrift arbeitete, die in irgendeinem seltsamen Code geschrieben war, dessen Schlüssel kein Mensch kannte. Buchstaben auf Buchstaben mußte er mühsam erraten — fand dann ein Wort — und endlich einen Satz —

Es ist wahr, daß dem Vlamen diese Arbeit eine große Freude machte — wie einem Forscher, dem

Digitized by Google

es gelang, in tropischem Urwalde eine seltsame grauenvolle Blume zu finden. Eine, deren Namen nur wenige wissen — und die nur selten in Jahrhunderten einmal einer gesehen hatte. *Νεκροφιλη* hieß seine Blume.

Der Staatsanwalt hätte von Verbrechen gesprochen, der Mediziner von Wahnsinn. Für Jan Olieslagers war es weder das eine noch das andere. Der Gedanke, die Taten Stephes moralisch oder gar ästhetisch zu werten, kam ihm gar nicht. Er begriff, daß, um sie zu verstehn, es nur eine Möglichkeit gab: die, mit Stephes Hirn zu denken und mit seiner Psyche zu fühlen.

Und das versuchte er.

So ist das, was der Vlame niederschrieb — ob es auch lückenhaft ist, ob es auch manche Fehler enthalten mag — dennoch viel mehr aus der Seele Stephes entwachsen, als aus der Jan Olieslagers.

* * *

Howard Jay Hammond aus Petersham, Mass., wußte wenig von Frauen. In der Zeit, als er noch als Heizer auf dem Michigansee fuhr, hatte er einmal mit Kameraden ein Bordell besucht. Jahre später, als er auf einer Kohlenmine in Kansas arbeitete, war er wieder in Beziehung zu einer Frau getreten. Er wohnte damals in dem einzigen Zimmer eines verheirateten Kameraden; der war richtiger Bergmann und hatte stets Nachtschicht tief in der

Grube. Hammond aber arbeitete übertages und tagsüber. Und es machte sich so, wie selbstverständlich, daß die Frau zur Nacht zu ihm ins Bett fand, wie zu ihrem Mann am Morgen. Sie war keineswegs jung oder schön — ganz und gar nicht.

Noch ein- oder zweimal in seinem Leben hatte er, auf ganz kurze Zeit, eine Frau gekannt.

Aber nie war irgendein Gefühl des Genusses, der Freude, der Liebe irgendwelcher Art in ihm wach geworden.

Das atmete erst und lebte — als aus Howard Jay Hammond der Totengräber Stephe wurde.

— Eines Morgens — und die zarte Frühlingssonne küßte die jungen Blätter — stand Stephe in der Grube, in die er eben einen Sarg hinabgelassen hatte. Sonst hörte er nie zu, was der Geistliche sagte — an diesem Morgen lauschte er aufmerksam. Es schien ihm, als ob der Mann eine besondere Botschaft habe — gerade für ihn. Der Pastor sprach, was man so spricht am offenen Grabe. Aber dann kam das, was für Stephe bestimmt war.

Oh, des Kummers der Eltern, und des untröstlichen Witwers! Oh, der beiden kleinen, zurückgebliebenen Waisen! Oh, diese Blüte der Frauenschaft, von rauhem Sturmwinde gebrochen in jungen Jahren! Der fromme Mann überschlug die Stimme, wischte die Lippen, schluchzte sehr

Digitized by Google

schön und malte den Schmerz der Verwandten und Freunde und der ganzen Gemeinde. Gab ein Bild dieser jungen Frau, schilderte die Tugenden ihrer Seele: Wohltätigkeit und Frömmigkeit, Kindesliebe, Gattenliebe, Mutterliebe. Pries in glühenden Farben die Güte und die Schönheit und den seltenen Liebreiz der Verblichenen —

Das war es.

(Jan Olieslagers schrieb nieder: ‚Ob diesem Seelenhirten wohl jemals die Erkenntnis dämmern wird, daß er der große Galeotto war? Er der infamste Kuppler aller Zeiten?')

— Diese Phrase haftete in Stephes Hirn: ‚die Güte und die Schönheit und der seltene Liebreiz der Verblichenen.' — Er sollte das Grab zuwerfen an diesem Abende. Er stand in der Grube, hob die Kränze und Blumen hinaus, die einstweilen auf dem Sarge lagen. Und bemerkte, daß ein, zwei Schrauben am Sarge lose waren.

Das kam öfter vor. Er nahm mechanisch seinen Schraubenzieher aus der Tasche, sie fester anzuziehn. Aber er setzte sein Instrument an andere Schrauben, schraubte nicht fest, sondern los. Er tat das nicht — etwas in ihm tat es. Er schraubte alle Schrauben los und hob den Deckel vom Sarge.

Dann starrte er auf die Tote.

Wie sie ausschaute? Das hatte Stephe längst vergessen, vermutlich schon in der nächsten

Viertelstunde. In seinem Gedächtnisse lebten nur die banalen Worte des Geistlichen, und nur mit denen vermochte er dem Freunde sie zu beschreiben: ‚Die Güte und die Schönheit und der seltene Liebreiz der Verblichenen'.

Stephe starrte auf die tote Frau. Eine Locke war ihr über das Gesicht gefallen, die strich er zurück. (Die Farbe? — O nein, die Farbe wußte er nicht.) Aber seine harten Finger berührten diese bleiche Wange. Fuhren auf und nieder über das Gesicht. Eine Hand erst, dann beide.

Dann schloß er den Sarg. Schraubte alle Schrauben fest zu. Stieg hinaus aus dem Grabe, warf es zu.

Das war Stephes erstes zartes Abenteuer in dem Garten der Liebe.

* * *

Bis dahin war es Stephe völlig gleichgültig gewesen, wer begraben wurde. Irgendwas Totes lag da in dem Sarge und das mußte man zuschaufeln.

Nun aber lauschte er auf die Worte, die man am Grabe sprach. Oder auch, oft genug, nicht am Grabe, sondern in der kleinen Kapelle am Nordende des Friedhofes. Viele Feierlichkeiten fanden dort statt; dann blieben die aufgebahrten Särge oft über Nacht stehn, um erst am nächsten Morgen von den nächsten Angehörigen beerdigt zu werden.

Und manchmal waren es junge Frauen und Mädchen —

Digitized by Google

Er war der einzige Gehilfe, der auf dem Friedhofe hauste; es war seine Pflicht, jeden Abend vor dem Schlafengehn noch einen letzten Rundgang zu machen. Auch: in die Kapelle zu sehn.

Er ging in die Kapelle. Er trat nahe heran an den Sarg, schaute die toten Frauen an. Er schob die Blumen zurecht, glättete irgendeine Falte des Hemdes.

Und langsam, unendlich langsam, in langen Nächten, lernte er, wie ein halbwüchsiger Knabe, die Zärtlichkeiten der Liebe.

Lernte von stillen Lehrerinnen. Stillen, sanften, sehr gütigen.

Aus dem rauhen Tappen seiner harten Hände wurde ein zartes Streicheln; von seinen Lippen kamen, unbewußt, zärtliche Laute. Manchmal gar ein Wort.

Er berührte liebkosend diese bleichen Wangen, die Stirne, auch die Hände.

Aber nie hob er die Augenlider.

Ganz von selbst kam das alles. Nie nahm er sich vor, dies zu tun oder jenes: er tat es — und es kam ihm erst zum Bewußtsein, wenn es geschehn war.

Seine Hand streichelte den Hals und den Nacken. Seine Finger schoben zitternd das Leilach zurück, tasteten furchtsam über die quellenden Brüste —

Dann, einmal, bog sich sein Kopf herab. Und sein Mund küßte —

Er wußte nicht, was das war, was er zum ersten Male küßte. Die Schulter vielleicht — oder die Wange — oder —

Das wußte er nicht. Es war ein sehr Großes in seinem Leben — aber er wußte nicht, was es war.

* * *

Stephe schnitt Blumen im Friedhofe und brachte sie zur Nacht den Geliebten. Er schob die andern zur Seite und gab ihnen seine Blumen in die Hand —

Einmal, als sie noch lebten, gehörten diese Frauen andern Menschen. Eltern, Gatten, Verlobten. Jetzt aber niemandem mehr. Nur: ihm.

Stephe hatte ein sehr starkes Gefühl hierfür: sie kamen zu ihm, gehörten ihm, ihm allein auf der Welt.

Doch war das nicht herrschsüchtig, nicht tyrannisch. Es waren nicht Geschöpfe, denen seine Laune befahl — waren seltene Wesen, denen er diente.

Und die — dennoch — sein waren. Ihm gehörten, ihm ganz allein.

* * *

Die erste, die ihn zur Brautnacht lud, war eine junge, schwarze. Das wußte er, daß sie schwarzes Haar hatte — aber ihren Namen hatte er vergessen.

Digitized by Google

Sie lag nicht in der Kapelle in ihrem Sarge. Lag schon in der offenen Grube.

Stephe ging zu ihr in der Nacht. Machte den Deckel los — und es war eine sehr mühselige Arbeit, weil es ein billiger schlechter Sarg war und weil neben den Schrauben schlechte Nägel verwendet waren, die sich krümmten.

Die Schwarzlockige lag da. Er gab ihr seine Blumen. Er streichelte sie und bedeckte sie mit zarten Küssen. Er sprach leise zu ihr.

Da bat sie ihn: „Nimm mich mit!"

„Wie bat sie dich?" hatte Jan Olieslagers gefragt. Und Stephe sagte:

„Sie bat."

„So bewegten sich ihre Lippen?"

Stephe schüttelte den Kopf.

„Dann bat sie mit den Augen?"

Aber nein, nein — er hatte nie einer die Augenlider geöffnet, niemals.

„Wie denn bat sie dich, Stephe? Wie denn?"

Aber es kam keine andere Antwort. „Sie bat mich — sie bat."

Sie bat ihn — — da hob er sie auf. Trug sie durch die stillen Wege des Friedhofes, hinein in das Beinhaus. Legte sie nieder auf die alten Säcke —

Das war ihr Hochzeitsbett.

Aber viele Narzissen streute er darüber.

Tote Frauen lieben die Blumen —

Digitized by Google

Sie war die Erste, diese Schwarze. Dann kam eine, die hieß Carmelina Gaspari — das war die, die ihm die Korallenkette gab.

„Sie gab sie dir?"

Stephe nickte.

„Wie denn? Wie denn nur? Wie gab sie dir die Kette?"

Das wußte er nicht. Hilflos suchten seine Blicke umher. „Sie — gab — sie — mir —"

— Und eine Blonde kam. Und eine mit roten Haaren. Eine, die Milewa hieß, eine —

Sie brauchten nicht mehr zu bitten; Stephe wußte nun. Er ging hinaus in der Nacht, zu einem Grabe oder zur Kapelle. Nahm seine Beute, trug sie hinüber ins Beinhaus. Hielt sie für diese eine Nacht.

Nie vergaß er, Blumen zu streuen.

Und das war seltsam: sie sagten ihm, welche Blumen sie wollten. Rosen wollte die eine, aber nur sehr rote. Und die andere: Lilien, hochstämmige, schneeweiße, die hinter des alten Pawlaczek Hause wuchsen. Jasmin verlangte eine, und wieder eine große Glocken von Wysterien, die rankten über der Steinmetzwerkstatt. Tiefblaue Iris von den alten Gräbern der Deutschen, Lindenblüten von dem Baume über ihrer Bank, Goldregen, der neben dem Tore wuchs —

Aber nie, nie wollte eine Tuberosen.

Sie ‚sagten' es ihm — wie sie ihn ‚baten', wie sie

ihm ‚gaben'. Sie sprachen die Sprache der Toten — und Stephe verstand sie.

* * *

Stephe war ein Kind, als er nach Andernach kam ins Ägypterland.

Eine Frau machte einen Knaben aus ihm — die lebte fort in seinem Herzen — mit ihrer ‚Güte und Schönheit, mit dem seltenen Liebreiz der Verblichenen'. Da sah er zum erstenmal mit staunenden Augen.

Und ein Jüngling wuchs aus dem Knaben in den stillen Nächten in der Kapelle. Er lernte der Toten Träume.

Nun war Stephe ein Mann — nun wußte er. Wußte sicher und stark.

Da draußen — da mochte es anders sein. Das verstand er nicht. Das ging ihn nichts an, mochte es sein wie es wollte. Seine Welt war hier — auf dem Friedhof von Andernach.

Und diese Welt war nur für ihn geschaffen und gehörte nur ihm allein. Unbedingt und ohne Widerspruch.

Er, Stephe, war ihr einziger Herr.

Dann aber erschloß sich ihm ein neues Geheimnis.

Er suchte nie, grübelte nie, wie das sein Freund tat, der Vlame. Wie die Blumen des Gräberparkes rings um ihn, so entschlossen sich ihm

alle Rätsel. Die offene Rose lächelte ihn an, zu irgendeiner Stunde, eines guten Tages.

Nie schien ihm etwas seltsam und wunderbar. Es war alles so einfach, so offenbar. Nur Blüten brachen auf: das war alles.

* * *

Und der Vlame dachte:

Manche gibts: deren Liebe ist so stark, daß sie hinauswächst über das Leben, mitten hinein in das Reich des Todes. So stark, daß sie, für eine kleine Weile, die Toten wieder zurückruft ins Leben. Viele Dichter haben das besungen. Helge, der Hundingtöter, mußte zurück aus dem Totenland, zurück in den Hügel, in dem ihn Sigrun erwartete. Mußte, mußte, gezogen von ihrer großen Liebe. Einen Toten herzte die Gattin für eine Nacht.

„Ein Lager hab ich dir,
Helge, bereitet,
frei von Kummer,
du Königsproß.
Im Arm will ich,
Edler dir ruhn,
wie ich im Leben
Weilte bei dir!"

Und der Held antwortete:

„Nun will ich nichts
unmöglich nennen,

Digitized by Google

nicht jetzt noch je,
du junge Fürstin.
Dem leblosen
liegst du im Arm,
du hehre, im Hügel,
Hagens Tochter,
und lebst dennoch,
du lichte Maid!"

Und die Mutter im „Totenhemdchen" fiel ihm ein, die ihr Söhnchen zurückrief Nacht um Nacht — grade wie Sigrun den Gatten. Lenore, die ums Morgengrauen aus wilden Träumen emporfuhr und den toten Wilhelm zurücksehnte ins Leben. Poes Schattengestalten Ligeia und Morella, die — seltsam! — nur andere Namen waren für seine „Lost Lenore".

Jan Olieslagers brauchte die Sage nicht und die Dichtung. Er hatte oft genug gehört von solchen Fällen und kannte wenigstens einen selbst recht gut. Den seiner Base. Die war jung, kaum achtzehn, als ihr Mann, ein hübscher Leutnant, starb, beim Rennen verunglückte. Sie war als Witwe sehr still und ruhig, machte kein großes Getue, lebte so ihr Leben hin. Nur, an jedem zwanzigsten des Monats, wenn der Abend fiel, schloß sie sich ein in dem kleinen indischen Zimmer ihres Elternhauses. Das war der Tag und war der Raum, da sie einst sich verlobt hatte. Und dann, wenn die Dämmerung sank, kam der Geliebte. Ihre

Liebe zog ihn hervor aus dem Totenreiche, machte ihn lebend für eine kurze Stunde. Wenige nur wußten darum: ihre Eltern, ihr Vetter und wenige Freunde.

Sie war völlig gesund und normal, seine Base. Nicht ein kleinster Gedanke flog jemals hinaus über irgendein Alltägliches. Nur diese eine Stunde im Monate —

Später, zehn Jahre später, lernte sie einen andern kennen, heiratete ihn — seither kam sie nicht mehr in das kleine Zimmer. Sie bekam drei Kinder, wurde glücklich genug.

Aber sie vergaß es nicht. Wenn sie, in langen Pausen, einmal den Vetter wiedersah, sprach sie davon mit ihm. Nur mit ihm.

Dann sprach er ihr, leise, die Zeilen Novalis':

„O sauge, Geliebter, gewaltig mich an,
daß ich entschlummern und lieben kann.
Ich fühle des Todes verjüngende Flut,
zu Balsam und Äther verwandelt mein Blut.
Ich lebe die Tage voll Glauben und Mut
und sterbe die Nächte in heiliger Glut."

Sie antwortete nicht. Schweigend reichte sie ihm die Hand.

— Jan Olieslagers dachte oft daran in diesen Nächten. Das alles baute sich auf einem starken Empfinden, das kein anderes Denken und Fühlen neben sich aufkommen ließ. Unglückliche — ach, waren es nicht vielmehr sehr Glückliche? — waren

Digitized by Google

besessen von diesem einen wilden Feuer, leugneten den Tod, schmiedeten einen stählernen Willen, gebaren aus sich heraus von neuem das verlorene Tote, fanden, wie Orpheus, den Schlüssel zum Tore der Schatten, Eurydike zu suchen.

Der große Wille des Lebens griff hinein in das Reich der Toten. Das war das Geheimnis.

* * *

Hier aber war es ein sehr anderes.

Stephe war Herrscher in den Gärten des Todes. Nun aber wuchs er, wuchs — und seine Macht ward so groß, daß sie weit hinübergriff in alles Leben.

Das kam, als man die Brüder Stolinsky beerdigte, zwei polnische Erdarbeiter, die bei einer Sprengung umgekommen waren. Da fiel Stephes Blick auf ein sehr junges Mädchen, das dicht am Grabe stand. Er sah sie lange an, dann lächelte er.

Wußte: ‚Sie wird zu mir kommen. Sie gehört mir.'

— Von nun an betrachtete er genau die Reihen der Leidtragenden, denen er sonst nie den kleinsten Blick geschenkt hatte. Mochte sich eine verstecken hinter schwarzen Jacken und Röcken — Stephe fand sie doch.

Und er sah die Frauen und Mädchen, die zum Friedhofe kamen, die Gräber zu schmücken. Schaute jede an, maß sie lange. Manchmal

Digitized by

lächelte er; das war, wenn er fühlte: ‚Die wird zu mir kommen.' Auch wenn er zu seltenen Besuchen in die Stadt ging, blickte er nach den Frauen. Die Straßen hinauf und hinunter, hinein in die Türen und Fenster. ‚Die da," flüsterte er, „die da!"

Sein großer Tag aber kam vor Ostern; das war der Totentag. Alle Gräber wurden geschmückt und an allen Gräbern standen weinende Frauen. Da ging Stephe durch die Wege, Stunde um Stunde, blieb stehn eine kleine Weile, blickte sich um, lächelte.

Ein großer Liebesmarkt — viele gute Ware. Aber nur einer wußte darum — er, Stephe.

Wirklich nur er?

Es war, als ob auch die andern es wußten — die Frauen und Mädchen.

Nicht wußten — nein. Aber fühlten, ahnten — irgendein Schreckliches. Und das hatte mit dem Blick des Totengräbers zu tun, und mit seinem Lächeln.

In der Folge sah Jan Olieslagers viele Male diesen Blick und viele Male dies Lächeln. Er beobachtete es genau, viel genauer als irgendein anderer. Ob er aber schon der Einzige war, der seine Bedeutung kannte, vermochte er doch nicht ein einziges Mal dahinterzukommen, wieso es möglich war, daß jemand auch nur den kleinsten Eindruck davon haben könnte. Dieser Blick hatte nichts

Digitized by Google

Grauenvolles, nichts Erschreckendes, dieses Lächeln nichts Herzbeklemmendes oder gar Diabolisches. Es war ein freundlicher, stiller Blick und ein gütiges Lächeln.

Dennoch — mit irgendeinem besonderen Sinn begriffen die Frauen und Mädchen. Ja, halbe Kinder begriffen, kleine Dinger mit langflatternden Haaren und kurzen Röckchen.

In der Kapelle, während des Gebetes fiel eine junge Frau in Ohnmacht unter diesem Blick. Das war nur einmal, und Jan Olieslagers dachte, daß es vielleicht auch eine andere Ursache haben könne. Vielleicht. — Aber das war ganz gewiß, daß die Mädchen auswichen, sowie Stephe daher kam. Daß die Kinder — o nein, nie die Buben — sich verkrochen hinter den Röcken ihrer Mütter, daß die jungen Mütter ein Kreuz machten, wenn sie ihn sahen. Selbst alte Weiber fürchteten sich, schraken auf, stießen einen kurzen Schrei aus.

Das ging so weit, daß die Mädchen in die Häuser liefen, wenn Stephe durch die Straßen ging. Ob man darüber sprach in der Stadt, konnte Jan Olieslagers mit Gewißheit nicht festsellen, da er es vermied, mit irgend jemandem dort zu reden. Doch erzählte Stephe selbst, daß, als er damals die Sachen für seinen Freund kaufte, die Verkäuferinnen zusammengelaufen seien und sich geweigert hätten, ihn zu bedienen. Das habe dann

Digitized by Google

ein junger Mann getan, der außerordentlich freundlich zu ihm gewesen sei und sich lustig gemacht habe über die erstaunliche Dummheit der Weiber.

„Was machst du daraus?“ fragte Jan Olieslagers. Stephe antwortete: „Sie wissen es — sie wissen — daß sie zu mir kommen.“

Nur ein einziges Mal hatte diese seltsame Furcht für Stephe eine kleine Verdrießlichkeit zur Folge. Stephe kam von der Arbeit heim, sah ein Pärchen an einem Grabe stehn, einen Rekruten und sein Mädchen. Sie wandten ihm den Rücken zu, brachen ein paar Epheuranken. Plötzlich, als ob sie seinen Blick gefühlt hätte, richtete sich das junge Mädchen rasch auf, wandte sich um, schrie auf. Der Soldat, der den Angstschrei hörte, seine Braut erbleichen und zittern sah, fragte: „Was ists?“ und sie wies auf Stephe und flüsterte: „Der da! Der!“ — Da ging er mit geballten Fäusten auf Stephe zu und schrie ihn an: „Du gottverdammter Schuft — wie wagst du es, meine Braut — meine — — “ Aber er sprach seinen Satz nicht zu Ende. Stephe erwiderte kein Wort und sein Blick war so still und milde, daß kein Mensch irgendetwas Freches oder Beleidigendes hätte finden können. Der Soldat unterbrach sich, ließ die Arme sinken, stammelte: „Verzeihung, Herr — es tut mir leid!“ — Stephe ging ruhig weiter.

Digitized by Google

Recht eigentlich bewußt war sich Stephe seiner seltsamen Macht kaum. Er wußte schon, daß es so war, aber er legte weiter keinen Wert darauf, bekümmerte sich nicht darum. Es ist wahr: er lächelte — aber dieses Lächeln war ganz sicherlich nicht das einer bewußten stolzen Befriedigung. Und nicht ein einziges Mal konnte Jan Olieslagers auch nur ein kleines Zeichen irgendeines bewußten Herrscherwillens feststellen. Wenn er, in seinen Meditationen, Stephe den großen Herrscher im Totenlande von Andernach, den unentrinnlichen Tyrannen nannte — so war das doch nur aus seinem Hirn heraus und nicht aus dem Stephes empfunden. Kompliziert erschien das alles nur, wenn er es überdachte, doch wurde es einfach und natürlich, je mehr er versuchte, sich in Stephes Ideenwelt einzuleben. Wenn er alle Hemmungen ausschaltete — und das war ganz gewiß, daß Stephe nicht eine einzige kannte — dann wurden Stephes Gedanken und Handlungen ihm zu denen eines Kindes, eines stillen Kindes, das seine eigenen Spiele spielte. So seltsame, so ungeheuerliche freilich, daß sie dem Weltmanne Jan Olieslagers wie die Taten eines schwarzen Gottes erschienen.

Wie Knospen waren alle diese Frauen und Mädchen. Sie wuchsen und reiften und erschlossen sich zur vollsten Blüte — — das war dann, wenn sie starben, heute eine und morgen wieder eine. War dann, wenn sie hinausfuhren aus der Stadt,

hierhin zu ihm, für den allein sie blühten, zu Stephe. Und Stephe, der die Blumen liebte, brach sie —

Dann welkten die Blüten — und Stephe warf sie fort. Vergaß sie, ganz und gar. Er kannte nicht einmal ihre Gräber, keines —

‚Das ist sehr seltsam,‘ dachte Jan Olieslagers. „Wo ruht die Carmelina Gaspari?“ fragte er.

Stephe schüttelte den Kopf: „Ich weiß nicht.“

„Und wo die Milewa? — Oder die Anka Savicz?“

Nein, nein, nicht eines der Gräber kannte Stephe. Es fiel ihm nie ein, irgendeines davon mit Blumen zu schmücken. Das war Sache der Gärtner — er war Totengräber. Aber: er kannte gut die Ruhestätte des alten Deutschen Jakob Himmelmann oder die des Fabrikherrn J. T. Campbell — oh, eine ganze Reihe von Gräbern kannte er.

‚Sehr untreu ist er!‘ dachte Jan Olieslagers. Und überlegte: ‚Ist ein Kind treu seinen Spielsachen? Es liebt sie mit aller Liebe — und wirft sie fort im nächsten Augenblick.‘

Dann auch: ‚Ist je ein Gott treu dem Tand, mit dem er spielt?‘

* * *

Doch sich selbst ist der Gott getreu, wie es das Kind ist.

Und als, eines Tages, Stephe sich selbst untreu

Digitized by Google

wurde, da fiel alle Göttlichkeit von ihm. Und alle Kindlichkeit.

Und er wurde ein Mensch. Und fühlte wie ein Mensch. Und tat wie ein Mensch.

Da zerbrach alles.

* * *

Das geschah im späten Indianersommer, der im Ägypterland sich bis tief in den November hineinzieht. Bis dahin lebte er, neben dem Menschen Olieslagers, sein eigenes Leben der Nacht.

Er fühlte sich leicht nach all seinen Beichten. Sein Freund war ein guter Beichtvater und Stephe empfand wohl, daß der ihn lieb hatte grade um seiner Geheimnisse willen. Stets blieb er der Untergebene, stets erfüllte er dem Freunde jeden kleinsten Dienst, den er sich ausdenken konnte. Er suchte Pilze für ihn auf den Wiesen und große Brombeeren, stellte ihm Blumen auf seinen Tisch. Er merkte bald, wie viel Wert der Vlame auf alle Reinlichkeit legte und sorgte dafür, daß alles stets blitzsauber war. Das ging so weit, daß Stephe, der durch zwanzig lange Jahre um Schmutz oder Nichtschmutz sich nie gekümmert hatte, nun auch seinen eigenen Leib wusch und rein hielt — nicht aus eigenem Instinkt, sondern nur dem Freunde zuliebe.

Sie lebten sehr zusammen in dieser Zeit. Und allein blieb Stephe nur in solchen Nächten —

Dann sagte er dem Freunde: „Sie wird zu mir kommen, heute nacht!“

Der Vlame fragte: „Welche Blumen will sie?“

„Seerosen,“ sagte Stephe, „aus dem kleinen Teiche.“ — Oder auch: „Flieder, viel Flieder!“ Sie gingen zusammen aus, sie zu holen. Sie trugen sie in das Beinhaus, breiteten die alten Säcke auf den Steinboden und streuten die Blumen darüber.

Dann ging Olieslagers in das Zimmer. Legte sich zu Bett, versuchte zu schlafen. Las. Rauchte, Spielte eine Schachpartie mit sich selbst. Lauschte auch — gegen seinen Willen —

Einige Male versuchte er das. Aber es ging nicht — ging gar nicht.

Dann lief er in einer solchen Nacht umher, durch den Friedhof und über die Wiesen. Und ein andermal trug er sein Bett hinaus, stellte es in der kleinen Geißblattlaube auf, legte sich dort hin. Aber er schlief nicht. Immer glaubte er die Laute zu hören, die aus dem Beinhause kamen. Glaubte zu sehn —

Einmal überlegte er: ‚Es ist nur, weil ich es nicht sah — so reizt es meine Einbildung. Ich habe schlimmere Dinge gesehn, als das — und es hat mir nichts ausgemacht. Ich werde hingehn, werde zuschaun — dann werden meine Nerven sich beruhigen.‘

Er eilte zum Beinhause. Er griff die Klinke und hielt sie in der Hand. Öffnete nicht. Ging vorbei —

Digitized by Google

hörte Stephes Stimme — kam zurück. Fünfmal — sechsmal —

Fluchte endlich, öffnete die Tür kräftig genug.

Die kleine Birne erhellte den Raum. Er sah eine Gestalt auf den Säcken liegen, zwischen gelben Rosen. Und Stephe kniete vor ihr.

Er rief ihn an. Aber Stephe hörte ihn so wenig, wie das Öffnen der Tür.

Er trat näher heran, nun sah er gut das Gesicht des Freundes.

Stephe starrte auf die Tote — angespannt waren alle seine Züge. Er krampfte die Hände zusammen — es war sichtlich, daß er angestrengt lauschte.

Dann kam ein leises „Ja" von seinen Lippen und noch einmal „Ja" —

Ah, die Tote erzählte ihm — und Stephe lauschte.

Eine Viertelstunde — eine halbe Stunde — Jan Olieslagers lehnte an der Wand, zählte leise, um sich irgendeinen Begriff von der Zeit zu machen, Aber es ging nicht.

„Ja," flüsterte Stephe. — Und einmal hörte er: „Liebling."

Dann kam ein Zucken in Stephes Körper. Er bog sich vor und zurück. Laute kamen aus seinen Lippen, wirr, abgebrochen, unverständlich.

Irgend etwas ging vor. Was nur?

Jan Olieslagers biß die Zähne zusammen, preßte die Hände, schloß die Augen, um alle

Nervenkraft zu sammeln. Etwas ging da vor, und er mußte finden, was es war.

Wieder klang es „Ja!“ Lauter wie sonst.

Der Vlame blickte auf. Da sah er, wie die Tote sich aufsetzte, beide Arme Stephe entgegenstreckte. Aber er sah — zu gleicher Zeit — daß sie still und steif auf den Säcken lag, wie zuvor. Daß sie sich nicht regte und sehr tot war.

Und bewegte sich dennoch und lebte dennoch und bot beide Arme dem Geliebten und die nackte Brust —

Jan Olieslagers griff mit beiden Händen an die Schläfen. Er sah das eine und, zugleich, das andere.

Beides sah er, beides —

Rückwärts ging er, der Türe zu, langsam, Schritt um Schritt —

Er sah, wie Stephe die Arme hob, ausbreitete, wie es die Tote tat, genau so. Wie er sich vorbeugte, wie sie, den Kopf langsam vorschob — wie sie es tat —

Sie — die dennoch unbeweglich, starr und steif auf dem Boden lag —

Dann schrie Stephe auf. Griff mit beiden Händen nach ihr, riß sie an sich, stürzte sich über sie —

* * *

Jan Olieslagers lief über die Wege, kam zum Tor, kletterte hinüber. Blieb stehn, schöpfte

Digitized by Google

Atem. Ging dann, mit langen Schritten, rings um den Friedhof.

Umkreiste ihn, dreimal und noch einmal. ‚Wie ein Wachthund' dachte er.

Er überlegte das, was er gesehn; fand sehr bald die Erklärung.

Was er sah, Dr. Jan Olieslagers, das war das, was war. War die Tote, die tot dalag. Aber was er zugleich sah: die Tote, die sich aufrichtete, die die Arme öffnete und Stephe hinzog zu sich — das erblickte er nicht mit seinen Augen.

All diese Wochen über hatte er versucht, sich hineinzudenken in Stephes Seele, zu fühlen, wie er, um so das Phänomen zu begreifen.

Und er sah, in dieser Nacht, wie Stephe sah — empfand, wie er empfand.

Nun verstand er gut, wie Stephe das meinte, wenn er sagte: „Sie gab mir die Korallenkette." Oder: „Sie bat mich —" Oder: „Sie sagte —"

Es war schon so: diese Toten sprachen zu Stephe. Und Stephe lauschte. Und tat, was sie verlangten.

Was machte es aus, daß er, Olieslagers, auch sah, daß diese Wahrheit eine Lüge war? Zu gleicher Zeit das sah — wie im Gangarausch —

Eine Lüge nur für ihn — und dennoch die einzige Wahrheit für Stephe.

* * *

Digitized by Google

Und — vielleicht — die letzte. Denn nun geschah es, daß Stephe untreu wurde.

Es geschah das Lächerlichste, das Banalste, das Allerdummste von allem: Stephe verliebte sich. Verliebte sich, recht und schlecht, wie irgendein Kaufmannslehrling oder ein Soldatenjunge, in ein lebendiges, gesundes, ziemlich hübsches Mädchen.

Gladys Paschitsch hieß sie. Ein Ägypterkind — aber eines von Eltern, die klug waren und darum bald sehr reich. Ihr Vater hatte schon ein hübsches Vermögen vor dem Kriege und hatte das während dieser Jahre verhundertfacht. Pesce Cane nannten ihn die italienischen Ägypter und die andern hatten wohl ihre andern Namen dafür. Die Amerikaner schalten ihn „Profiteer" und wenn noch Deutsche in Andernach gelebt hätten, hätten sie ihn vermutlich „Schieber" genannt. Seine Dollarnoten waren sehr fettig und schmutzig, von dem Arbeitsschweiß und von Blut und Tränen seiner besonderen Landsleute wie aller andern Ägypter — aber sie waren darum nicht weniger vollwertig. Längst war die Paschitschfamilie sehr amerikanisch — darum hieß die einzige Tochter Gladys und darum besuchte sie auch eine beliebte Damenhochschule in Neu-England.

Stephe hatte sie schon vor zwei Jahren gesehn, als sie noch auf die Schule ging. Nun war sie in den Ferien zu Hause.

Ein Flieger war abgestürzt und es war eine besondere kleine Feier in der Kapelle. Viele patriotische Reden für den Helden, der eigentlich noch kein Held war, aber doch einer hätte werden können und darum sicher all die Lorbeerkränze reichlich verdient hatte. Auch Gladys Paschitsch war dabei und überreichte einen großen Kranz mit riesigen Schleifen von irgendeinem Frauenklub.

Da sah Stephe sie wieder. Da verliebte er sich.

Nicht, daß er nun etwa gehandelt hätte, wie irgendein anderer Verliebter es vielleicht getan. Er tat nichts anders, als was er immer tat. Er sagte seinem Freunde: „Sie wird kommen." Und darauf wartete er.

Aber — und das war es — er dachte nur an sie. Und vergaß die andern. Vernachlässigte sie, kümmerte sich nicht mehr um sie. Er scharrte ihre Gräber zu, wie leere Gruben, warf zur Nachtzeit kaum einen Blick in die stille Kapelle. Und das Beinhaus blieb leer.

Gladys Paschitsch fuhr zurück zu ihrem „College", kam zu Weihnachten für eine Woche nach Hause und dann wieder zu Ostern.

Und Stephe blieb ihr treu all die Zeit über. „Sie wird kommen!" sagte er.

Zur Osterzeit kam Gladys einige Male auf den Friedhof. Es waren mittlerweile eine ganze Reihe Rekruten aus dem benachbarten Übungslager ge-

storben — für diese Gräber sorgte der Frauenklub. So kam es, daß Stephe sie sah.

Es ist sicher, daß Gladys Paschitsch dasselbe Angstgefühl empfand, das alle Frauen überfiel, wenn Stephe in der Nähe war. Aber sie war ein „Collegegirl", selbstbewußt, unabhängig und — gebildet. Und sie wußte, daß das — dummes Zeug war. So ging sie einmal festen Schrittes auf Stephe zu und sprach ihn an. Jan Olieslagers sah, wie sie sich zwang, ruhig mit ihm zu sprechen — völlig gleichgültige Fragen über die Soldatengräber an ihn richtete. Stephe blieb still, fast unterwürfig. Aber dennoch zitterten die Hände der Studentin, dennoch seufzte sie befreit auf, als sie nach wenigen Minuten „Guten Abend" sagte.

„Was hat sie dir gesagt?" fragte der Vlame.

Stephe murmelte: „Sie wird kommen —"

Aber es schien nicht, als ob Gladys Paschitsch sich damit beeilen wollte. Sie blieb sehr gesund und ihr Schritt war fest und leicht.

— Jan Olieslagers war unzufrieden. Stephe langweilte ihn. Und am Ende war diese Geschichte mit Stephe noch das einzige, das ein klein wenig Abwechslung gebracht hatte in diese Rattenfalle, in der er steckte. Er versuchte einmal über das andere, Stephes lächerliche Treue zu erschüttern, erzählte ihm Wundergeschichten, wie schön die tote Frau sei, die gerade in der Kapelle lag —

Digitized by Google

Stephe zuckte die Achseln. Was ging ihn das an?

Einmal kam Jan Olieslagers von der Stadt zurück. Er erzählte ihm, daß er Gladys gesehn habe mit einem Hauptmann. Sie habe sich verlobt, würde nächstens heiraten. Es war kein Wort davon wahr, aber er wollte seine Eifersucht wecken.

Aber Stephe blieb völlig gleichgültig. Das interessierte ihn kein kleines bißchen. Mochte sie doch einen andern küssen, sich ihm hingeben. Sie würde doch zu ihm kommen.

Und der Vlame begriff: Stephe liebte Gladys Paschitsch, o ja! Aber: in der Lebenden liebte er dennoch nur — — die künftige Tote.

Die allein. Auf die wartete er durch den langen Winter, durch den Frühling und Sommer. Ihr blieb er treu und für sie fastete er und kasteite seinen Leib. Denn sie würde kommen — sie mußte kommen. Das wußte er ganz gewiß.

* * *

Und sie kam, Gladys Paschitsch.

In diesem Spätsommer des letzten Kriegsjahres zog eine Seuche über den Kontinent, die die Leute die spanische Influenza nannten. Es sei nur eine Grippe, sagten die Zeitungen, freilich eine recht gefährliche. Viele Leichen wurden blauschwarz — davon schrieben die Zeitungen nichts. Aber jeder wußte es. Und die Menschen starben. Und die Totengräber hatten zu tun.

Digitized by

Auch ins Ägypterland kam die spanische Grippe. Auch nach Andernach. Hundert Soldaten gab man dem alten Pawlaczek zur Hilfe; die schnitten Bretter, schlugen Särge zusammen. Fuhren sie mit Karren durch die Stadt, sammelten die Leichen; gruben Gräber und scharrten sie zu. Tagsüber, nachtsüber — ununterbrochen. Und Stephe und Mike und die andern — jeder kommandierte ein Dutzend amerikanische Soldaten. Die lärmten und sangen, und der stille Friedhof hallte von ihrem Gebrüll. Es war nicht sehr patriotisch, was sie sangen:

„If you're dirty and you're hungry
and you don't know, what to do —
Join the army! Join the army!
If your bestgirl gets a baby
and it does'nt look like you —
Join the Navy! Join the Navy!

Das alte Beinhaus war überfüllt von Gästen, wie die Kapelle; immer wurden Särge hineingebracht und andere herausgeholt.

Es war aus mit dem Frieden und aller Ruhe. Jan Olieslagers dachte, daß vielleicht eine stille Gefängniszelle besser gewesen wäre. Aber Stephe lächelte vor sich hin — das große Sterben war da und sie würde kommen — sie mußte kommen.

Jeden Morgen und jeden Abend, wenn der Vlame die Zeitung las, mußte er nun die Spalten durchsehn mit den Namen der Verstorbenen,

Digitized by Google

mußte sie laut vorlesen. Stephe kannte ihren Namen gut: Gladys Paschitsch.

Doch war es nicht in dieser Spalte, wo Olieslagers zuerst den Namen fand. Vielmehr vorn auf der ersten Seite — und es war ein ganzer Artikel, der von ihr sprach. So voll klang schon der Name in der Stadt. Sie sei erkrankt, hieß es — die ersten Ärzte der Stadt seien. Doch sei nichts Ernstes zu befürchten.

Aber schon am Abend war sie tot.

Nun geriet Stephe in eine seltene Unruhe und Aufregung, die sich steigerte mit jeder Stunde. Sie mußte kommen — es war strengste Anweisung der Sanitätspolizei, daß alle Leichen sobald wie tunlich aus den Wohnungen herausgeschafft werden müßten. Aber der Morgen verging und der Nachmittag und der Abend —

Dann, nach zehn Uhr, kam der alte Pawlaczek zum Beinhause. „Mike!“ rief er, „Stephe!“ Stephe stellte den siedenden Teekessel hin, seine Hände zitterten. „Sie kommt,“ flüsterte er, „sie kommt.“ Rannte hinaus zum Baas.

Er hatte recht. „Sie kam“ — war schon im Anzuge von der Stadt her. So gewichtig war der schwere Reichtum des Paschitsch, daß sein Wille das Niedagewesene möglich machte: eine Nachtfeierlichkeit in der Kapelle. Nun galt es, die Kapelle auszuräumen; der Alte nahm Stephe gleich mit, während er Mike ausschickte, ein

Digitized by

Dutzend Soldaten zu holen, die in schnell aufgeschlagenen Zelten beim Kirchhoftor kampierten.

Man trug die vollen Särge aus der Kapelle ins Beinhaus, schichtete sie dort zu dreien und vieren übereinander, man schleppte die Kübel mit Pflanzen und Gewächsen heran, die zu jeder Feierlichkeit aufgebaut wurden, richtete alles her, wie es sich gehörte. Endlich kam die Trauergesellschaft, ein Wagen um den andern. Man bahrte den Sarg auf, der bereits geschlossen war. Stephe kannte ihn gut: es war der reich mit Silber beschlagene Prachtsarg, der schon seit Jahren das Schaufenster des Leichenbesorgers in der Stadt zierte. Jetzt hatte er endlich einen Käufer gefunden, und es deuchte Stephe, als ob es so hätte sein müssen und als ob kein anderer in diesem schönen Sarge hätte ruhen dürfen.

Aber noch fand die Feierlichkeit nicht statt. Man mußte erst auf den Geistlichen warten, dann auf die Vorsitzende des Frauenklubs, dann wieder — Hin und zurück von der Stadt fuhren die Wagen.

Es war zwei Uhr vorbei, als man anfing; und dann dauerte es sehr lange. Stephe stand mit seinem Freunde in der Tür der Kapelle, wartete. Plötzlich wandte er sich: „Ich muß Blumen schneiden," sagte er.

Jan Olieslagers fragte: „Hat sie dirs gesagt?"

Stephe nickte: „Ja. — Gladiolen. Viele Gladiolen."

Er kam zurück, beide Hände voll von Blumen, verbarg sie vor der Tür unter einer Steinbank. „Sind sie noch nicht fertig?" fragte er.

Aber noch jemand sprach und noch jemand — ach, diese Feierlichkeit schien nie aufzuhören!

Endlich kam der Geistliche heraus; er stieg mit den Eltern in den ersten Wagen. Unendlich langsam kamen dann die Leute, fuhren fort. Andere wieder mußten lange warten, bis die Wagen zurückkamen von der Stadt, sie abzuholen. Stephe war so aufgeregt, daß er nicht eine Sekunde ruhig stehen konnte, unaufhörlich vor sich hinredete. Sehr auffällig benahm er sich.

„Geh auf deine Bank, Stephe!" riet ihm der Vlame. „Ich warte hier. Wenn der letzte fort ist, ruf ich dich."

Jan Olieslagers setzte sich auf eine andere Bank gleich neben das Kirchhofstor, ging auch zuweilen den Weg zurück zur Kapelle, grade wie die letzten Leidtragenden taten. Er sah die Mitglieder des Frauenklubs einsteigen, dann sah er ein paar Soldaten einen starken gelben Kasten in ein Auto tragen und mit ihm davonfahren. Auch den Direktor der chemischen Fabrik sah er; der kam dicht an ihm vorbei, erkannte ihn nicht.

Da trat der alte Pawlaczek auf ihn zu. „Sie sind alle fort," brummte er. „Schließ das Tor, Mike."

Jan Olieslagers sprang über die Gräber. „Die Kapelle ist leer, Stephe," rief er. „Komm — sie wartet."

Stephe erhob sich, taumelnd. „Ich will —" begann er.

„Was willst du?" drängte der Vlame.

„Sie will es, sie —" stotterte Stephe.

„Was will sie denn?"

Und Stephe sagte: „Nicht in der Kapelle — nicht im Beinhaus. In — in unserm Zimmer —"

Das war Olieslagers sehr wenig sympathisch. Er war müde genug, wollte schlafen ein paar Stunden — wenigstens versuchen zu schlafen. Aber die Augen Stephes bettelten und flehten, wie Kinderaugen. Er klopfte ihm auf die Schulter: „Gut, Stephe, gut! Nur — eil dich, sieh, schon dämmerts! — Ich nehme deine Blumen mit hinüber."

„Danke, Herr, danke!" sagte Stephe.

Stephe lief in die Kapelle; der Vlame nahm die Gladiolen. Er trug sie hinüber, streute sie über Stephes Bett und über den Boden hin. Sein Bett rückte er dicht an die Wand.

Dann kam Stephe, zitternd am ganzen Leibe — mit leeren Armen.

„Was ist geschehn?" fragte Olieslagers.

Und Stephe flüsterte: „Der Sarg ist leer!"

Einen Augenblick besann sich der Vlame. Ah, das war es, was die Soldaten heraustrugen! Der

Digitized by Google

schöne große silberbeschlagene Sarg war nur ein Schaustück — und die Kiste darin barg die Tote! Sie sollte vermutlich irgendwo anders beerdigt werden —

Er sagte es Stephe; der verstand ihn nicht gleich. Er mußte es zweimal wiederholen, bis Stephe ihn begriff.

„Wo denn? Wo?" fragte er. „Wo soll sie beerdigt werden?"

„Wie soll ich das wissen?" antwortete sein Freund.

Stephe stammelte: „Ich — ich —" Dann ging er zur Tür.

„Wo willst du hin?" fragte der Vlame.

Stephe sagte: „Sie haben sie geraubt. Ich muß sie finden." Und ging.

Jan Olieslagers rief ihm nach, aber der andere hörte ihn nicht. Er überlegte: „Jetzt wird er irgendeine gewaltige Dummheit machen. Ich muß ihn schützen — er ist mein Freund."

Aber was sollte er tun? Er zog sich aus, wusch sich; zog sich wieder an. Steckte ein paar Apfelsinen in die Taschen, setzte die Mütze auf, ging hinaus. Das Friedhofstor war geschlossen, er selbst hatte den Schlüssel in der Tasche — so war Stephe hinübergeklettert. Er schloß bedächtig auf und hinter sich zu. Schlug den Weg zur Stadt ein — dort mußte Stephe sein.

Er schälte seine Orangen und aß sie. Dachte

nach. Wenn Gladys Paschitsch irgendwo anders beerdigt werden sollte, so konnte es sicher nicht in Andernach sein. Dieser Friedhof war der einzige der kleinen Stadt; es gab keine andere Möglichlichkeit. Dann aber — ja dann mußten sie den Frühzug benutzen, den, der hinauf nach Chikago fuhr. Er kannte gut jeden einzelnen der wenigen Züge, immer bereit, bei einer drohenden Entdeckung mit dem nächsten abzufahren. Fünf Uhr zweiunddreißig fuhr der Schnellzug.

Er sah auf die Uhr — er mußte sich eilen. Schritt schneller, lief manchmal ein Stückchen — blickte scharf über den geraden Weg, ob er vielleicht Stephe vor sich entdecken könnte. Aber er sah ihn nicht — der war gewiß gerannt bis zur Stadt hin. Er bog von der Hauptstraße ab, machte eine kleine Abkürzung zum Bahnhofsplatz. Es war hell genug nun, er blickte auf die große Bahnhofsuhr: noch achtzehn Minuten zur Abfahrt.

Er ging durch die Wartesäle und über die Bahnsteige. Es waren nur wenige Leute da, und er sah weder Stephe, noch irgendeinen Menschen, der etwas mit einer Leichenüberführung zu tun zu haben schien. Er ging wieder zurück zur Straße — da fuhren ein paar Autos vor. Schwarze Männer und Frauen in Trauerkleidung stiegen aus. Er erkannte den Vater Paschitsch und seine rundliche Frau, er erkannte auch Dan Bloomingdale, den ersten Anwalt der Stadt, den er öfter auf dem

Digitized by Google

Kirchhofe gesehn hatte. Aus dem nächsten Auto stieg ein Offizier und ein paar Soldaten, aus dem dritten einige Damen und Herren mit Totenkränzen. Und er sah, hinten über den weiten Platz her, Stephe heranlaufen. Er winkte ihm, ging dann der Trauergesellschaft nach, die in die Bahnhofshalle trat. Alle traten in den Wartesaal, nur die Soldaten eilten in den Gepäckraum. Er sah, wie sie dort die große Kiste auf einen Karren luden und zum Bahnsteig fuhren.

Der Zug ratterte ein, die Soldaten schoben ihren Karren zum Gepäckwagen hin; drei Herren schritten hinterher, die Arme mit Kränzen behangen. Der Rechtsanwalt sprach mit dem Zugführer, zeigte ihm die amtlichen Dokumente für die Erlaubnis der Überführung.

In diesem Augenblick kam Stephe an, völlig hinter Atem, unfähig ein Wort zu sprechen. Er stöhnte, schluchzte auf, griff mit beiden Händen nach der Sargkiste.

„Hände weg!" rief der Offizier.

Stephe krallte sich fest, riß an dem Sarge, als wollte er ihn fortschleppen. Schaum troff ihm von den Lippen, aus seiner Brust brach ein tiefes Röhren.

Zwei Soldaten faßten ihn an, Stephe stieß sie zurück.

„Räuber!" brüllte er, „Diebe! Hurensöhne!"

Sie warfen sich auf ihn — ein Schreien, Zerren

und Stoßen. Sie rissen ihn zu Boden — aber er brüllte weiter: „Räuber! Hurensöhne!“

Aber Dan Bloomingdale, der Rechtsanwalt, wollte keinen Skandal.

„Laßt ihn los, Leute!“ befahl er. „Seht ihr nicht, daß er übergeschnappt ist? Ein verrückter Liebhaber!“ Er wandte sich an Stephe: „Nun, mein Junge, was ist es? — Hast du sie geliebt?“

Im Augenblick schien Stephe zahm. „Ja, Herr,“ stammelte er, „ja, Herr!“

„Nun,“ beschwichtigte ihn der Anwalt, „das ist schon begreiflich, sie war ein hübsches Kind — werden wohl noch manche sie geliebt haben! Aber du mußt einsehn: sie ist nun tot! Tot, wie eine Ratze! Mausetot!“

„Ja, Herr, ja!“ flüsterte Stephe sehr sanft. „Ja — — —“ Dann besann er sich; bescheiden, wie ein Knabe, bat er: „Darf ich mitfahren, Herr?“

Der Rechtsanwalt schüttelte den Kopf, man sah ihm an, daß er eine große Sympathie mit diesem wilden Liebhaber hatte. „Ich weiß nicht, mein Junge — wirklich, ich weiß nicht, ob sich das machen läßt — vielleicht —“

Stephe unterbrach ihn mit einem neuen Gedanken: „Herr — wenn Sie mir nur sagen wollen, wo sie beerdigt wird — ich will Blumen — Blumen hintragen.“

Der Anwalt griff seine Hand und drückte sie:

Digitized by Google

„Du bist ein braver Bursche, wirklich, ein braver Junge! Beerdigt — nun, sie wird nicht beerdigt werden, siehst du! Wir fahren nach Chikago — zum Krematorium. Verbrannt wird sie werden!"

Es war, als ob einer eine schwere Axt ihm auf den Kopf geschlagen habe. Stephe taumelte, brüllte wie ein Stier, fiel um — einer der Soldaten fing ihn auf.

„Ver — — verbra — —!" stöhnte er „Nein — nein! Sie darf nicht — sie will nicht — will nicht —"

Dan Bloomingdale hob die Mütze auf, die zu Boden gefallen war, setzte sie Stephe auf den Kopf. „Doch, mein Junge, gerade sie wollte es! Ich bin Rechtsanwalt, siehst du, und Notar — ich habe ihren letzten Willen aufgesetzt! Schau her" — er griff in die Tasche, nahm ein Aktenstück heraus — „schau her — das hat sie selbst diktiert! Sie bestimmte es, daß sie verbrannt werden sollte —"

Stephe riß die Augen weit auf — und die Lippen — aber kein Ton kam heraus. Sie hoben die Sargkiste in den Gepäckwagen, setzten Stephe vorsichtig auf die Karre. Er ließ die Arme fallen, starrte gradeaus.

Das Abfahrtsignal — und die Leute drängten in die Wagen. Nur die Soldaten blieben zurück, gingen langsam fort. Und der Zug fuhr ab.

Digitized by Google

Jan Olieslagers trat hin zu Stephe, richtete ihn auf. „Komm, Stephe, komm!“ Er führte ihn in den Wartesaal, bestellte Kaffee. Aber Stephe rührte nichts an.

„Komm nach Hause!“ sagte der Vlame endlich. Stephe schüttelte den Kopf. Sprach dann, still und ruhig — nein, er würde nie wieder auf den Friedhof gehn.

„Wohin denn?“ fragte Olieslagers.

„Ich weiß nicht.“ sagte Stephe.

„Wollen wir wegfahren?“ sagte Olieslagers. „Du und ich — zusammen? Irgendwohin!?“

Er wartete die Antwort nicht ab. Fuhr hinaus zum Friedhof, packte seine Sachen und die Stephes — zwei kleine Handkoffer. Kam zurück zur Stadt — fand Stephe unbeweglich auf demselben Stuhle.

„Sie hat mich verraten!“ murmelte er. „Verraten —“ Und dies Wort wiederholte er, als ob nichts anderes mehr Platz habe in seinem Hirn.

Jan Olieslagers nahm Karten für den Zehnuhrzug. Er zwang Stephe ein wenig zu essen, führte ihm die Tasse zum Munde, fütterte ihn, wie ein Kind —

„Verraten —“ flüsterte Stephe „verraten —“

Sie stiegen in den Zug. Jan Olieslagers sagte: „Wir fahren nach Chikago. Später nach Baltimore. Dort —“

Stephe antwortete: „Verraten — sie hat mich verraten —“

Digitized by Google

Sehr müde war der Vlame: er rechnete nach — es waren nun dreißig Stunden, daß er nicht geschlafen hatte. Er lehnte sich zurück, nickte ein.

Immer wieder wachte er auf, blickte auf den Freund. „Verraten —" hörte er. Und als er schließlich doch einschlief und sehr tief schlief, klang es in seinen Ohren: „Verraten — sie hat mich verraten — ver—ra—ten —".

* * *

Der Schaffner rüttelte ihn wach. „Chikago!" rief er. „Aussteigen, Herr!" Jan Olieslagers reckte sich hoch. „Wo ist Stephe?" fragte er, „wo ist mein Freund?"

„Ausgestiegen!" sagte der Schaffner. „In — in —" Er wußte die Station nicht mehr. Aber es war schon vor vier Stunden gewesen, oder vor fünf.

Jan Olieslagers blickte umher — auch Stephes Köfferchen fehlte. Das hatte er also mitgenommen —

Nie sah er ihn wieder.

Digitized by

HÖCHSTE LIEBE

Ich glaube, es sei kein Mensch auf der Welt, der nicht seinen Sparren habe; und ich kann bei meinem Birn wohl merken, wann andere zeitig sind.

H. J. C. von Grimmelshausen, Simpl. Simplicissimus.

Digitized by Google

HÖCHSTE LIEBE

Drei Jahre lang strahlte Hagen Dierks als großer Stern am Musikhimmel auf beiden Seiten des Atlantik. Drei Jahre lang zitterten die Auerschüler, die Elman, Heifetz, Rosen und Seidel; und Fritz Kreisler selbst fühlte an heißen Schläfen die kühle Luft dieser Adlerschwingen. Nur: der lächelte. Sagte: Einer war vor mir und einer wird nach mir kommen. Das ist er: Dierks.

Er war da — drei Jahre lang — und dann verschwand er.

Nicht daß er, ein blutjunger Geiger, wie fast alle die andern, vom Konservatorium weg, im Sturm das Publikum nahm und die Konzertsäle füllte. Als er er das tat, war er bereits fünfunddreißig Jahre alt — und war achtunddreißig, als er abtrat.

Öffentlich gespielt hatte er freilich zum ersten Male mit achtzehn Jahren.

Digitized by Google

Damals war es gewiß kein Mißerfolg — und doch auch kein ganzer Erfolg. Er spielte dann überall herum durch lange Jahre, hatte einen bekannten Namen und wurde hier engagiert und dort. Aber er blieb stets in der zweiten Reihe.

Dann kam der Krieg und er war Soldat. Und nach dem Kriege spielte er wieder. Aber es war grade, wie es vorher gewesen war: aus der zweiten Klasse kam er nicht heraus.

Der reiche, alte Herr, der ihn hatte ausbilden lassen, war bei einigen Ausschnittbüros abonniert und sammelte alle Besprechungen ernster Kritiker. Es war erstaunlich, wie sich diese Herrn widersprachen — ob sie gleich in einem sich stets gleich blieben: daß nämlich dem Künstler irgendetwas fehle. Nur was dies eine grade sei — darüber sagten die Kritiker stets ein anderes. Bei dem einen Konzert wurde seine fabelhafte Technik gelobt, sein musikalisches Empfinden und sein künstlerisches Temperament — bedauert wurde nur der Mangel einer starken Persönlichkeit. An einem andern Abend wurde gerade diese außerordentlich hoch gestellt — dagegen ihm ein gewisser Mangel an Technik vorgeworfen. Wieder einmal sprach man ihm das Temperament ab oder auch ein tieferes musikalisches Gefühl — während zugleich wieder alles andere in den Himmel erhoben wurde.

Der alte Herr, selbst leidenschaftlicher Musik-

freund und großer Kenner, mußte zugeben, daß die Kritiker recht hatten — alle. Die so überaus gegensätzlichen Besprechungen der Leistungen seines Schützlings hatten ihn so verwirrt, daß er eines Tages beschloß, sie nachzuprüfen, da war er ein ganzes Jahr lang mit dem jungen Künstler herumgereist und hatte jedes einzelne seiner Konzerte besucht. Er war wirklich so, wie die Zeitungen schrieben: jedesmal fehlte irgend etwas. Bald dieses und bald jenes — aber einen vollen, großen, reinen Kunstgenuß gab auch ihm nicht eines der Konzerte. Er wußte gut: sein Schützling, an dessen Kunst er dennoch glaubte, hatte alles zur Verfügung und alles in so überreichem Maße, wie nur einer in hundert Jahren. Trotzdem: nie konnte er das vereinigen; stets war bald dieses, bald jenes — unkontrollierbar ihm wie dem Künstler selbst — mangelhaft. Er glaubte, daß mit den Jahren das von selber kommen würde, aber die Jahre vergingen und es wurde eher schlechter als besser. Geradezu erschreckend aber trat dieser wechselnde Mangel in den Jahren nach dem Krieg in die Erscheinung.

Dann, an irgendeinem Oktoberabend in Wien hatte Hagen Dierks plötzlich einen ungeheuren Erfolg — er gab große, unantastbare, restlose Kunst. Und das tat er von nun an an jedem Abend, wo immer er spielte. Man rief ihn ins Ausland, erst nach Spanien, Holland und den skandina-

Digitized by Google

vischen Ländern. Er war dann der erste deutsche Künstler, der wieder nach London gebeten wurde, und gleich darauf mit nicht dagewesenem Honorar nach Amerika. Jedermann weiß das, und jeder, der ein wenig nur die Musik liebt, hat ihn gehört in jenen Jahren. Der Künstler war unermüdlich in dieser Zeit; nur zwei Monate im Jahre verbrachte er auf seinem kleinen Landgut am Niederrhein — durch zehn Monate spielte er jeden Abend vor Tausenden.

Dann starb er. Ganz unromantisch und prosaisch: er erkältete sich, überhitzt, nach einem Konzert in dem zugigen Künstlerzimmer; bekam Lungenentzündung; war tot nach vier Tagen.

Das ist das, was jeder weiß von Hagen Dierks. Mehr aber wußte keiner.

* * *

Man vergaß ihn nicht, o nein. Niemand, der ihn hörte in diesen drei Jahren, wird ihn vergessen können sein Leben lang. Wenn aber all diese Menschen tot sind, wird er noch weiter leben in Büchern von Musikhistorikern, die sich Mühe geben werden, das Phänomen zu erfassen, das Hagen Dierks hieß — diesen seltenen Meteor, den leuchtendsten seit Paganinis Tagen.

Einer hat das bereits getan. Herr W. T. Reininghaus, eben jener alte reiche Herr, der ihn einst ausbilden ließ. Er kannte ihn besser wie irgendein

anderer Mensch und — er versuchte schon bei Lebzeiten seines Schützlings, das Rätsel zu ergründen, obwohl dieser nie ein Wort darüber sprach, auch zu ihm nicht. Der alte Herr glaubte, das Geheimnis gefunden zu haben; er sprach auch gelegentlich davon zu einigen Freunden. Die hörten still zu und lächelten — sie glaubten die Geschichte nicht recht. Wohl die Tatsachen — denn die hatte der alte Herr peinlich zusammengetragen — aber nicht die inneren Zusammenhänge, nicht die Folgerungen, die er daraus zog.

Der alte Herr zweifelte manchmal selber daran; so brachte er seine Geschichte nie zu Papier. Und darum werden tiefschürfende Musikhistoriker noch manchmal versuchen, das Rätsel des Geigenspielers Hagen Dierks zu ergründen; dieses musikalischen Phänomens, das mit achtzehn Jahren völlig fertig war, dann durch vierzehn Jahre — wenn man die Kriegsjahre abrechnet — sich nicht entfalten konnte, stets irgendeinen Mangel zeigte — und immer einen andern. Und das endlich ohne jeden sichtbaren Grund, von heute auf morgen die denkbar höchste Vollendung zeigte und die reinste Kunst in Jahrhunderten.

Aber immerhin mag die Geschichte des alten Herrn und väterlichen Freundes des Künstlers späteren Gelehrten manche Anhaltspunkte geben, die sie benutzen mögen, wie sie wollen.

* * *

Digitized

Hier ist sie:

An dem Abende seines ersten öffentlichen Auftretens begleitete Herr Reininghaus seinen Schützling zum Konzerthaus. Hagen Dierks, damals achtzehn Jahre und zwei Monate alt, war seiner Sache sehr gewiß. Er hatte jene unendlich glückliche Selbstsicherheit, die so viele junge Künstler in den ersten Jahren ihres Auftretens auszeichnet.

Als sie vor dem Konzerthause die Straße kreuzten, sahen sie ein altes Hufeisen auf den Steinen liegen. Herrn Reininghaus fiel die Anekdote ein, die man von dem Nigger Johnson erzählte, als er mit seinem Manager zu dem berühmten Wettkampfe in Rheno ging, bei dem er den Weltmeister Jeffries niederschlug. So lachte Herr Reininghaus und sprach wie Johnsons Manager: „Hebs auf! Tus in deinen Handschuh — vielleicht bringts Glück!"

Aber der junge Geiger gab dem Hufeisen einen verächtlichen Fußtritt.

Dann, im Künstlerzimmer, zwei Minuten vor dem Auftreten, sagte er plötzlich nachdenklich: „Wer weiß, vielleicht hätte ich das Hufeisen doch aufnehmen sollen!"

Dieser Abend war gewiß ein Erfolg, aber nicht ein so gewaltiger, wie die beiden sich geträumt hatten.

* * *

Digitized by Google

Es wurde dann in der Folge eine Manie bei dem jungen Geigenspieler, daß er jeden Talisman, den er nur auftreiben konnte, in der Tasche herumtrug. Er hatte rostige Nägel, vierblättrige Kleeblätter, kleine Belemniten; trug goldene Kreuzchen, Georgstaler, Stücke von Jade, Marienbildchen und kleine Holzbuddhas — wovon er nur immer hörte, das probierte er aus. Und warf es weg nach jedem Konzert. Er brauchte nicht die Kritiken am andern Morgen zu lesen: er wußte gut, was ihm gefehlt hatte an diesem Abend oder jenem. Und den kleinen Gott, den er vor ein paar Tagen eingesetzt, stieß er entrüstet wieder herunter von seinem Thron.

Nicht, daß er an die geheimnisvolle Hilfe irgendeines dieser Fetischdinger recht geglaubt hätte. Er mißtraute jedem einzelnen gründlich. Was er glaubte, war nur das: vielleicht gibt es, irgendwo, doch etwas, das mir helfen kann. Vielleicht —

Im Grunde war das nichts als die Elastizität der Jugend. War die ewige Hoffnung, die sich nicht unterkriegen lassen wollte. Er war — künstlerisch — irgendwie krank, und er tat alles, diese Krankheit zu erkennen. Er arbeitete in diesen ersten Jahren fieberhaft und nach jeder Richtung hin. Seine Technik suchte er immermehr zu vervollkommnen. Er studierte dazu auf allen Gebieten, suchte sich zu bilden, wo es nur ging, um seine Auffassung zu erweitern. Sehr bescheiden,

gut erzogen, hübsch und von natürlicher Liebenswürdigkeit, hatte er das Glück, daß alle anerkannten Musikgrößen, die er kennen lernte, ihm zugetan waren, — ihm seinen Weg zu ebnen versuchten, ihm gern allerlei Winke, Ratschläge, auch Unterricht gaben. Er tat, was er nur konnte, befolgte jeden Rat, kurierte an sich herum mit den abenteuerlichsten Mitteln. Aber es nutzte nie etwas. Was eigentlich das war, das ihm fehlte, das begriff keiner — und er selbst am wenigsten.

Körperlich krank war er nie. Trotzdem pflegte er seinen Leib nach jeder Richtung, trieb jeden Sport, der nicht seine Hand in zu große Gefahr bringen konnte; besuchte in den Ferien ein Sanatorium nach dem andern. Versuchte die abenteuerlichsten Kuren, um dem Fehler, den er zeitweise in den Nerven vermutete, beizukommen. Aber nichts half, gar nichts.

Dennoch, die Hoffnung blieb: irgendwas wird ihn heilen irgendwo irgendeinmal —

Die Jahre gingen und nichts kam. Einmal — und dann noch einmal — und wieder — dachte er, eine Frau würde ihm helfen können. Aber die „große Liebe" half ihm so wenig wie ein rostiger Nagel oder eine Mücke in Bernstein.

— „Wissen Sie?" erzählte Herr Reininghaus, „vielleicht wars, weil er auch da mißtrauisch war vom ersten Augenblick an. Er glaubte nicht recht an die heilige Macht der Liebe! All seine Ge-

schichten mit Frauen gingen sehr rasch zu Ende — und ich denke, daß er sie fortwarf wie die Goldkreuzchen und Glückspfennige — gleich nach dem Konzert."

Langsam erlahmte er dann. Nicht daß seine künstlerischen Darbietungen schlechter wurden — sie blieben immer interessant genug. Blieben das, was sie stets waren: Elfzwölftelerfolge! Aber nur das letzte Zwölftel zählt — was nützt die schönste Himmelsleiter, wenn die obersten Sprossen fehlen? Hagen Dierks erlahmte in seiner Hoffnung. Nie verlosch diese ganz, flackerte immer wieder auf — aber nur kurz noch und in immer längeren Zwischenräumen. Er fühlte in langen Monaten, daß er das Höchste nie werde erreichen können — und nur das schien ihm lebenswert.

So kam es, daß ihm der Krieg wie eine Art Rettung erschien, die ihn mit Gewalt aus einem verfehlten Leben herausriß. Er trat sofort als Freiwilliger ein, zeichnete sich aus bei verschiedenen Gelegenheiten, wurde bald Offizier. Oft verwundet, kam er immer wieder zurück an die Front. Dann meldete er sich zum Fliegerkorps, wurde ausgebildet und galt bald als einer der fähigsten und waghalsigsten Kampfflieger. Dazu — das ist bemerkenswert — als der einzige Flieger hüben und drüben, der nie irgendeinen Talisman mitnahm. Es war, als ob er alle diese Dinge, die Glück bringen sollten, auf den Kehricht warf,

als er den Frack des Virtuosen mit dem Soldatenrock vertauschte. Bisher stak immer so ein Zauber in seiner Tasche — nun nichts mehr. Alle die Kinkerlitzchen, die ihm schöne Frauen zur Front schickten, verschenkte er sofort. Oft genug sagte er dann dem Kameraden: „Vielleicht nützt es, ich weiß nicht. Jedenfalls — versuchs!" Gefragt, warum er denn selbst nichts versuchen wollte, zuckte er die Achseln. „Nein!" antwortete er. Und sonst nichts.

Doch geschah das keineswegs, weil er nun plötzlich über allen Aberglauben hoch erhaben sich gefühlt habe. An die Möglichkeit einer geheimnisvollen Hilfe durch diesen oder jenen Talisman glaubte er immer noch — genau so viel oder auch genau so wenig, wie er stets daran geglaubt hatte. Es war vielmehr so, daß es ihm nun nicht mehr darum stand, irgendwelchen Zauberschwindel auszuprobieren. Früher — ja, da ging es um die Kunst! Aber jetzt ging es ja nur um sein Leben.

Immer lieber wurde ihm sein neuer Beruf. Schon im dritten Kriegsjahre hatte er seinem alten Freunde seinen Entschluß mitgeteilt, auch nach Friedensschluß dabei zu bleiben und nicht mehr auf das Konzertpodium zurückzukehren. So sehr war ihm der Gedanke an ein Wiederauftreten zuwider geworden, daß er es hartnäckig ablehnte, bei irgendwelchen Konzerten für das Rote Kreuz oder andere wohltätige Zwecke mitzuwirken.

Digitized by Google

Dennoch wurde er seiner Fiedel nicht untreu. Sie begleitete ihn an allen Fronten; er spielte oft genug, sowie ihn die Lust dazu faßte. Oft vor ein paar Kameraden, meist aber allein. Was er spielte, war Sehnsucht — und manchmal dennoch Hoffnung —

Aber diese letzte Hoffnung schien ihn vollends zu verlassen, als der Frieden ausbrach. Das Heer war zerschlagen, und die Offiziere pochten an alle Türen, um irgendwo Stellung zu finden. Auch er tat das, Hagen Dierks. Sang sein Liedchen wie es die andern taten: man möge ihm nur Gelegenheit geben, sich einzuarbeiten, dann werde er schon zeigen, was er leisten könne. Aber man lachte ihn aus: man habe Dutzende von Bewerbern für den Posten — und er sei der einzige, der einen guten Beruf habe und der sich jeden Tag leicht durchbringen könne. Und sie machten den Witz immer wieder: „spielend" könne er das — und freuten sich darüber.

Er suchte, suchte — und fand nichts. Es blieb ihm nichts andres übrig: er mußte zurück auf das Podium.

So stand er da, wo er vor fünfzehn Jahren gestanden hatte. Nur — damals war er sehr jung. Heute —

Heute spielte er, um sein Leben zu bestreiten.

Er lebte so bescheiden, wie es nur möglich war, schränkte sich auf allen Seiten ein, um nur mög-

lichst wenig vor die Öffentlichkeit zu kommen. Seine großen Vorzüge als ernster Künstler verschafften ihm bald genug Engagements — er war, was er stets gewesen: gute zweite Klasse. Aber zugleich trat sein großer Mangel immer deutlicher in Erscheinung.

Es war um diese Zeit, etwa zwei Jahre nach dem Kriege, daß er Inge Asten kennen lernte. Er war etwa acht Wochen mit ihr zusammen — oder doch: er kannte sie so lange. Ob zwischen den beiden ein regelrechtes Liebesverhältnis bestand, vermochte Herr Reininghaus nicht mit voller Gewißheit festzustellen. Seiner Vermutung nach handelte es sich, wenigstens was Hagen Dierks betrifft, nur um ein ganz flüchtiges Abenteuer, bei dem kaum ein tieferes Gefühlsmoment mitspielte. Hier haben seine Nachforschungen beinahe nichts ergeben, während sie auf der andern Seite, der der jungen Dame, eine Reihe von immerhin interessanten Tatsachen zutage förderten.

Fräulein Inge Asten erschien eines Tages in einer Münchener Künstlerpension. Papiere hatte sie nicht; sie war von Riga geflohen, während der Periode der Bolschewistenherrschaft in der Stadt. Ihre Mutter war an ihrer Seite durch eine verirrte Kugel auf der Straße erschossen, ihr Vater und ihre beiden Brüder im Gefängnis zu Tode gequält worden. Sie lebte in München von dem Verkauf von Schmucksachen, wie so viele andere ver-

triebene Balten und Russen in jenen Jahren. Sie verkehrte mit wenigen jungen Malern und Musikern, die sie eben in der Pension kennen gelernt hatte, darunter Hagen Dierks.

Ihr Alter hatte sie auf zwanzig Jahre angegeben. Sie war sehr blauäugig, sehr weißblond und hatte die pfirsichblütene Gesichtsfarbe ihrer Nordrasse. Nichts von all dem Entsetzlichen, das sie durchgemacht, hatte sich ihren Zügen eingeprägt, noch ließ ihr Wesen etwas davon merken. Sie sprach fast nie davon. Nur mit Mühe hatte die Dame, die der Pension vorstand, Einzelheiten aus ihr herausgeholt — das war, als sie einige positive Angaben haben mußte, um dem Flüchtling eine längere Aufenthaltserlaubnis in München erwirken zu können. Dann freilich hatte das junge Mädchen in ihrer Gegenwart dem betreffenden Beamten eine solche Fülle grauenhafter Dinge erzählt, daß die beiden vom bloßen Zuhören seekrank wurden. Aber alles ohne jede Erregung, ganz ruhig, einfach und still — doch so, daß man nicht einen Augenblick an der absoluten Wahrheit all dieser Entsetzlichkeiten zweifeln konnte. Als die Pensionsdame dann mit ihrem Schützling in dem Paternoster des Polizeigebäudes hinunterfuhr, fiel ihr ein, daß Inge Asten nur über das Schicksal ihrer Familie, ihrer Verwandtschaft und Freundschaft gesprochen hatte — aber nicht ein einziges Wort über sich selbst gesagt hatte. Nur das, was ihre

Digitized by Google

Augen gesehn hatten, hatte sie berichtet — nichts aber von dem, was ihr selbst geschehn war. Sie fragte sie also darnach. Die junge Baltin wurde sehr wortkarg; es schien, als ob sie nur antworte, um gegen die alte Dame, die sich ihrer so freundlich annahm, nicht unhöflich zu erscheinen. Aus ihren vagen Antworten konnte diese nichts Sicheres entnehmen, bestand auch nicht weiter darauf, um nicht weit offene Wunden noch mehr aufzureißen. Dennoch hatte sie das bestimmte Empfinden, als ob die persönlichen Erfahrungen ihres Pfleglings noch weit schlimmer sein mußten, als all das, was sie dem Beamten berichtet hatte. Irgendwie gewann sie dabei — durch ein paar hingeworfene Worte — den Eindruck, als ob die junge Baltin von einer Horde unmenschlicher Kerle auf das schwerste mißhandelt und vergewaltigt worden sei. So stark war diese plötzliche Erkenntnis, daß sie die ganze furchtbare Szene deutlich vor sich sah — so sehr, daß sie ihre Gedanken sofort aussprach und, sprudelnd und hastend, auf den Kopf dann dem jungen Mädchen das zusagte. Da faßte Inge Asten ihren Arm mit einer Hand, die leise zitterte. „Fragen Sie mich nicht!“ bat sie. Und die alte Dame nickte und preßte sie an sich und küßte sie. Sie schluchzte und weinte dazu — und es war Inge Asten, die ihr die Tränen von den Wangen trocknete.

* * *

Digitized by Google

Marcel Allaround brachte die beiden zusammen, Hagen Dierks und Inge Asten. Er hieß nicht so; er hatte sich diesen Namen nur fürs Varieté zugelegt. Moritz Benedict nannte er sich im bürgerlichen Leben — aber jeder sagte, daß er noch anders gehießen habe, als er vor manchen Jahren aus Budapest gekommen war. Immerhin: Allaround war ein guter Name für ihn: er ritt in allen Sätteln. Er hatte Medizin studiert und alle Examina gemacht, ohne jemals sich um praktische Ausübung zu kümmern. Er spielte ein halbes Dutzend Instrumente, dirigierte und komponierte auch; dabei zeichnete er, malte, radierte und schrieb zwischendurch Gedichte und Theaterstücke. Er gab gern hypnotische Sitzungen; seinen Lebensunterhalt aber verdiente er am Varieté — als Groteskтänzer. Mit dem Geiger verband ihn eine leichte Freundschaft — vom Kriege her, als sie beide Flieger waren.

Damals hatte ihm Dierks ein geweihtes Kreuzchen geschenkt, das ihm eine seiner Verehrerinnen gesandt hatte. Marcel wollte wenig davon wissen. „Paßt nicht für mich," sagte er. „Habs schon mit dem Mogen Dovid versucht — nicht mal der hat geholfen!" „Versuchs immerhin!" lachte Dierks. „Jedesmal ist was los mit deiner Klamotte — keiner hat mehr Pech wie du! Es ist ein Wunder, daß sie dich nicht längst abgeknallt haben. Versuchs also, vielleicht ists grade das Richtige für dich."

Digitized by Google

Murrend steckte Marcel das Goldkreuzchen ein. An dem Tage klappte es und es klappte immer seither. Er ließ es nicht mehr aus der Westentasche und schwor heilige Eide darauf.

Als er Jahre später den Geiger in München wieder traf, merkte er gleich, daß irgendwas nicht stimmte — und fand bald heraus, was es war. „So ist es nun einmal," schloß Dierks resigniert. „So ist es — und so wird es bleiben. Schicksal — und fertig!"

„Nein, nicht fertig!" rief Marcel. „Schicksal — meinetwegen — aber das fliegt so, wie der Wind bläst!" Er schwieg ein paar Augenblicke, überlegte. Dann sagte er: „Ich kannte einmal eine — Inez hieß sie. Ein großes Luder, nahm den Leuten das Geld ab und warf es zum Fenster hinaus. Aber ihr Handwerk kannte sie gut — machte es fast zu einer Kunst. Sie hatte die beste Sammlung pornographischer Japandrucke, die es gab in Europa; ihre schwarze Folterkammer war erstaunlich. Es gab keine wildeste Perversität, die sie nicht übte — nie war eine raffinierter als sie. Die große Inez —"

„Denkst du, daß mich das sehr interessiert?" sagte der Geiger.

„Warte nur," rief der andere. „Es wird dich interessieren." Und er fuhr fort, das Lob der Priesterin zu singen. Erzählte von ihrer Bibliothek, von ihren Gastmahlen, beschrieb ihr Schlafzimmer

Digitized by Google

und ihre Marterwerkzeuge. „Sie ist die einzige, die je wissenschaftlich arbeitete. Sie war während zweier Jahre Sekretärin bei Lombroso — und fast ebenso lange bei Krafft-Ebing in Wien. Alle Psychiater Europas kannten sie — und viele schickten ihre Patienten hin. Denn das war der Inez' Marotte: kranke Männer zu heilen."

„Wovon?" fragte Dierks.

Marcel sagte: „Frage! Vom Verlust ihrer Mannheit natürlich — wovon sonst? Jeder Sexualpsychologe hat das Sprechzimmer voll sitzen von solchen Leuten — vielen darunter, mit denen er nichts anzufangen weiß. Oft jungen, völlig gesunden, starken — irgendein Rädchen ist los und da gehts nicht mehr. Wenn die Ursache der Impotenz sich feststellen läßt, ists ja leicht, zu helfen, oder wenigstens zu verkünden, daß aus dem und dem Grunde eine Heilung unmöglich sei. Wenn aber der ganze Bengel so gesund und kräftig sich durchs Leben sielt wie ein Aal im Teich — wenn man weiter nichts rauskriegen kann, als daß der Kerl schrecklich gern möchte und nur nicht kann — wenn man nur so allgemein auf Nerven hin behandelt, auf Neurasthenie, auf eine mutmaßliche Zwangsvorstellung — ja dann ist der Erfolg ein Lotteriespiel. Solche unmöglichen Fälle aber behandelte Inez. Das war ihr Steckenpferd — und ihr Stolz zugleich. Sie sprach mit solchen Leuten, stundenlang. Dann sperrte

Digitized by Google

sie sich ein, empfing niemanden, zermarterte ihr Gehirn. Und fand — am nächsten Tage schon — manchmal auch erst nach Wochen — irgendeinen wilden Wahnsinn. Etwas ganz Unmögliches, lächerlich Absurdes oft — bald ein unglaublich Schmutziges und bald ein fast kindlich Naives — aber immer etwas, was diesem Mann das wiedergab, ohne das ihm das Leben nicht mehr lebenswert schien. Ah — ich glaube, diese Frau hätte selbst Abälard wieder glücklich machen können — dann freilich hätten wir nie Héloisens hübsche Episteln lesen können!"

Der Geiger lachte. „Herrgott — in der Beziehung hat sich noch keine Nonne über mich beklagt! Ich sehe also nicht recht ein, was deine Zauberin —"

„Die nicht!" unterbrach ihn der andere. „Die kann kaum helfen in deinem Falle. Aber die Sache ist am Ende genau dieselbe. Nimm so einen Mann — du hast sicher dutzende kennen gelernt mit den Jahren. Etwas ist in Unordnung: plötzlich oder auch ganz allmählich gehts nicht mehr. Manchmal lacht er — und manchmal heult er, wie grade sein Temperament ist. Läuft zu Freunden, zu Ärzten. Doktert an sich herum. Versucht tausend Mittel und noch eins. Frißt jeden Rat und jede Medizin — wird immer unglücklicher und verzweifelter. Und keiner kann ausfinden, wo der Fehler steckt. Bis vielleicht

so ein Freudianer kommt und den Schleier lüftet — aber ich sage dir, die Methode der Inez ist mir lieber. Die psychoanalytische Kur nimmt verdammt viel Zeit weg — und ich hab da manche Heilung gesehn, die nur sehr scheinbar war. Was hats dir denn geholfen? Die Inez aber bekümmerte sich den Teufel um Oedipus- und Narziß-komplexe, sie dachte nicht daran, das Unkraut auf dem Seelenacker zu suchen und dann auszujäten. Sie ließ wachsen, was wachsen wollte, je wilder je besser. Sie lief herum mit ihrer Wünschelrute und suchte. Fand einen Quell und bohrte tief, ließ das Wasser hervorsprudeln und machte den dürren Acker von neuem blühn. Dieser geheime Quell sah manchmal sehr trübe aus, war oft recht schmutzig und giftig — aber es scheint ja, als ob Mist und Schmutz und Blut die besten Düngmittel seien. Wie immer er war — er kam aus der Seele selbst und war sicher für diesen Leib das einzig richtige Mittel.

„Nun sieh: etwas ist los mit deiner Kunst! Du hast dich, durch all die Jahre, genau so benommen, wie alle die armen Kerle, die dem Traume ihrer Mannheit nachliefen. Hast gelacht und geheult — vermutlich beides. Hast gearbeitet an dir, hast gedoktert, hast dein Leben vergiftet, bist herumgelaufen, hast allen Rat eingestopft. Hast dich überfressen an Medizin — bis sie dir zum Ekel wurde. Dann: rostige Nägel, Jade-

Digitized by Google

stücke, Georgstaler, Heiligenbildchen — jeder dümmste Blödsinn war dir recht; nichts hast du unversucht gelassen. Hast dich elend gequält, warst sehr unglücklich und verzweifelt. Und nichts half — bis zu dieser Stunde — gar nichts! Stimmts?"

Hagen Dierks seufzte: „Es stimmt!" sagte er. „Weißt du eine Inez für impotente Geigenspieler?"

Dr. Marcel Allaround wiegte den Kopf. „Vielleicht — vielleicht! Ich weiß, wie sie arbeitete. Wie sie erst alles erwog — nur mit dem Verstand. Wie sie mit beispiellosem Gedächtnis aus ihrer Erfahrung schöpfte, Vergleiche anstellte, jeden kleinsten Umstand scharf untersuchte. Und wie sie schließlich sich somnambul in sich selber verkroch, tief untertauchte in irgendeinem unfaßbaren Glauben. So fand sie, was so viele Professoren von Weltruhm vergeblich gesucht hatten: das seltsame Heilmittel für ihre Kranken."

„Und du," sagte der Geiger, „du willst —?"

„Ja, das will ich!" nickte Marcel. „Ich habe es immer mal versuchen wollen. Nur weißt du, es stand mir nicht drum in dem Spezialgebiet der schwarzen Inez. Ob halbe Männer ganze Männer werden — du lieber Gott, das ist mir höchst gleichgültig. Aber ich meine, es wäre der Mühe wert, aus dem halben Künstler Hagen Dierks einen ganzen zu machen! Und darum will ichs versuchen."

„Also schön!“ lachte der Geiger. „Das ist sehr lieb von dir. Kann ich irgendwie dabei mithelfen?“

Dr. Allaround schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte er ruhig. „Oder doch nur, wenn du die ganze Sache nicht gar so lächerlich nehmen wolltest. — Ob mirs gelingen wird, weiß ich nicht. — Aber versuchen werde ichs, ob du nun magst oder nicht.“

* * *

Zwei Tage später stellte er dem Freunde Inge Asten vor.

„Hat die etwas mit deinem Versuche zu tun?“ fragte der Geiger.

Marcel antwortete: „Das weiß ich nicht. Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Übrigens gehts dich nichts an. Sei lieb — spiel ihr vor oder schenk ihr ein paar Konzertkarten; sie kann sichs nicht leisten, welche zu kaufen und sie verdient, daß man sich etwas kümmert um sie.“

An diesem Abend fuhr er auf einen Monat nach Hamburg, um ein Gastspiel zu absolvieren.

* *

Was er wußte, erfuhr Herr W. T. Reininghaus von der alten Dame, die die Pension leitete, von Dr. Benedict-Allaround, sowie von ein paar Leuten, die auch in der Pension wohnten und die die eine oder andere Einzelheit beisteuerten.

Digitized by Google

Sehr übereinstimmend waren diese Berichte in vielen Stücken. So, daß Inge Asten im allgemeinen sehr still und zurückgezogen gelebt habe, oft wochenlang nur zu den Mahlzeiten aus ihrem Zimmer herausgekommen sei. Daß sie eigentlich immer wie im Traume herumgelaufen sei und kaum jemals sich über etwas richtig gefreut oder herzhaft gelacht habe. Jede kleine Einladung habe sie zwar stets dankbar angenommen — habe auch immer wieder einen ernsthaften Versuch gemacht, sich mit diesem oder jenem zu beschäftigen, um sich auf irgendeine Weise zu zerstreuen. Aber das sei ihr kaum je gelungen. Alles dauerte nur für eine kurze Weile — dann gab sie es auf.

Am längsten, erzählte die alte Dame, habe sie einmal ihr zuliebe ausgehalten. Sie sei auf einige Zeit zu dringendster Erholung aufs Land gegangen; die junge Baltin habe sich erboten, während dieser Zeit die Pension zu leiten. Und sie habe das in geradezu musterhafter Weise getan. Der Urlaub war auf vier Wochen berechnet — zwei Tage vor seinem Ende habe Inge Asten sie durch ein dringendes Telegramm zurückgerufen. Es war nichts passiert; alles war in denkbar bester Ordnung — nur würde es nicht einen Tag länger gehn, erklärte das junge Mädchen.

In andrer Beziehung aber liefen diese Berichte diametral auseinander. So sagte ihm ein junger Jurist, daß er nie eine Frau gesehn habe, die einen

Digitized by Google

so instinktiven Abscheu, ja Ekel vor jeder Berührung eines Mannes gehabt habe. Diese Beobachtung wurde von der Pensionsdame bestätigt. Sie habe es oft bemerkt, erzählte diese, daß Fräulein Asten sich habe überwinden müssen, einem fremden Herrn, der ihr grade vorgestellt wurde, auch nur die Hand zu reichen. Sie habe mehr wie einmal gesehn, wie sie zusammenzuckte, sich schüttelte und aufsprang, wenn sie unversehens ein Herr in der harmlosesten Weise berührte.

Demgegenüber erklärte eine junge Sängerin, daß das alles blühender Unsinn sei. Sie wisse ganz genau, daß Inge Asten ihre Tugend nur im Hause selbst zur Schau getragen, aber außerhalb recht wenig Gebrauch davon gemacht habe. Sie habe Herrn, die sie kaum gekannt habe, von Zeit zu Zeit besucht — und dann weiter keine großen Umstände gemacht. Und sie nannte lachend die Namen einiger Maler und Schauspieler, denen sie ihre Liebe — stundenweise — geschenkt habe.

Dr. Benedict-Allaround zuckte die Achseln, als ihn Herr Reininghaus dieserhalb befragte. „Das mag schon sein!“ meinte er. „Die beiden Beobachtungen sind vermutlich alle beide richtig; schließen sich jedenfalls nicht aus. Ihr beispielloser Ekel vor einer körperlichen Berührung von Männern war ganz sicher echt; ich habe das selbst

Digitized by Google

dutzendmal beobachtet. Es ist sehr leicht erklärlich, wenn das, was sie der Pensionsdame erzählte — oder wenigstens zugab — richtig ist; und ich habe nicht den leisesten Grund, daran zu zweifeln. Ich vermute vielmehr, schließe das aus gelegentlichen Andeutungen, die sie mir gegenüber machte, daß es mit der einen schauderhaften Szene, die unserer guten Pensionsmama ein paar schlaflose Nächte kostete, also noch in die Ferne wirkte, nicht getan war. Fräulein Asten hat vielmehr, um den Versuch zu machen, ihren im Gefängnis schmachtenden Vater und Brüdern zu helfen, mit einem der Kerle, vermutlich einem etwas höherstehenden, eine Art Pakt geschlossen — vielleicht auch, um so wenigstens den andern zu entgehen. Das mag durch Wochen so gegangen sein, bis die Mobherrschaft in Riga zusammenbrach. Einen ihrer Brüder, einen Jungen von fünfzehn Jahren, hat sie auch wirklich aus dem Gefängnis retten können — er starb freilich schon, ehe sie nach Königsberg kamen.

Das aber erklärt das eine wie das andere. Erklärt ihren Widerwillen gegen alles Männliche, der oft bis zum Übelwerden sich steigerte — und zugleich auch, zu gewissen Perioden, das nymphomanische Sichaufdrängen und Sichhingeben an fast völlig unbekannte und ungeliebte Männer."

Besonders über ihr Verhältnis zu dem Geiger befragt, bedauerte Dr. Benedict, keine genaue

Digitized by Google

Auskunft geben zu können, da er nur auf Mutmaßungen angewiesen sei. Er verreiste am selben Abende, als er die beiden miteinander bekannt gemacht hatte, war über sechs Wochen fort und sah Fräulein Asten erst wieder, als Hagen Dierks schon München verlassen hatte. „Doch ist ganz gewiß," sagte er, „daß sie ihn liebte — ja, daß er der einzige Mann war, den sie jemals geliebt hat. Auf der andern Seite habe ich die feste Überzeugung, daß sie grade aus diesem Grunde sich ihm nicht an den Hals warf. Wie weit sie einer großen Liebe fähig war, weiß ich nicht; doch begriff sie sicher recht gut, daß der Leib, den sie in Studentenbuden und Malerateliers oft verschenkt hatte, keine große Gabe für den Mann sei, den sie wirklich liebte. Und sie liebte den Menschen wie den Künstler Hagen Dierks — an dessen große Kunst sie fest glaubte. Als ich Hagen ihr vorstellte, geschah es sicher mehr um ihret- als um seinetwillen — aus einer Art gutmütigen Mitleids heraus. Was ihn betrifft, so war meine Empfindung, daß ihm diese Frau vielleicht einmal helfen könne, nur eine sehr vage und ungewisse. Ich fühlte, daß in beiden Schicksalen eine gewisse Ähnlichkeit lag — so seltsam das auch klingen mag; und ich glaubte, daß sie irgendwie harmonieren würden. Das taten sie. Doch vergaß ich, daß, falls sich Fräulein Asten wirklich in ihn verlieben würde, gerade diese Liebe ihrer aus vielen Wunden

Digitized by Google

blutenden Seele eine neue hinzufügen mußte, die so schlimm brannte, wie nur eine der andern."

In der Tat machte Inge Asten bei dieser Unterredung — die übrigens die letzte war, die sie mit Marcel Benedict oder irgendeinem andern Menschen hatte — nicht das geringste Hehl aus ihrer starken Zuneigung zu dem Geiger. Zugleich sprach sie sich ebenso offen darüber aus, daß diese Liebe von ihm kaum geteilt würde. Hagen Dierks sei sehr lieb und gut zu ihr gewesen — diese wenigen Wochen seien die schönsten ihres Lebens gewesen. Dennoch bilde sie sich keineswegs ein, daß seine Gefühle zu ihr über eine zwar nicht ganz gleichgültige, aber doch nur lauwarme Freundschaft hinausgingen. — Die ganze Unterhaltung drehte sich nur um die Person des Geigers. Sie fragte immer von neuem — und Dr. Benedict gab ihr bereitwillig jede Auskunft. Er erzählte ihr von der grotesken Lebenstragikomödie des Künstlers und vergaß auch nicht all die kleinen Zaubermittel, die er jetzt so konsequent verachtete, nachdem er sie früher der Reihe nach durchprobiert hatte. Er zog dabei sein eigenes Goldkreuzchen heraus, das ihm der Freund geschenkt und das ihm selbst so gute Dienste geleistet hatte.

„Glauben Sie dran?" fragte die junge Dame.

„Glauben?" lachte er. „Welche Frage! — Manchmal lache ich drüber. Manchmal kommt mirs

Digitized by Google

für Augenblicke vor, als obs für mich kein besseres Heil- und Schutzmittel gäbe auf der Welt."

Er ereiferte sich. Bah, er wisse recht gut, daß jeder darüber lache. Aber lache nicht jeder über die Torheiten der andern — und nur deshalb, weil sie ihm fremd und unbegreiflich erschienen? Jeder Primaner wisse heute etwas von den Perversitäten der Sexualpsyche — nun: es brauche dazu des Geschlechtes nicht! Perversitäten der Seele gäbe es überall und nach jeder Richtung hin. „Nur auf das eine kommt es an," rief er „für jeden krummsten Topf den passenden Deckel zu finden. Gelingt das, so endet alles in schönstem Glück, genau wie im ‚Sommernachtstraum'!"

Dann erzählte er ihr, wie er Hagen Dierks erzählt hatte, von der Methode seiner alten Freundin Inez. Verstand — Glauben — Erfahrung, das sei das dreieinige Zeichen und der große Schlüssel zum Glück.

Und dann plötzlich —

* * *

Der Portier des Grand Hotel lief Hagen Dierks nach, als er gerade über den Kärntnerring ging, um zu seinem Konzert zu fahren. Gab ihm einen Eilbrief aus München.

Es waren nur drei Zeilen: „Ich bitte Dich, beiliegendes am Abend Deines Konzertes in der Tasche zu tragen. Öffne es nicht, ehe Du nicht Nachricht von mir hast. Marcel."

Digitized by Google

Das „Beiliegende" war in weißes Papier gewickelt und sehr sorgfältig versiegelt. Hagen Dierks gab es mit dem Brief zurück in den Umschlag und steckte diesen in die Tasche. Zwei Minuten drauf hatte er es völlig vergessen.

Aber er dachte daran am andern Morgen — denn dieses Konzert brachte ihm den großen Erfolg und machte ihn in wenigen Stunden zu dem besten Geigenkünstler seines Jahrhunderts. Er fühlte das, als er die Geige ans Kinn setzte, und wußte es fest nach dem ersten Stück.

Etwas war geschehn, ein Großes, Seltsames. Und es war ihm ein Geschenk gegeben worden, das nun sein eigen war und das ihm nie wieder jemand würde nehmen können.

Die Menschen rasten. Ließen ihn nicht mehr herunter vom Podium, verlangten ihn wieder und immer wieder. Er spielte unermüdlich — er hätte die ganze Nacht durchspielen können. Er gab eine Zugabe um die andere; und als man das Licht ausdrehte, um das Publikum zum Gehn zu bewegen, schrien sie doch nach ihm, und er spielte im Dunkeln weiter. Dann zerrissen sie ihn fast in Stücke im Künstlerzimmer.

Wie er nach Hause kam, wußte er nicht. Aber er lag in seinem Bett, als er aufwachte. Er besann sich auf alles — und dann fiel ihm auch der Brief Marcel Benedicts ein. Er nahm gleich das Telephon und gab ein Telegramm an ihn auf.

Digitized by

gab Bericht über sein Spiel und bat um sofortige Nachricht.

Bis die ankam, vergingen vier Tage, während der er zwei weitere Konzerte hatte.

Beide mit demselben rauschenden Erfolge.

Dann kam der Münchener Brief. Er las:

„Lieber Freund Hagen!

Ich versprach Dir zu helfen. Daß es mir gelang, ist nur zum kleinen Teile mein Verdienst. Du magst das Ding nun aus dem Papier nehmen: es ist nichts als ein kleines Stückchen gelber Seidenschnur. Ein kleines Teilchen des Stricks, an dem sich Fräulein Inge Asten vor nun zwölf Tagen erhängt hat. Ich bat Dich, das Papier vorher nicht zu öffnen, weil ich sehn wollte, ob die von mir vorausgesehne Wirkung auch dann eintreffen würde, wenn Du nicht die leiseste Ahnung davon hattest, was Du eigentlich in der Tasche trugst.

Hier die kurze Schilderung der Vorgänge. Ich traf Fräulein Inge Asten nach meiner Rückkehr nach München in der Pension, in der ich wieder abstieg, und ich lud sie zum Abendessen ein. Wir speisten in der Odeonbar, sprachen eigentlich nur über Dich — das einzige, was sie zu interessieren schien. Ich geb Dir mein Wort, daß ich den pathetischen Schluß keineswegs beabsichtigte, daß ich überhaupt ohne jede Absicht mit ihr sprach: das alles machte sich aus sich selbst.

Ich würde, im Gegenteil, mir viel großartiger

vorkommen, mir ordentlich imponieren — wenn ich die ganze Sache inszeniert und von vornherein beabsichtigt hätte, aber leider war das gar nicht der Fall. Obwohl ich die alleinige Ursache, obwohl ich der durchaus ‚Schuldige' bin, bin ich dennoch völlig ‚unschuldig', da mir in meiner — soll ich sagen: Dummheit? — auch nicht für einen Augenblick während des ganzen Abends zum Bewußtsein kam, wie wundervoll geschickt ich für Dich arbeitete. Als ich sie nach Hause brachte, und mich vor ihrer Zimmertür von ihr verabschiedete, hatte ich auch nicht die allerleiseste Ahnung davon, daß ich irgendetwas getan hatte!

Also: wir unterhielten uns von Dir. Das heißt: ich erzählte — und sie hörte zu. Da ihr Interesse für Dich und Dein Spiel wirklich ein tiefgehendes war — ich denke, sie hat Dich sehr geliebt — so machte es sich, daß ich ihr Dich schilderte, wie Du bist, den Künstler und den Menschen, und lange und breit auch von dem seltsamen ‚Mangel' erzählte, der Dein Leben vergiftet hatte. Ich sagte ihr, daß ich Dir versprochen habe, zu helfen, und daß ich Dir von der Methode meiner alten Freundin erzählt habe —

— ein Versprechen übrigens, das ich nicht hielt und eine Methode, die ich nicht anwandte —

Glauben, Verstand, Erfahrung —

Und dann plötzlich kam es. Ich sagte ihr, daß

Du alle perversen Zauberkinkerlitzchen ausprobiert habest — Marienbildchen, Seepferdchen, Nephritsplitter — da fragte sie, ob Du es jemals mit dem Strick eines Erhängten versucht habest? Ich weiß nicht, ob das je der Fall war, doch ich sagte: ja! Aber es hätte so wenig genützt, wie alles andere! ‚Es muß eben in irgendeinem Zusammenhange stehn,' sagte ich, ‚sonst wirds nie helfen! Mein Kreuzchen half mir — vielleicht nur, weil grade er mirs gab! Was soll ihm ein Strick nützen, an dem irgendein Mensch gehangen, den er nie gekannt? Wenn sich für ihn jemand aufhängen würde — nur für ihn — und nur zu dem Zweck, daß ihm die Schnur endlich das Glück bringen soll, das er seit soviel Jahren vergebens sucht —'

Ich redete das so hin, ohne mir das allergeringste dabei zu denken. Auch fiel mir nicht im entferntesten auf, daß diese Worte einen besonderen Eindruck auf sie gemacht hätten. Sie blieb ruhig wie zuvor, und wir plauderten weiter noch zwei Stunden lang. Dann gingen wir nach Hause — ich legte mich schlafen und dachte mit keinem kleinsten Gedanken daran, daß meine Worte den Grund dazu gaben, daß, ein paar Zimmer nebenan, ein schönes junges Weib für Dich sein Leben opferte.

Man fand sie am nächsten Mittag. Dazu einen Brief an die alte Pensionsinhaberin, die sie in

wirklich rührender Weise für die Unannehmlichkeiten um Verzeihung bat. Sie hatte all ihre Sachen hübsch geordnet — übrigens genug Schmuck, um noch für zwei Jahre leben zu können. Einen Grund für ihre Tat gab sie nicht an. Sie bat darum, verbrannt zu werden — all ihre Habseligkeiten vermachte sie der alten Dame. Für Dich — oder für mich — kein Wort.

Wir hatten einige Aufregung in der Pension, Scherereien mit der Polizei usw. Endlich wurde die Leiche freigegeben und ist inzwischen verbrannt worden.

Das, lieber Freund, ist alles.

Geholfen ist Dir. Wie — das weiß ich nicht. Nicht einmal recht — wer es tat. Aber das ist gleichgültig. Was Du jetzt hast, war immer da: nie kann aus einem Menschen etwas herauskommen, was nicht in ihm steckt. ‚Gegeben' hat Dir also niemand etwas; nur: irgendeine verschlossene Tür wurde aufgestoßen —

Dein Marcel B."

* * *

Hagen Dierks fuhr am nächsten Tage nach München. Er traf seinen Freund dort nicht; der war wieder fort auf Gastspiel. Aber er sprach mit der alten Dame und bekam von ihr die Urne mit der Asche. Sie wollte zunächst sich durchaus nicht davon trennen; erst, als der Geiger erklärte, daß

er das Studium ihres einzigen Neffen bestreiten wolle, eines armen Burschen, der eben das Gymnasium verlassen hatte, glaubte sie, dies Angebot nicht zurückweisen zu dürfen, und willigte ein.

Die Aschenurne gab Hagen Dierks einer Bank zur Aufbewahrung; holte sie aber nach wenigen Wochen wieder ab, als er von seiner ersten kurzen Gastspielreise zurückkehrte. Um diese Zeit erwarb er das kleine Landgut am Niederrhein; dorthin brachte er all seine Habseligkeiten und auch die Urne. Sie fand in dem Garten Aufstellung, auf einem niedern Sockel. Geißblatt ließ er herumpflanzen.

Zwei Monate eines jeden der drei nächsten Jahre verbrachte der Geiger auf diesem Landsitz, und zwar stets August und September. Er hatte nie Besuch, sah während dieser Zeit keinen Menschen mit Ausnahme einer Frau in mittleren Jahren, die ihm die Wirtschaft führte. Es war die ganz alleinstehende und vollkommen mittellose Witwe seines ersten Musiklehrers, der im Kriege gefallen war. Sie war zu ihm ins Künstlerzimmer gekommen, um seine Hilfe zu erbitten, gerade als er das Landgut gekauft hatte — er engagierte sie sofort. Nur seine Agenten kannten seine Adresse, und die hatten strengen Auftrag, jeden Besuch ihm fernzuhalten. Anfang Oktober zog er hinaus — dann gehörte er wieder der Welt.

Er ließ seiner Wirtschafterin genug Geld zurück,

um während seiner Abwesenheit Haus zu führen. Während dieser Zeit erhielt sie stets nur einen einzigen Brief von ihm, der sich jedes Jahr wiederholte und immer den gleichen Wortlaut hatte:

Liebe Frau Walter,

vergessen Sie nicht, für den Garten zu sorgen. Es sollen viele Blumen blühn. Nehmen Sie eine kleine Handvoll Asche aus der Urne und streuen Sie die über alle Blumenbeete.

Mit besten Grüßen

Ihr H. Dierks.

Dieser Brief kam regelmäßig im frühen Frühling an; Frau Walter befolgte gewissenhaft seine Anweisung.

Und die Blumen blühten —

* * *

Einmal an jedem Tag ging Hagen Dierks in den Garten. Nicht um eine bestimmte Stunde — meist am späten Nachmittage oder am Abend. Ein paar mal früh auch am Morgen und einmal oder zweimal gerade um Mittag in leuchtender Sonnenpracht.

Dann spielte er.

Manchmal auch stand er in Mondnächten auf. Nahm seine Geige, ging ans Fenster. Spielte hinaus in den Garten.

Die Witwe des Musikers Walter fragte nicht. Hagen Dierks, den sie als kleinen Jungen gekannt hatte, war sehr gut und freundlich zu ihr. Er war

Digitized by Google

nicht verschlossen, aber still und schweigsam, und sie begriff, daß dies einsame Landgut, diese Urne im Blütengarten und dieses Geigenspiel etwas sei, das ihm gehöre, und an das sie nicht rühren dürfe. Über alles sprach sie mit ihm — nur dieser Kult der Geige wurde nie erwähnt zwischen ihnen.

Doch ließ sie ihre Arbeit ruhn und unterbrach ihren Schlaf, wenn er spielte. Sie zeigte sich nie, saß hinter den Vorhängen ihres Fensters, lauschte still und ergriffen. Sie hatte einst selbst ein Konservatorium besucht und war durch sechsundzwanzig Jahre die Frau eines Orchestergeigers gewesen — so kannte sie gut jedes einzelne der Stücke, die er spielte.

Oft hatte sie das gehört — und von vielen guten Künstlern.

Aber das, was sie hörte in diesen Sommerwochen — ah, ein ganz anderes war das.

Manchmal spielte er Wieniawski; so weich war der Sommerabend. Mazurken, Polonaisen oder die Legende. Die Mollakkorde schmeichelten durch die Zweige, und alle Düfte des Gartens wiegten sich in schwebendem Reigen. Unbestimmte, lyrische Sehnsüchte —

Oder sie hörte ihn Boccherini spielen — und dann die Mozartkonzerte. Wie ein Dank für den Tag — oder das Leben. Fröhlich und sorgenlos — dann brummten die blanken Rosenkäfer.

Einmal, um Mittag, als das Gewitter immer noch

Digitized by Google

nicht kam und die Schwüle wie Nebel drückte, spielte er Brahms-Joachim. Gerade dann: die ungarischen Tänze.

Jeden Tag spielte er und manche Nacht. Spielte Veracini, Giacomo di Paradiso, Geminiani. Spielte Tartinis Teufelstriller — und es schien Frau Walter, als ob zwei grüne Augen aufleuchteten im Gebüsch.

Palestrina und Orlandus Lassus —

Dann wieder spielte er Schubert. Ein Lied und noch ein Lied. Viele, viele. Die Frau hinter dem Vorhang preßte die Hände zusammen. Zuletzt war es der ‚Leiermann'. — Und sie saß noch lange da, unbeweglich; eine um die andere liefen die Tränen über ihre Wangen. Sie starben nicht, diese Klänge — lebten weiter durch die stillen Lüfte.

Er spielte Spohr und Mendelssohn und die Schumannsche Phantasie. Aber nur in tiefer Nacht spielte er Beethoven — immer vom Fenster aus.

Erst die Romanzen und hinterher das D-Dur-Konzert. Sie dachte: das ist kein Mensch mehr, der so spielt. Dies Adagio in G —

Nun ist er allein, dachte sie — nur er ist da und die Gottheit. Abgestreift sind die irdischen Hüllen — versunken ist nun die Welt.

Und die Blumen wagten nicht mehr zu duften. Und der Rhein hielt seinen Atem an.

Je schneller aber die Zeit nahte, in der er wieder abfahren mußte, hinaus in die laute Welt — um so mehr spielte er Bach.

Dann ging er in den Garten zur Nacht. Stand ein paar Schritte vor der Steinurne, hob seine Geige. Fugen und Sonaten — da vermählten sich die Klänge den Mondesstrahlen. Ein Dom wuchs auf, rein wie Bergkristall, hoch hinauf von der Erde, bis ihn der Himmel deckte. Die ‚Chaconne' spielte er — und die lauschenden Blumen begriffen, daß es ihr Leid war, das er sang, und ihre Freude. Die ‚Air' spielte er — da wußten die Blumen, daß sie keine Blumen mehr waren. Daß sie eines waren — und ein süßer Duft — und daß dieser Duft eine Seele war. Die reine Seele einer toten Frau —

Aber die Seele war glücklich.

Die Konzerte spielte Hagen Dierks, A-Moll und E-Dur. Da schwebte mit diesen Klängen die Seele hinauf: denn sie war die große Beichte, die er der Gottheit schenkte. Und der Gott aller Welten und Ewigkeiten küßte die süße Seele — da jubelte unten die Geige.

Jubelte: Vergebung. Jubelte: Befreiung.

So spielte Hagen Dierks.

* * *

Das ist alles, was Herr W. T. Reininghaus feststellte und was er öfter seinen Feunden erzählte. Ein einziger kleiner Umstand blieb ihm unbekannt — den hatte ihm Dr. Marcel Benedict-Allaround verschwiegen. Er erwähnte ihn später einmal, dem, der diese Geschichte niederschrieb.

Digitized

Das war es:

Als die Münchener Polizei die Leiche Fräulein Astens vorläufig beschlagnahmte, nahm sie auch den Strick mit. Und soviel Mühe sich auch Dr. Benedict gab, ihn zurückzubekommen, es gelang ihm nicht — er war verloren oder hatte schon andere Liebhaber gefunden. So schnitt er von irgendeiner harmlosen und völlig unschuldigen gelben Seidenschnur ein Stückchen ab — das sandte er dem Freunde.

Und das —

Digitized by Google

DIE TYPHUSMARIE

Hier im Herzen ist der Raum, darin liegt er, der Herr der Welten; er wird nicht höher durch gute, nicht geringer durch böse Werke.

Brihadâranyaka-Upanishad 4, 4, 22.

DIE TYPHUSMARIE

Der kleine Saal war nur matt erleuchtet. Die Fenster waren verhangen, die Tische zusammengestellt und mit grünem Tuch überdeckt, so daß es aussah wie ein großer Tisch. Dahinter saßen die sechs: Erwin Erhardt, Siegfried Löwenstein, Graf Thassilo Thun, Walter von Ayx, Hans dell' Greco und Randolph Ulbing. Ein siebenter Sessel war leer.

Vor dem grünen Tisch, fast mitten im Raum, stand ein großer Ledersessel, daneben ein kleines Tischchen. Ein Aschenbecher darauf, eine Zündholzdose, eine Zigarettenschachtel. Sonst unterschied man wenig in dem Saal.

Die sechs warteten. Sie sprachen kaum. Über die Bucht herüber drangen vom Hotel Carmen her zerrissene Jazzklänge.

Digitized by Google

Siegfried Löwenstein war Rechtsanwalt. Vierziger. Jude — aber mehr noch: Rheinländer. Frontoffizier durch vier Jahre. Pour le mérite — er!

Ritter Hans dell' Greco war Triestiner. Schiffsleutnant der weiland österreichischen Marine. Jetzt mußte Rom ihm seine Pension zahlen, und er versuchte, seine Güter im Görzischen wieder hochzubringen, die ihm die Italiener zerschossen hatten.

Thassilo Thun war böhmischer Graf. Von der Nebenlinie. Fünfziger. Seine wasserblauen Augen zwinkerten und seine Lippen zuckten.

Dr. ing. Erwin Erhardt war ein Industrieller vom Rhein. Ingenieur und Erfinder. Sehr reich, sehr elegant und gepflegt. Dunkel, schlank.

Randolph Ulbing war klein und rund. Weißblond — seine Hände sahen aus wie Metzgerhände mit manikürten Nägeln. Er war der Chef des Hauses Ulbing in Hamburg und Neuyork. Amerikanischer Bürger — so waren seine Millionen in Sicherheit.

Freiherr Walter von Ayx war Maler, wohnte in München. Er war eisgrau, obwohl er noch nicht dreißig alt war.

Die sechs warteten. Rauchten. Tranken. Sprachen nicht.

Dann öffnete sich die Tür. Colonel Lionel Thursby trat ein. Er trug kleine Narben auf der

linken Wange von seiner Göttinger Studentenzeit — und eine große, rote mitten über der Stirn: die kam aus Flandern. Seine schwarzen Augen leuchteten.

„Sie kommt!" sagte er.

Eine Dame trat ein. Groß und schlank. Der Oberst schloß die Tür hinter ihr und zog den Schlüssel ab. Dann zeigte er wortlos auf den großen Sessel in der Mitte. Begab sich hinter den Tisch, legte den Schlüssel vor den Rechtsanwalt, der in der Mitte saß und setzte sich auf den letzten der Stühle, beim Fenster.

Die große Frau setzte sich nicht. „Warum verschließen Sie die Tür?" rief sie. „Soll ich gewaltsam hier festgehalten werden?"

Dr. Löwenstein nickte: „Es scheint so."

Die Frau machte einen Schritt vorwärts. „Dies sieht aus wie ein Tribunal. Wollen Sie vielleicht über mich zu Gericht sitzen?"

Und wieder nickte der Rechtsanwalt: „Es scheint so."

Da lachte sie hell auf. „Bitte," sagte sie, „ganz nach Ihrem Belieben." Sie setzte sich auf den Sessel, schlug die Beine übereinander und brannte eine Zigarette an. „Also bitte, meine Herren, ich bin neugierig."

Der Rechtsanwalt starrte zu ihr hinüber. Seit acht Jahren hatte er diese Frau nicht gesehn — und sie war genau dieselbe, die sie damals war.

Digitized by Google

Nicht ein bißchen schien sie gealtert. Sie wippte die schmalen Füße, die in spitzen, grauen Schuhen staken. Grau wie die Seidenstrümpfe war ihr Chameusekleid. Sie trug einen alten spanischen Manton über den Schultern, dessen bunte Blumen sich verloren, fast erblaßten in dem tiefen Violett. Lange rehlederne Handschuhe trug sie in der Hand, dazu eine kleine Perlentasche. Ihre Hautfarbe schien ein wenig gebräunt, sehr gesund. Durch das reiche dunkle Haar schlang sich eine Perlenschnur, eine andere noch größere lag um ihren Hals. Aber ihre Ringe trugen schwarze Perlen. Vielleicht war sie nicht schön — aber sie sah so aus, als ob sie eine sehr schöne Schwester habe. Nur ihre Augen waren sehr seltsam, gelbes Gold mit Braun, Grün und Weiß, wie bei den großen Waldkröten.

‚Wie alt ist sie eigentlich?‘ dachte er. Er hatte sie heute morgen beim Bade gesehn im schwarzen Schwimmtrikot — keine aller andern Damen hatte eine solche Figur. Sicher ist sie älter wie vierzig, überlegte er, eher fünfzig und noch mehr vielleicht. Und keiner, der ihr begegnet, möchte ihr mehr als fünfundzwanzig geben. Es ist erstaunlich, dachte er.

Marie Stuyvesant strich die Asche in die Schale. „Im Ernst, meine Herrn,“ sagte sie ruhig, „wenn mir einer von Ihnen nicht bald erklären will, was das alles soll, vermag ich den Witz nicht einzu-

Digitized by Google

sehn. Dazu kommt, daß ich heute wirklich nicht so recht zum Scherzen aufgelegt bin, ich habe eine Nachricht erhalten, die mir nahegeht."

Der Anwalt griff ein Telegramm vom Tische auf. „Vermutlich dieselbe, die wir auch erhielten: der junge Dr. Terhune hat sich in Zürich erschossen! — Aber Sie werden bald sehn, gnädige Frau, daß wir nicht zum Scherzen hier sind."

Marie Stuyvesant unterbrach ihn: „Warum ‚gnädige Frau' — Friedel?" Sie lächelte ihm zu. „Bist ein wenig älter geworden, seit ich dich sah! Und wo sind die Wuschelhaare geblieben? — Aber bitte, willst du mir nicht endlich sagen, was diese Feierlichkeit soll? Schau, ich bin ja nicht ganz unvorbereitet. Irgendetwas wollt ihr von mir — das weiß ich lange. Ich traf Graf Thun im Winter in der Wiener Oper — im Zufallsgespräch sagte ich ihm, daß ich noch nicht recht wisse, wohin ich gehn sollte zum Frühjahr. Zwei Monate später schreibt er mir. Empfiehlt mir diese Insel Brioni — die entspräche ganz den Wünschen, die ich damals geäußert hätte. Ruhe — und doch beste Gesellschaft. Einsamkeit, wenn man will, und Tanz und Musik, wenn man anders will. Und — und — na, kurz: alles. Wieder vier Wochen drauf schreibt er mir noch einmal, fragt, ob ich seinen Brief erhalten habe — und ob ich mich entschlossen habe, nach Brioni zu fahren? Wirklich — ich entschloß mich eigentlich nur, weil die

Aufmerksamkeit, die ihm so gar nicht ähnlich sieht, mich irgendetwas andres vermuten ließ. Gewiß, er hat recht gehabt mit seinem Rat — und ich bin ihm sehr dankbar dafür. Der erste Mensch, dem ich hier auf dem Molo begegne — ist Oberst Thursby; er erzählt mir, daß er nun in Rom bei der Gesandtschaft sei und hierher zur Erholung gekommen sei. Aber er erzählt mir nicht, daß er wußte, daß ich herkommen würde. Dann, fünf Tage drauf, kommt dell' Greco und heute, gerade zwei Wochen nach meiner Ankunft, seid ihr alle hier! Wegen mir natürlich, was Friedel?"

Der Rechtsanwalt nickte: „Ganz gewiß."

„Ich danke euch," sagte die schöne Frau. „Es ist das sicher sehr schmeichelhaft. Nun aber, scheint mir, ist kaum einer von euch, mit dem ich nicht gelegentlich eine kleine Auseinandersetzung hatte. Es erscheint mir einigermaßen sonderbar, daß ihr mich hierher lockt — und darauf kommt es am Ende heraus — und dann mir folgt. Fürs Hotel ist es ja gewiß gut — gleich sieben Gäste!"

„Es hätten auch siebzig sein können und viele mehr!" sagte Dr. Löwenstein. „Herrn und Damen. Wir vertreten gewissermaßen die andern."

„Also eine Art Aufsichtsratssitzung," sagte Marie, „die Herrn vertreten die Stimmen der abwesenden Aktionäre! Es scheint gewiß, daß ich Ihre ehrenwerte Gesellschaft irgendwie ge-

schädigt habe, darum haben Sie mich — ich darf wohl sagen in etwas ungewöhnlicher Weise — gezwungen, vor Ihrem Tribunal zu erscheinen! Geben Sie also Ihren Bericht. Herr Vorsitzender!"

„In diesen Jahren, Frau Marie Stuyvesant," antwortete der Anwalt, „geschieht überall in der Welt vieles, das mehr nach Gewalt als nach Recht schmeckt. Wenn wir überhaupt Sie halten wollten, so durften wir uns nicht allzu streng darum kümmern, ob alles dabei durchaus gerecht und korrekt zuging. Sie werden das begreifen. Die Hauptsache ist: wir haben Sie da, können Ihnen mitteilen, was wir zu sagen haben. Und was uns Sieben betrifft, so bin ich der Meinung, daß wir die ganze menschliche Gesellschaft repräsentieren, wenigstens soweit sie, direkt oder indirekt, jemals mit Ihnen in Berührung gekommen ist oder noch kommen wird. Ich bitte Sie sehr, Frau Marie, uns ruhig anhören zu wollen — wir glauben, daß wir Ihnen einiges über Sie selbst mitteilen können, das Sie nicht wissen — oder wenigstens nie in solchem Lichte betrachtet haben. Sie werden reichlich Gelegenheit haben zu antworten und dann — zu handeln." Er öffnete die vor ihm liegende Ledertasche und nahm einen Stoß Papiere heraus. „Dieser Brief," fuhr er fort, „gab den Anstoß zu unserer Aktion. Er wurde vor etwa Jahresfrist von Oberst Thursby an Dr. Erhardt gerichtet — der besprach ihn mit mir."

„Sie hassen mich wohl sehr, Colonel?" wandte sich die Frau an den Engländer.

„Ganz gewiß," sagte der Engländer. „Sie haben zwei meiner Brüder und meine Schwester in den Tod getrieben. Sie haben mein Leben zu einer Hölle gemacht — o sicher, ich hasse Sie."

Marie Stuyvesant zuckte die Achseln. „Fahren Sie fort, Friedel!"

„Wir besprachen, was zu tun sei. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß wir lange überlegten, ob es nicht möglich wäre, die Behörden in Anspruch zu nehmen, uns an Psychiater und Richter zu wenden, um den Versuch zu machen, die Gesellschaft von Ihnen zu befreien. Wir ließen diesen Gedanken nur darum fallen, weil — obwohl sich das Gift Marie Stuyvesants eines fast internationalen Rufes erfreut — wir einsahen, daß kaum irgendwo eine richtige Handhabe gegeben war, gegen Sie einzuschreiten. So beschlossen wir, selbst zu handeln. Wir setzten uns mit jedem in Verbindung, von dem wir wußten oder hörten, daß er mit Ihnen jemals in Berührung gekommen war; wir stellten ferner genau einen kleinen Teil all der Fälle fest, in denen lediglich durch die Wirkung Ihrer Persönlichkeit, durch Ihre Zeichnungen und Ihre Bücher besonderes Unheil gestiftet worden war. Während dieses Jahres ist in allen Teilen Europas und Amerikas, ich darf wohl sagen auf der ganzen Erde, daran gearbeitet

worden, aus hunderten verborgenen Klüften das Material des Falles Marie Stuyvesant zusammenzubekommen. Das ist natürlich auch nicht im entferntesten vollständig, dennoch aber so überreich, daß es mehr wie genügt, Ihnen — denn darauf allein kommt es an — Ihnen, Frau Stuyvesant, ein klares Bild darüber zu geben, was Ihr Leben für die menschliche Gesellschaft bedeutet."

Er nahm ein Heft aus der Ledertasche und überreichte es dem zu seiner Rechten sitzenden Maler.

„Es ist dies," erklärte er, „eine Monographie Ihres Freundes, des jungen Arztes Dr. Ramon de Ayala über —"

Frau Marie unterbrach ihn. „Der Herr war nie mein Freund. Er besuchte mich während der Kriegsjahre gelegentlich in meinem Atelier in Sevilla — zweimal — dreimal höchstens. Ich hatte damals Lust auf Kokain und ließ mir von ihm etwas besorgen."

„Ganz richtig," bestätigte Dr. Löwenstein, „der junge Spanier besorgte Ihnen, was Sie haben wollten. Das Bedauerliche ist, daß er dann auch selbst Kokain nahm."

„Ich habe ihn nicht dazu veranlaßt," erklärte die Dame.

„Auch das ist richtig," antwortete der Anwalt. „Don Ramon schreibt das selbst. Dennoch: er sah Sie Kokain nehmen und nahm es selbst. Gewöhnte sich daran. Heute ist er in einer Anstalt

und — unheilbar. Von ihm bekamen wir diese recht interessante Monographie über den Fall des Jorge Quintero — der, wenn man Psychisches für Physisches setzen will, zu dem Ihren ein schlagendes Analogon bildet. Solche Fälle von Bazillenträgern sind ja oft genug beobachtet worden, gerade diese Darstellung aber ist besonders klar und einfach. Da es für uns genügen wird, nur ganz kurz die Tatsachen festzustellen, habe ich ein kleines Exzerpt machen lassen — wollen Sie es uns bitte vorlesen, Baron!"

Walter von Ayx las: „Jorge Quintero wurde geboren 1882 in Ronda, Andalusien; ein Sohn von Bauern. Während seiner Dienstzeit war er mit seinem Regiment eine Zeitlang in Marokko. Schon während dieser Zeit hatte, wie später festgestellt wurde, das Regiment eine Anzahl von Typhuserkrankungen; nach der Rückkehr nach Malaga brach dann eine regelrechte Epidemie aus. Nach seiner Entlassung vom Militär fand Quintero zunächst auf verschiedenen Bauernhöfen in der Vega von Granada Beschäftigung als Knecht — in jedem einzelnen Gehöft erkrankten Hausgenossen an Typhus. Damals erschien diese Tatsache den einfachen Landleuten schon so auffallend, daß Jorge — der sonst als gutmütiger, freundlicher, arbeitsamer, dabei hübscher Mensch durchaus beliebt war — in der Gegend offen als ein Unglücksträger bezeichnet wurde. Er fand

Digitized by

dann in einem Hospital in Granada als Wärter Anstellung; er hatte beim Regiment einen Samariterkursus durchgemacht. Kaum zwei Wochen später begann in dem Spital eine Typhusepidemie, die nicht weniger wie vierundfünfzig Opfer kostete. Das Spital mußte provisorisch geschlossen werden; die Angestellten wurden entlassen. Jorge hatte nun verschiedene Stellungen in Granada, Jaen und später in Sevilla inne — in allen Fällen erkrankten Hausgenossen an Typhus. Endlich fand er, wieder als Krankenpfleger, in Sevilla Anstellung, ohne daß einer der Ärzte des Spitals die kleinste Ahnung von seinem Vorleben hatte. Einige Monate darauf brach dann von diesem Spital aus die schlimmste Typhusepidemie aus, die Sevilla je gesehn hat — ihre Opfer wurden auf annähernd vierzehnhundert geschätzt. Durch einen Zufall lenkte sich der Verdacht auf Jorge — eine Bäuerin aus Granada erkannte ihn als den Knecht, der, wie sie meinte, ihr den Tod ins Haus gebracht hatte: ihr Mann und zwei ihrer Kinder waren an Typhus gestorben. Diese Frau erhob ein solches Geschrei, im Hospitale wie auch auf den Gassen, daß sie schließlich festgenommen wurde. Verhört, machte sie bestimmte Aussagen — man forschte nach und stellte fest, daß alles sich wirklich so verhielt. In kurzer Frist wurde dann die ganze Vorgeschichte des Unglücklichen lückenlos festgestellt — er selbst gab bereitwilligst alle

Digitized by Google

Angaben, wo er beschäftigt gewesen sei, und man brauchte nur dort nachzufragen. Quintero wurde zunächst verhaftet und in Einzelhaft gehalten, aber sehr bald durch Gerichtsbeschluß wieder freigelassen, da ja nicht der kleinste Grund dazu vorlag. Freilich erklärte er sich dann damit einverstanden, in einem Raum des Hospitals sich einsperren und beobachten zu lassen. Diese freiwillige Haftzeit, während der die bedeutendsten Bakteriologen Spaniens sich mit ihm beschäftigten, dauerte etwa acht Monate. Nach dieser Zeit mußte man ihn entlassen — dem stets lauter werdenden Druck der öffentlichen Meinung und der Lokalpresse folgend, die die Spitalleitung immer schärfer angriffen. Trotz der strengsten Vorsichtsmaßregeln waren wieder neue Typhuserkrankungen vorgekommen — sieben Insassen des Hauses sowie ein junger Arzt waren gestorben. Wenn Spanien eine kleine Insel für Leprakranke gehabt hätte, man hätte ihn gewiß dorthin geschickt — recht oder nicht recht! So aber mußte man ihn wieder loslassen auf die Menschheit. Da war es der alte Jesuitenpater Don José Hoyos, in ganz Spanien bekannt als einer der heißesten Jaimisten, der einen Weg fand. Er reiste nach Sevilla, suchte den unglücklichen Jorge Quintero auf und —"

Hier unterbrach Dr. Löwenstein die Vorlesung. „Danke Ihnen, Baron. Wir wollen den Schluß später lesen."

Digitized

„Schade," sagte Frau Marie Stuyvesant. „Grade der Schluß hätte mich interessiert! Die Geschichte selbst ist mir nicht neu — damals sprach ganz Sevilla davon. Ich verstehe natürlich sehr gut, was Sie sagen wollen, meine lieben Herrn. Ihr Jorge war, oder ist noch, ein Bazillenträger für Typhus. Wer nicht immun ist — wird angesteckt. Und so bin ich, in Ihrer Meinung, eine Bazillenträgerin für seelischen Typhus — und darum viel, viel gefährlicher als der andalusische Bauernsohn. Ist es das?"

„Ja!" nickte der Rechtsanwalt. „Und wir befinden uns in der Lage des Jesuitenpaters, dem es gelang, im Falle Quintero die Rettung zu bringen. Er fing damit an, dem armen Burschen begreiflich zu machen, was seine unglückselige Veranlagung eigentlich bedeute — das war ihm bei allen Unterredungen mit den Ärzten dennoch bisher kaum klar geworden. Dasselbe, Frau Marie Stuyvesant, möchten wir versuchen. Wir haben ein ungeheures Material hier, und ich bin überzeugt, daß Sie in jedem einzelnen Falle uns offen, vielleicht lachend, zugeben werden, daß alles bis auf die kleinste Einzelheit stimmt. Es scheint, daß es bei Typhus eine ganze Anzahl von Menschen gibt, die immun sind, auch ohne geimpft zu sein. Leider ist eine Seelenlymphe für Ihre Bazillen noch nicht gefunden — und wenn auch gewiß eine ganze Menge von Menschen für das eine oder andere Ihrer Gifte

immun sein mögen, so ist doch die Fülle Ihrer— verzeihn Sie das häßliche Wort — Ihrer Laster eine so ungeheuer vielseitige, daß es kaum einen unter Tausenden gibt, den Sie nicht anstecken könnten. Sehn Sie: Quintero bedeutete nur eine Gefahr für Typhuserkrankungen — Sie aber bedeuten eine Gefahr für aberhundert Erkrankungen, von denen jede einzelne viel gefährlicher ist.“ — Er machte eine Pause, hustete, nahm dieWasserkaraffe und schenkte sich ein Glas voll.

Frau Marie Stuyvesant lachte: „Seit wann trinkst du Wasser, Friedel?“

Der Anwalt hob das Glas an die Lippen — setzte es aber sogleich wieder hin. „Seit ich den erfolgreichen Versuch gemacht habe, mich von Ihnen loszumachen, Marie! Seit ich in drei Sanatorien nach acht Entziehungskuren endlich lernte, den Suff aufzugeben, dem ich — dank Ihnen! — unrettbar verfallen schien. Seit der Zeit!“

„Du vergißt etwas, Friedel,“ sagte die Dame in Grau. ‚Schon als ich dich kennen lernte, konntest du ein gutes Glas trinken — was?“

„Ja, ja!“ rief der Rechtsanwalt. „Gewiß trank ich! Wie jeder brave Student! Aber durch dich — durch Sie allein wurde ich zum Säufer!“

Marie Stuyvesant legte ihre Zigarette fort. „Nun — und jetzt bist du geheilt — um so besser! Doch sehe ich nicht ein, warum ich nicht ein Glas Wein trinken soll — ich denke, die Herrn sind wenig

galant.“ Sie blickte über den grünen Tisch. „Herr dell' Greco — Sie haben Chablis vor sich stehn — wollen Sie mir nicht ein Glas herbringen?“

Der Triestiner sprang sofort auf, stellte ein Glas auf ihren Tisch und goß ein. Dann setzte er die Flasche daneben.

„Bitte sehr —“ murmelte er. Ging zurück an seinen Platz.

Die große Frau hob das Glas. Langsam sagte sie: „Auf Ihr Wohl, Dr. Siegfried Löwenstein! Es ist doch wohl richtiger, daß ich Sie nun so anrede! Denn der Friedel, den ich einmal kannte, der hätte mir niemals Bescheid getan mit einem Glase Wasser!“

Zum zweitenmal griff der Anwalt das Wasserglas, setzte es an, netzte die Lippen. Er nahm einen Schluck — dann stieß er heftig das Glas zurück auf den Tisch. Starrte auf die Frau, biß seine Lippen. „Zum Henker,“ flüsterte er, „zum Henker —“

Dann, mit rascher Bewegung ergriff er die Rotweinflasche, die vor seinem Nachbarn, dem Grafen, stand, füllte ein Wasserglas bis zum Rande, leerte es in einem Zuge.

„Oh,“ lächelte Marie Stuyvesant, „oh —“

Schweigend schob Dr. Löwenstein seine Aktenmappe nach rechts hinüber; Bankier Ulbing nahm sie auf. „Wir haben,“ begann er, „unsere Nach-

forschungen nicht einseitig geführt, gnädige Frau. Wenn wir einerseits alles Unheil zusammengetragen haben, das durch Sie in die Welt kam, so waren wir auf der andern Seite auch bemüht, soviel wie möglich das zu sammeln, was für Sie spricht. Hiermit war ich betraut — die Herrn haben grade mich gewählt, weil es nun meine Natur ist, sehr skeptisch und kritisch zu sein und nicht so leicht eine blanke Spielmünze für gutes Gold zu nehmen. Dazu kommt, daß ich alle Ursache hatte, wenig Gutes von Ihnen anzunehmen. Sie haben, wie Ihnen erinnerlich sein wird, gnädige Frau, mich veranlaßt, in einer Weise Geldgeschäfte zu machen, die — nun sagen wir — die nicht ganz den Gepflogenheiten des alten Bankhauses Ulbing entsprach."

Sie unterbrach ihn. „Sie langweilen mich! Sie wissen recht gut, daß ich von Geschäften gar nichts verstehe. Sie langweilten mich, genau wie Sie es jetzt tun, vor manchen Jahren in Hamburg mit öden Vorträgen von allerlei Kombinationen und Möglichkeiten, zwangen mich, sehr gegen meinen Wunsch, zuzuhören. Bei der Gelegenheit sagte ich Ihnen, daß Ihre Anschauungen über Geschäftsmoral mir äußerst kindisch erschienen. Daß jeder schwerreiche Mann, für mein Gefühl, sein Gold zusammengestohlen und geräubert habe, daß jeder ein Gauner oder Betrüger oder Schwindler oder Dieb sei. Eines von denen. Und daß das

ganz recht sei: denn nur auf diese Weise könne man letzten Endes das Geld anderer in seine Tasche fließen lassen. Nur, meinte ich, solle ein solcher Mann wenigstens ehrlich gegen sich selbst sein und nicht, wie Sie es taten, immer versuchen, sich selbst etwas vorzulügen, und bei jeder neuergaunerten Million als fleischgewordener Gewissensbiß durch die Welt jammern. Das alles war sehr theoretisch; ich hatte keine Ahnung, welcherlei Geschäfte Sie machten und habe ganz sicher nie einen Heller durch Ihre Geschäfte verdient."

Randolph Ulbing nickte. „Es war genau, wie Sie es sagen, gnädige Frau! Aber ich dachte über das, was Sie mir sagten, sehr lange nach und kam zu dem Schluß, daß Sie recht hatten. Ich bin heute mehr als je dieser Meinung, besonders nach den Erfahrungen der letzten Jahre. Ich habe gehandelt wie jeder andere Profitmacher und bin heute um sehr viele Millionen reicher als ich damals war."

„Sie sollten mir dankbar sein," sagte Frau Stuyvesant.

„Ich bin Ihnen nicht dankbar" gab er zurück. „Der Ruf des alten Hauses Ulbing, das mein Urgroßvater begründete, war so fleckenrein in der Geschäftswelt, wie der keines anderen Hauses. Er war es bis zu dem Tage, — als Sie mich aufklärten! Erkundigen Sie sich, wie dieser Name heute klingt. Ich habe das Kapital des Hauses auf das

Zehnfache vermehrt — ich habe nichts getan, was nicht viele andere Häuser auch tun — aber sehr vieles, was meine Vorfahren ebensowenig getan hätten, wie ich selbst früher. Alle die Machenschaften kann ich sehr gut vor dem Gerichtshof verantworten — auch vor mir selber, wenn ich im Büro sitze. Doch kann ich es nicht helfen, daß mich ein Ekel erfaßt, wenn ich eine Zeitung öffne: aus jeder Zeile starrt mich die Not der Welt an, die ich so klug für mich ausnutze. Ich folgte Ihrem Ratschlage — der mich unglücklich machte fürs Leben."

„Ich habe keine Lust," sagte die Frau, „mir länger Ihre Jeremiaden anzuhören! Das, was ich Ihnen sagte, war keine Spezialweisheit von mir — es ist hunderttausendmal gedruckt und gesagt worden. Das hat Sie nicht berührt! Und daß es nun plötzlich, als Sie es aus meinem Munde hörten, Sie so stark beeinflußte, das ist Ihre eigene Schuld!"

„Ich leugne sie nicht," erwiderte der Bankier. „Dennoch war es Ihr Einfluß allein. Das, was meine wasserkantige Stockehrlichkeit instinktiv stets ablehnte — das erschien mir aus Ihrem Munde plötzlich als alleinseligmachend. Und so, gnädige Frau, ist es Ihre Schuld so gut wie meine!"

Frau Marie warf ihre Zigarette weit ins Zimmer. Ihre Stimme klang scharf und hell. „Herr Ulbing," sagte sie, „Sie sind kein schöner Mann,

das wissen Sie selbst! Es ist kein Vergnügen, Sie anzuschaun! — Rasieren Sie sich selbst? Nun wohl, ich kann nicht recht begreifen, wie Sie jeden Morgen mit der Klinge in der Hand vor dem Spiegel stehn und dabei der Versuchung widerstehn können, sich die Kehle abzuschneiden! Dann wärs aus mit allen Gewissensbissen!"

Dr. Erhardt unterdrückte ein rasches Lächeln. „Lassen wir das Persönliche!" sagte er. „Herr Randolph Ulbing ist mehr Gentleman, wie Sie annehmen, Frau Stuyvesant. Was er Ihnen zu sagen hat, ist schmeichelhaft genug für Sie!"

Der Bankier griff ein paar Aktenbogen auf. „Ich habe festgestellt, gnädige Frau — und Sie können mir glauben, daß ich mich gegen diese Feststellung mit Händen und Füßen gesträubt habe — daß Sie einer der gutherzigsten, besten, anständigsten Menschen sind, die je gelebt haben. Frau Marie Stuyvesant ist irgendeiner niedrigen oder gemeinen Handlung vollkommen unfähig. Ihre übertriebene rührende Liebe zu allem Getier ist jedem bekannt, der jemals mit ihr in Berührung kam. Es ist ferner ganz sicher, daß Sie weit über dreiviertel ihrer nicht beträchtlichen Einkünfte verschenkt und verborgt haben, ohne je irgendeinen Schuldner zu mahnen. Frau Stuyvesant hat jahrein, jahraus junge Künstler und Studenten unterstützt — und hat das in einer solchen Form getan, daß nie einer ihre Gaben als Almosen empfand. Sie

hat während der Kriegsjahre und nachher in so aufopfernder Weise —"

Die Dame in Grau schlug die Handschuhe übers Knie. „Halten Sie ein, Herr Ulbing!" rief sie. „Wenn es mir schon nicht sehr sympathisch ist, daß Sie mich hier als Verbrecherin vernehmen, so ist es mir gewiß noch unangenehmer — ja gradezu unerträglich, wenn Sie meine kleinen Tugenden einzeln aufzählen wollen. Ich bitte dringend die Herrn, davon Abstand nehmen zu wollen."

Bankier Ulbing zögerte, wandte sich mit einem Blick an die anderen Herren.

„Löwenstein!" sagte Dr. Erhardt, „Sie hatten es übernommen, den Vorsitz zu führen!?"

Der Anwalt schrak auf. Er nahm wieder die Flasche des Grafen, füllte sein Glas und leerte es in kurzen Schlücken. „Geben Sie mir die Akten," murmelte er. Herr von Ayx reichte sie ihm zurück.

„Ich denke," fuhr er fort, „daß die Herrn einverstanden sind, wenn wir dem Wunsch der Dame nachkommen. Nur zu unserer Rechtfertigung, Frau Marie, möchte ich kurz bemerken, daß auch in dieser Richtung wir uns bestrebten, möglichst reiches Material zusammenzubekommen. Wir wissen dabei recht gut, daß sich alles Gute sehr schnell vergißt, während das Böse anschwillt und wächst. Wir sind alle vollkommen davon überzeugt, daß wir nur einen kleinen Bruchteil von dem erfuhren, was Sie Gutes taten in Ihrem Leben.

Wir haben festgestellt, daß Sie in wenigstens drei Fällen Ihr Leben aufs Spiel setzten, um das anderer zu retten — in einem Falle gar für einen Hund. — Sie haben mehr als einmal einen persönlichen Mut bewiesen, der meinen besten Stoßtruppenleuten höchste Ehre gemacht hätte — und haben genau denselben stolzen Mut, dieselbe hohe Verachtung für alles, was sich Ihnen entgegensetzte, Dutzende von Malen gezeigt. Nie haben Sie irgendeinem Menschen ein Böses nachgehalten; ich — und ich darf wohl sagen: wir — kennen keine Frau von größerem Edelmut —"

„Friedel!" sagte die Frau. Wie ein Vorwurf klang es.

„Nur einen Augenblick!" fuhr er fort. „Ich muß dies sagen, denn es erklärt zum guten Teile die ungeheuren Möglichkeiten Ihres Einflusses. Sie gelten mit Recht, Frau Marie Stuyvesant, als die eleganteste Frau unseres Jahrhunderts; Sie haben mehr Geschmack — und in jeder Beziehung — als die besten Künstler unserer Zeit. Über Ihre außerordentliche Begabung mit der Feder sowohl wie mit dem Stift urteilen längst die modernen Kunst- und Literaturgeschichten. Ihrem Charme und Ihrem natürlichen Liebreiz hat gewiß nicht leicht ein Mensch widerstehn können. O bitte, unterbrechen Sie mich nicht — ich bin gleich fertig, wenn ich auch Ihr Lob in dieser Weise stundenlang singen könnte. Nur eines

muß ich noch hervorheben, weil es etwas ist, was selbst den meisten von uns als eine äußerste Überraschung kam. Es ist die Tatsache, daß Sie — Frau Marie Stuyvesant — die Sie durch alle Sündenpfuhle und Lasterhöllen knietief durchgewatet sind, dennoch die reinste Seele haben, die heute in irgendeinem Menschenkinde haust."

„Amen!" machte die Frau. „Und damit, hoffe ich, ist dieses Kapitel geschlossen!"

„Auf Ihren Wunsch!" fuhr der Rechtsanwalt fort. „Aber Sie werden uns, ehe wir ein anderes aufschlagen, zugeben, daß wir auch dieses gründlich studiert haben und Ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Auch ist ja alles dieses, wie es sich uns jetzt darstellt, kaum geeignet, für Sie zu sprechen — es dient letzten Endes nur zur Erklärung für das ungeheuerliche Phänomen Ihrer Erscheinung. Herr dell' Greco, wollen Sie bitte einige der Ausschnitte vorlesen, die Sie in diesen Tagen aus unsern Akten machten — es würde viel zu lange dauern, wenn wir diese in completo hier vortragen wollten."

Der Schiffsleutnant, der am äußersten linken Ende des grünen Tisches saß, begann:

„Unter den Schülern und Schülerinnen der Münchener Kunstakademie brach im Jahre 1910 eine Art Epidemie aus — die jungen Leute wurden zu Dutzenden Äthertrinker. Eine ganze Reihe von ihnen ist elend zugrunde gegangen —'

„Verzeihung!“ unterbrach Erwin Erhardt den Triestiner. „Ich möchte zwischendurch einige Fragen an Frau Stuyvesant richten — darf ich hoffen, daß Sie mir diese beantworten werden?“

„Gewiß,“ nickte die Dame.

„Was diese Epidemie angeht — so wissen Sie natürlich davon. Man sagt, daß Sie die Ursache gewesen seien?“

Frau Marie zuckte die Achseln. „Ich trank gelegentlich Äther, wie ich — gelegentlich — jedes andere Rauschgift nahm. Es ist höchst wahrscheinlich, daß einige der jungen Akademiker dabei waren. Es ist durchaus möglich, daß sie dann selbst Äther nahmen und dazu auch andere veranlaßten.“

„Wir haben,“ fuhr der Ingenieur fort, „in unsern Akten nun eine ganze Reihe solcher Fälle — und zwar, wie Sie sagen, in bezug auf fast jedes Rauschgift. Sie, Frau Stuyvesant, waren nie Alkoholikerin, nie Morphinistin, Kokainistin, gewöhnten sich nie an Muscarin, Mescal, Opium, Heroin — oder was es immer war. Aber sehr viele Menschen, die Sie das Gift nehmen sahen, davon erzählen hörten oder auch nur in Ihren Büchern darüber lasen, nahmen es, und von diesen wurden sehr viele Gewohnheitsnehmer. Manche davon richteten sich zugrunde, starben in Anstalten, endeten durch Selbstmord. Was für Sie eine gelegentliche Sensation war, was Ihnen eine vielleicht

köstliche Stunde einbrachte, das wurde für viele andere ein langsamer Tod. Durch wen sind Sie an das Opium gekommen, Graf Thun?"

„Durch ein Buch der Gnädigen," sagte der Graf ruhig. „Ich bereue es nicht. Ich weiß, daß ich kaum mehr ein Mensch bin, in gewöhnlichem Sinne. Ich weiß, daß ich den Weg des Opiums zu Ende gehen werde — und kenne das bittere Ende. Dennoch: ich bereue es nicht — was mich persönlich angeht, mache ich ihr keinen Vorwurf."

Die graue Dame sah ihn an, fast dankbar klang ihre Stimme: „Graf, was rauchen Sie?"

Graf Thun seufzte: „Es ist ein Jammer — ich kann nur indische Präparate auftreiben — und zu unerschwinglichen Preisen."

„Ich dachte mirs," sagte Frau Marie, „darum fragte ich. Ich habe bestes chinesisches Opium da — werde es auf Ihr Zimmer schicken, Herr Graf!" Sie unterbrach sich lachend. „Oder ist das vielleicht der Versuch, einen Richter zu bestechen?"

„Wir sind nicht Ihre Richter," sagte Dr. Löwenstein. „Es gibt nur einen Menschen, der über Sie zu Gerichte sitzen darf — und Sie werden bald genug seinen Namen hören! Bitte lesen Sie weiter."

Ritter dell' Greco nahm andere Blätter auf. „Hier sind Ausschnitte aus Zeitungen und Zeit-

schriften, aus Broschüren und Büchern — die alle über die Kunst Frau Marie Stuyvesants handeln. Sie variieren das Thema in allen Tönen, schillern in hundert Farben, gleichen aber in einem sich völlig, darin nämlich, daß Sie den erstaunlichen Einfluß dieser Kunst hervorheben. Und darin auch, daß dieser Einfluß der unheilvollste sei, den jemals ein Künstler ausgeübt habe. ‚Auf Generationen hinaus,' heißt es hier, ‚wird man sich diesem Gifte nicht entziehen können. Das Bestrickende dieser Kunst ist, daß sie die Welten, die, wie Schiller sagen würde, ‚die Götter gnädig bedecken mit Nacht und Grauen,' leichten Fußes betritt und durchaus nicht grauenhaft schildert. Alles ist Natur, nichts ist unnatürlich — dies ist das Dogma — und darum gibt es nichts Anormales, Perverses, Widernatürliches. Dies alles kann sehr schön sein — und ist es in der Tat weit öfter, als das Normale, Alltägliche. Dann aber, wenn es schön ist — ist es auch gut. Es läßt sich nun nicht leugnen, daß in den Schriften der Stuyvesant, wie in ihren Blättern all das in der Tat von hoher Schönheit ist — diese Schönheit ist so mit den Händen zu greifen, daß sich ihrer nicht so leicht jemand entziehn kann. So trinkt das Publikum aller Länder, und ganz besonders die Jugend, diese Kunst — trinkt sie gierig, wendet sich angeekelt von normalem Alltag ab und sucht die Irrgärten des Nichtalltäglichen auf. Leider ist nun das Perverse nicht

an sich schön, sondern lediglich in dem Zaubermantel dieser Kunst; und der steht wohl einer begnadeten Künstlerin zur Verfügung, aber nimmermehr den Massen der Verführten. Die laufen dem Irrlicht nach, rennen helljauchzend in den Sumpf; glauben, die Schönheit zu finden und kommen schließlich um in Schlamm und Schmutz. Jeder Schuldirektor, jeder Universitätslehrer, jeder Richter kann Zeugnis ablegen über die geistzerrüttenden Folgen, die diese Kunst hervorgerufen hat — wenn er nicht etwa selbst davon gründlich infiziert wurde."

„Frau Stuyvesant," begann Dr. Erhardt wieder, „glauben Sie, daß dieser Kritiker recht hat?"

Sie antwortete: „Ich lese meine Bücher nicht und kritisiere sie nicht. Ich schreibe sie — das ist alles. Wie ich meine Blätter zeichne. Soll ich vielleicht anders zeichnen und anders schreiben? Verlangen Sie doch, daß ein Stachelschwein Nashörner zur Welt bringt, und daß der Strauß Kaviar legt!"

Erwin Erhardt dachte: „Fabelhaft ist diese Frau —"

„Fahren Sie fort," wandte sich der Rechtsanwalt an Herrn dell' Greco. Der Schiffsleutnant nahm seine Akten wieder auf. „Wir haben verschiedene eingehende Berichte über die sogenannten Stuyvesantbälle; sie kamen schon vor dem Kriege auf, wurden aber zur großen Mode überall in Europa

in den letzten Jahren. Zwei unserer Berichte scheinen besonders interessant, einer aus Zürich, der andere aus Stockholm. Alle Teilnehmer erschienen in den bizarren Kostümen der Schwarzweißblätter, in denen die sogenannte ‚Reizkleidung' zum äußersten Raffinement gesteigert ist —"

„Wollen Sie mir sagen," fragte hier der Ingenieur Erhardt, „wie Sie eigentlich dazu gekommen sind? In immer neuer Art variieren Sie, Frau Stuyvesant, in Ihren Blättern dasselbe Thema: einen Menschen so anzuziehn, daß er auf andere Menschen einen faszinierenden Geschlechtsreiz ausübt. Ich besitze alle Ihre Zeichnungen und habe sehr viele Kostüme gesehn, die nach ihnen gearbeitet wurden. Bei aller höchsten Anerkennung für diese Kunst ist es doch zweifellos, daß der bizarre Kitzel, den sie hervorrufen, so stark ist, daß selbst ein Pflasterstein Liebesseufzer ausstoßen möchte."

Frau Marie brannte eine neue Zigarette an. „Dann, lieber Herr, muß ich weniger empfinden, als ein Pflasterstein! Aber das ist vielleicht darum, weil ich weiß, was wirkt — und warum es wirkt. Sehn Sie, die ganze Kostümkunde ist ja voller ‚Reizkleidungen', wie die Gelehrten es nennen, oder wenigstens von Versuchen dazu. Nur sind alle diese Kleider durch die Jahrtausende von Stümpern entworfen worden, von Schneidern, Putzmacherinnen — Dilettanten, die herzlich wenig Ahnung hatten. Am besten haben sich

noch die Könige und Herzöge und Generäle darauf verstanden, wenn sie aus ihren hübschen Leutnants betreßte Reizpüppchen machten. Es ist erstaunlich, meine Herren, wie alle Weisen dieser Welt herumlaufen, den Schädel vollgestopft mit tiefer Gelehrsamkeit — und dabei doch das allereinfachste nicht wissen. Kleidung, sehr verehrte Herrn, ob sie nun aus Federn oder Pelz, oder Hosen und Röcken besteht, dient den Geschöpfen der Schöpfung gegen die Unbill der Witterung. Schöne Kleidung aber hat nur den einen Zweck, das Auge des Artgenossen des andern Geschlechts liebestrunken zu machen. Darum hat der Pfauhahn sein strahlendes Rad, darum der Löwe seine stolze Mähne. Wer nicht sieht, daß die Natur selbst uns das lehrt — der ist blind geboren. Daß meine Kostüme sexuell anreizend wirken, ist gewiß — genau so, wie die des Paradiesvogels oder des Zitronenfalters. Und ich möchte wissen, wer es leugnen wollte, daß Sie, Graf Thun, den Augen junger Frauen weit besser gefielen, als Sie noch in der Uniform der Honvedhusaren steckten!"

Keiner antwortete; so fuhr der Triestiner fort in seinem Vortrag. „Diese Bälle arteten überall in die schamlosesten Orgien aus. Die berüchtigten Bälle der ‚Quat'z'Arts' in Paris sind insofern im Vergleich mit den Stuyvesantbällen als durchaus harmlos zu bezeichnen, als bei ihnen bei aller

Digitized by Google

offenen Schamlosigkeit wenigstens die beiden Geschlechter sich gegenseitig zusammenfanden, während hier jeder perversen Lust gefröhnt wurde. Es ist ganz sicher, daß keine Zeit eine schrankenlosere Verwahrlosung der Sitten zeigte, als die unsere; und an diesem Zustande —"

Frau Marie Stuyvesant lachte laut. „— trage ich die Schuld! — Oh, ihr Sittenrichter! Unsere Zeit hat mehr Öffentlichkeit, das ist alles! Unmoralischer? O du lieber Gott, sie ist genau so moralisch und unmoralisch, wie es alle Zeiten waren. Was ist denn das Moralische im Sexualsinne? Das Einfache vielleicht, das Natürliche? Nun, dann ist die ganze Natur eben — unnatürlich! Denn das Geschlechtsleben der ganzen Tierwelt ist voll von tausend wilden Kombinationen, die dem braven Menschen äußerst anormal und pervers vorkommen müssen. Die aber, die Tierwelt, muß bescheiden sich verstecken vor dem überreichen, immer anders sich gebärdenden Liebesleben der Pflanzenwelt! Blickt doch hinein in diese Natur — wer behauptet, daß sie auch nur in irgendeinem Punkte normal, einfach und in euerm Sinne natürlich wäre, ist ein bewußter Lügner oder ein kompletter Idiot! Wir Menschen aber — das ist nun einmal so — gehören doch schließlich auch zur Natur!"

„Sie mißverstehn uns," erklärte Erwin Erhardt. „Keiner von uns leidet an moralischen Anwandlungen und keiner von uns denkt daran, Ihnen in

Digitized by Google

dieser Beziehung Vorwürfe zu machen. Wenn Sie Herrn dell' Greco zu Ende gehört hätten, würden Sie gleich bemerkt haben, auf was es uns ankommt. Diese Bälle — zu denen Tausende von Unterhaltungen und Gesellschaften in allen Städten hinzu kommen — sind an und für sich nicht wesentlicher, als irgendwelche andern dieser Art, die stets gelegentlich stattfanden. Wichtig ist nur ihr massenweises Vorkommen. Wichtig ist, daß junge Leute in ganzen Scharen sich von der Arbeit abwandten und nur das eine noch im Kopfe haben: sich auszuleben in Ihrem Sinne. Wichtig ist, daß die Normen, die durch manche Jahrhunderte eine soziale Ordnung geschaffen hat — ob in jedem Punkte zu Recht oder zu Unrecht, kommt hier nicht in Frage — überall hohnlachend durchbrochen werden. Diese Ordnung schlug gewisse Instinkte in starke Fesseln — Sie, Frau Stuyvesant, haben diese Fesseln zerrissen. Wir können nicht tagelang hier rechten mit Ihnen — wir können Ihnen nur einzelne Beispiele vorführen — aber diese Beispiele sind typisch, und man könnte ein jedes vertausendfachen! Ich bitte Sie, Colonel Thursby, wollen Sie der Dame Ihre Geschichte erzählen, die ihr wohl zum großen Teil noch unbekannt ist."

Oberst Lionel Thursby erhob sich; seine Finger griffen die vor ihm stehende Whiskyflasche und krampften sie fest.

Digitized by Google

„Sie erinnern sich, Madame Stuyvesant, daß Sie 1913 in London sprachen. Ich war damals sehr vernarrt in Sie und reiste Ihnen schon seit Jahren durch die ganze Welt nach. Sie trugen auf Einladung des Lotosklubs einige Ihrer Sachen vor; zugleich hatte man in den Räumen des Klubs eine Ausstellung Ihrer Zeichnungen und Radierungen veranstaltet. Ich brachte zu diesem Abend meine Schwester mit und meine beiden Brüder, die mich schon seit langem mit meiner Neigung für Sie geneckt hatten und neugierig waren, Sie persönlich kennen zu lernen. An jenem Abend trugen Sie eine Geschichte vor, in der zwei Brüder einander liebten — sie werden sich erinnern, welche Ihrer Erzählungen ich meine. Well, das, was Sie da anschlugen, das war das, was mit meinen Brüdern der Fall war. Sie haben gewiß nicht diese unglückselige Neigung in ihre Seelen gesenkt, aber Sie waren es, die diese Liebe — die sonst niemals über eine harmlose brüderliche Zuneigung hinausgegangen wäre — hoch aufblühen machte. Sie lehrten meine Brüder, daß alles, was Wurzel habe, auch das Recht habe, zu blühen und Frucht zu treiben; durch Sie begriffen die beiden erst, was eigentlich in ihnen lebte! Dann kam, was kommen mußte — die beiden gaben ihrem starken Gefühl nach. Nach sechs Wochen wußte ich darum — nach sechs Monaten wußten es die Dienstboten — nach einem Jahr

Digitized

wußte es ganz London. Als meine Brüder — beide Offiziere der Territorials — sich beim Kriegsausbruch bei ihrem Regimente stellten, empfing man sie eiskalt. Man machte Ausflüchte — schließlich wies man sie kurzerhand ab. Und die beiden erschossen sich — zusammen, in derselben Nacht!"

„Das ist sehr bedauerlich," sagte Frau Stuyvesant. „Ich habe die beiden Herrn nicht einmal gesehn, Oberst; Sie vergaßen, sie mir vorzustellen."

„Aber meine Schwester haben Sie gesehn, Madame, nicht wahr?" schrie der Oberst. „Sie kam zu Ihnen nach dem Vortrage. Dann ins Hotel am nächsten Tage. Reiste ab mit Ihnen, als Sie London verließen."

Die Dame in Grau nickte. „Ja, das tat sie. Sie reiste mir nach, wie Sie das taten, Oberst. Belästigte mich genau wie Sie mit ihren Gefühlen, für die ich beim besten Willen keine Verwendung hatte — so wenig wie für die Ihrigen. Es tut mir leid, Oberst, aber ich bin nur ein einzelner Mensch, vergessen Sie das nicht! Wie können Sie verlangen, daß ich jedem Menschen, Männlein und Weiblein, zu Willen sein soll — nur weil er mich begehrt?!"

„Meine Schwester kam zurück nach London," sagte der Oberst, „zwei Wochen nach dem Tode meiner Brüder. Sie folgte ihnen — man fand sie vergiftet, mit Ihrem Bild in der Hand."

„Aber Sie, Herr Oberst, Sie leben noch!" sagte

Marie Stuyvesant. „Leben, um mich verantwortlich zu machen für etwas, wofür Sie nie einen kleinsten Vorwurf finden würden, wenn es irgendeinem andern passiert wäre."

Der Oberst schrie: „Ich lebe — weil mich der Tod nicht wollte! Ich habe Sie geliebt vom ersten Tage an, als ich Sie sah. Ich bin mit Ihnen verknüpft durch drei Tote — ich habe in diesen langen Jahren nie einen andern Gedanken gehabt als den einen: Marie Stuyvesant! Ich hasse Sie — hasse Sie Madame — und weiß recht gut dabei — daß das Liebe ist, wie es immer war! Und das wird nie enden — bis — bis —"

Er stotterte; setzte sich dann plötzlich nieder. Wischte mit seinem Seidentuche die perlenden Schweißtropfen von der Stirne.

Dr. Erhardt sagte rasch: „Darf ich fragen, Frau Stuyvesant, wie viele Menschen aus ähnlichen Gründen aus dem Leben schieden, wie Miss Thursby? Oder wie viele solcher Fälle Ihnen bekannt sind? Wir haben unsrerseits eine Ziffer feststellen können, die —"

Frau Marie unterbrach ihn: „Hängen Sie Nullen dran, wenn es Ihnen Spaß macht! Ich sehe nicht ein, daß die Sache dadurch anders wird."

Ein Glas nach dem andern goß Dr. Löwenstein herunter. „Wir doch, Marie Stuyvesant," rief er, „wir doch! Der Fall an sich besagt nichts — aber alles die Tatsache, daß er typisch ist. Und da wir von

Digitized by Google

uns sprechen — von den Herrn, die Ihnen gegenübersitzen — und da das, was man grade vor Augen hat, am leichtesten zu greifen ist, so wollen wir die Fälle zur Sprache bringen, die uns selbst angehn. Wir haben uns gegenseitig zugesagt, uns selbst nicht zu schonen — Sie haben gesehn, wie offen die Herrn sprachen. Was Ritter dell' Greco anbetrifft, so glaubt auch er, daß Sie, Marie, sein verlorenes Leben auf dem Gewissen haben. Sie wissen, daß seine junge Frau eine außerordentliche Schönheit war, die er über alles liebte. Diese Frau ist heute eine große internationale Dirne, die von einem Kurort zum andern fährt und jedem gehört, der sie bezahlen kann. Eine einzige kleine Bemerkung, die Sie sehr gelegentlich machten, trägt die Schuld daran."

„Darf ich fragen: welche?" sagte die graue Dame.

„Die dell' Grecos lernten Sie vor zwei Jahren in Portorose kennen; beide waren große Bewunderer Ihrer Kunst und natürlich sehr erfreut, sich Ihnen nähern zu dürfen. Isabelle dell' Greco attachierte sich sehr an Sie — jedes Wort, das Sie sprachen, erschien ihr wie ein Evangelium. Sie zeichneten verschiedentlich Herrn dell' Greco wie auch Frau Isabelle — bei einer solchen Gelegenheit legten Sie einmal das Skizzenbuch auf die Knie und sagten: ‚Ich muß was andres hineinlegen!' Als Frau Isabelle fragte, antworteten Sie·

Digitized by Google

‚Herrgott, er hat eine prächtige Figur! Ist ein bildhübscher Bursch! Aber irgendetwas abscheulich langweiliges ist da — sagen Sie, Frau Isabelle, langweilt er Sie nicht manchmal furchtbar?“

„Ja, du lieber Himmel, meine Herrn,“ rief Frau Marie, „hatte ich denn da nicht recht? Schaun Sie doch den guten Hans an — er ist bei aller Schönheit zum Kotzen langweilig!“

Ritter dell' Greco keuchte: „Gnädige — Gnädige —! Vielleicht haben Sie recht — es ist gewiß so, wenn Sie es sagen! Aber meine Frau sah es zum ersten Male — von dem Tage an war ich ihr langweilig — wie Sie sagen: zum Kotzen langweilig! Sie ging weg von mir — fand einen andern — vielleicht war ihr der auch langweilig nach kurzer Zeit. Und dann kam es so —“

„Ist das auch typisch?“ fragte Frau Marie.

Der Rechtsanwalt nickte. „Es ist typisch dafür, daß irgendetwas, daß Sie in aller Harmlosigkeit hinsagen — imstande ist, in andern Hirnen die weittragendste Bedeutung zu erlangen. Schaun Sie, Frau Marie, auf die weißen Haare meines Nachbarn, des jungen Baron von Ayx. Er hat sie in wenigen Monaten bekommen — nicht sehr romantisch, nicht durch irgendein furchtbares Ereignis. Aber immerhin — durch Sie, obwohl er Sie jetzt zum erstenmal in seinem Leben sieht. Sie haben vor einigen Jahren, Frau Marie, eines Abends im

Kasino in San Sebastian gespielt; bei der Gelegenheit etwa zwanzigtausend Peseten verloren. Sie sind dann mit einigen bekannten Damen und Herrn, die an dem betreffenden Abend auch eine recht unglückliche Hand hatten, ins Kaffeehaus gegangen. Während die andern recht schlechter Laune waren, waren Sie im Gegenteil außerordentlich vergnügt. Sie bezahlten Ihren Kaffee mit einer Hundertfrankennote, die Sie zufällig noch in Ihrer Handtasche fanden und gaben dem Kellner den Rest als Trinkgeld. Sie machten sich lustig über die sauren Gesichter der andern und philosophierten, daß der eigentliche Reiz eines hohen Hazardspiels ja doch nur darin bestehe, daß das Geld überhaupt keinen Wert mehr habe, daß man lediglich nur gelbe, rote, blaue und weiße Marken einsammle oder fortgäbe und nach kurzer Frist völlig erhaben sich vorkomme über jeden Begriff von Geldeswert. Und daß man diesen souveränen Kitzel beinahe noch mehr empfinde, wenn man alles verliere, als wenn man gewinne. Es schien einem Ihnen unbekannten, am Nebentische sitzenden Herrn, der dieses Gespräch zufällig mit anhörte, als ob, wenigstens was Ihre Person angehe, das durchaus richtig sei. Dieser Herr, der selbst niemals spielte, erzählte Jahre später seinem Freunde, eben Baron von Ayx, hiervon. Der junge Maler — der übrigens seinerseits auch bisher niemals daran gedacht hatte, eine Karte anzurühren oder in irgendeinem

Digitized by

anderen Spiele sein Glück zu versuchen, fühlte sich bei dieser gewiß gleichgültigen Unterhaltung eigentümlich berührt. Er empfand eine seltsame Lust, zu spielen — widerstand ihr wochenlang, setzte sich dann bei irgend einer Gelegenheit in einem Klub an den Bakkarattisch. Seither klebte er an diesem Tische — verspielte in einem halben Jahr sein Vermögen, wie das seiner alten Mutter. Die Sensation, die Ihnen das Spiel bringt, empfand er leider nie — wohl aber werden ihn seine grauen Haare zeitlebens an Sie erinnern."

Marie Stuyvesant betrachtete den jungen Maler aufmerksam genug. „Ich finde, daß sie ihn äußerst gut kleiden," bemerkte sie.

Rechtsanwalt Löwenstein blätterte in den Akten. „Ein anderes Blatt!" begann er wieder. „Sie haben, Frau Marie, hie und da die Lust verspürt, auf der Bühne zu erscheinen. In eigenen Sachen, die Sie dazu auch selbst inszenierten. Es war jedesmal eine kleine Sensation und ganz sicher ein Erfolg. Nicht etwa dank einer ungewöhnlichen schauspielerischen Begabung, sondern lediglich infolge Ihrer starken Persönlichkeit, die selbst offensichtliche technische Mängel nicht als Fehler, sondern gar als besonderen Reiz erscheinen ließ."

„War das vielleicht auch ein Verbrechen?" fragte Marie Stuyvesant.

„Sowenig wie alles andere," erklärte der Anwalt. „Nur ist es eine Tatsache, daß Ihr Beispiel

Digitized by Google

eine Menge junger Leute zur Bühne trieb, die bisher nie daran gedacht hatten. Das alles glaubte, den Mangel an Talent und Schulung durch eine Persönlichkeit ersetzen zu können — glaubte, man brauche nur von der Straße weg auf die Bühne zu gehn, um einen Erfolg zu haben. Die Theaterdirektoren wissen sich ja kaum mehr zu retten von all den Menschenkindern, die den Stuyvesantfimmel haben, wie mans beim Theater nennt. Von einer wirklichen Persönlichkeit ist natürlich kaum je die Rede — und das Ende vom Liede ist, daß die große Armee der Prostitution wiedermal um so viele Rekruten reicher ist."

Der Rechtsanwalt griff ein anderes Blatt auf und fuhr, ohne innezuhalten, fort: „Hier ist eine Gruppe von Fällen aufgezählt, die bei aller sonstigen Verschiedenheit das Gemeinsame haben, daß es sich um Fälle unsinniger Wetten handelt. In einer Ihrer Geschichten, Marie, kommt ein Mann vor, der die Manie hat, sich alles zuzutrauen, und darauf die unglaublichsten Wetten eingeht. Sie haben in diesem Manne sich wohl zum Teil selbst gezeichnet, denn es ist bekannt, daß Sie selbst gerne solche Wetten gemacht — und auch meistenteils glatt gewonnen haben. Ich selbst war dabei, als Sie einmal wetteten, Sie würden auf einer der Turmspitzen des Kölner Doms eine kleine Flagge aufhissen. Sie bereiteten sich gut vor, versuchten sich, mit dem besten Dachdecker der

Stadt als Lehrmeister, zunächst an einer Reihe leichterer Objekte — und Sie führten schließlich Ihre Wette aus. Sie wetteten in Rom einmal, daß Sie drei Monate lang in Mannestracht herumgehn würden und dabei genau so leben wie bisher. Sie taten es, besuchten Gesellschaften, Theater, Konzerte und Kirchen — gewannen Ihre Wette. Der Held Ihrer Geschichte wettete — aber ich brauche Ihnen das ja nicht zu erzählen. Nun gut — diese Menschen, deren Namen hier verzeichnet stehn, wollten es Ihnen gleichtun, suchten eine Ehre und einen Ruhm darin, Unsinnigstes auszuführen. Es mag manchem gelungen sein — diesen hier nicht! Ich habe hier vierzehn Namen verzeichnet — vier davon haben ihre Waghalsigkeit mit dem Tode bezahlt. Eine junge Dame befindet sich seit Jahren im Irrenhaus, zwei sind Krüppel für ihr Leben. Die übrigen sind zwar heute wohl wieder ganz gesund — aber sie haben die Lust zu wetten doch mit langer Krankheit bezahlt.“ Der Rechtsanwalt machte eine Pause, leerte sein Glas und ergriff ein anderes Blatt.

„Hier, Frau Marie, haben Sie die Fälle verzeichnet —“

Aber die Dame in Grau unterbrach ihn. „Es ist genug,“ sagte sie ruhig. „Ich leugne nichts — alles, was ihr festgestellt habt, wird sich gewiß genau so verhalten. Wenn ich nachdenke, meine Herrn, so glaube ich Ihnen noch recht viel er-

zählen zu können, das Sie nicht wissen. Erst gestern erhielt ich einen Brief von einem Arzt aus Amsterdam, der mich mit den schwersten Vorwürfen überschüttet. Sehn Sie, ich bin irgendwo für die uralte Behauptung eingetreten, daß es ein Verbrechen sei, unheilbare Geisteskranke, vollkommen verkrüppelte oder idiotische Kinder und dergleichen Unglückliche durch viele Jahre am Leben zu erhalten. Die Gesellschaft habe nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht, solche Lebensmöglichkeiten auszulöschen. Sie wissen alle, daß diese Forderung seit Jahr und Tag von wissenschaftlichen Autoritäten aller Völker erhoben wird — das war natürlich dem Amsterdamer Arzte genau so bekannt wie Ihnen. Nunwohl — dieser Arzt hatte ein siebenjähriges idiotisches Töchterlein, das sein Leben wie das seiner Frau zu einer wahren Hölle machte. Schließlich entschloß er sich, im Einverständnis mit seiner Frau, dieser täglichen Qual ein Ende zu machen: er vergiftete das Kind. Seine Frau nahm sich dennoch diesen Tod — der ihr eine Erlösung hätte sein sollen — so zu Herzen, daß sie, vermutlich in einem Zustand völliger Nervenzerrüttung, sich aus dem Fenster stürzte. Der Arzt aber, niedergebrochen durch das Geschick seiner Frau, geht hin und zeigt sich selbst den Behörden an. Er wird sofort verhaftet und schickt mir diesen Brief aus dem Gefängnis: ich, ich allein, schreibt er, trage

die Schuld an allem Unglück! Denn allein mein Plädoyer für die bekannte Forderung, das ihm durch einen Zufall in die Hände gefallen sei, habe ihn letzten Endes bestimmt, sein Vorhaben auszuführen. Ohne mich würden seine Frau und sein Kind heute noch leben — ohne mich würde er nicht, des Mordes angeklagt, im Gefängnisse sitzen."

Sie öffnete ihre Handtasche und nahm den Brief heraus, legte ihn vor sich auf den Tisch. „Hier, meine Herrn, ist das Schreiben. Ich werde es nicht beantworten — nehmen Sie es also zu Ihren Akten, wenn Sie wollen. Es ist, soviel ich weiß, das letzte Geschehnis, das für Sie in Betracht kommt und gewiß eine hübsche Illustration für Ihre Hypothesen. Wollen Sie mehr haben so sehen Sie mich bereit, aber ich denke, wir haben übergenug und können nun schließen. Wollen Sie nun mir bitte mitteilen, was Sie eigentlich von mir wünschen?"

Rechtsanwalt Dr. Löwenstein beeilte sich nicht. Er sammelte die rechts und links über dem Tisch verstreuten Blätter, ordnete sie und gab sie sorgfältig in seine Aktenmappe zurück. Als niemand sprach, fragte er endlich: „Wünscht einer der Herrn noch irgend etwas zu bemerken?"

Die andern verneinten.

Da sagte er: „Dann glaube ich, daß wir die Verhandlung schließen können. Bezüglich des Tat-

Digitized by Google

sachenmaterials sind von keiner Seite Bedenken erhoben worden; es kann daher als völlig bewiesen gelten. Wir hatten das schon vorher angenommen und haben infolgedessen die Rollen verteilt. Während ich die Verhandlung leiten sollte, und die einzelnen Herrn, je nach Bedarf, ihr Zeugnis ablegen sollten, haben wir Herrn Doktor Erhardt den Part als Staatsanwalt übertragen, um als Vertreter der Gesellschaft — ja der Menschheit — gegen Sie, Frau Marie, Stellung zu nehmen. Wir haben mit Vorbedacht gerade ihn dazu erwählt, weil er der einzige von uns sieben ist, der nicht einen besondern Grund hat, Ihnen, Frau Marie, zu zürnen. Doktor Erhardt hatte nie die Ehre, Sie zu treffen, ist nie zu Ihnen in irgendeine Beziehung getreten — er ist ganz gewiß nicht voreingenommen. Darf ich bitten, Herr Doktor!"

Dr. Erwin Erhardt begann sofort:

„Ich erhielt, Frau Stuyvesant, vor einem Jahre den schon erwähnten Brief des Obersten Thursby, grade in einer Stunde, in der mir der Buchhändler Ihre neueste Mappe ins Haus schickte; in der Tat war ich eben damit beschäftigt, diese Zeichnungen zu betrachten. Oberst Thursby ist ein alter Freund von mir aus der Studentenzeit —ich war mir bewußt, daß dieser Mann niemals einen derartigen Brief geschrieben hätte, wenn er irgendeinen andern Ausweg gewußt hätte. Er berichtete all das, was Sie heute abend aus seinem Munde gehört

haben — und fügte eine Schilderung seines Seelenzustandes hinzu, die einen herzzerreißenden Eindruck machte. Von ihm kam die Anregung: es müsse irgend etwas geschehn, um dem Schalten und Walten eines Menschen, durch den alltäglich soviel Elend in die Welt komme, ein Ende zu setzen. Ich fühlte im Augenblicke mit dem Oberst — und wurde in diesem Empfinden grade durch den Anblick Ihrer Zeichnungen, Frau Stuyvesant, noch mehr bestärkt. Ich rief sofort Rechtsanwalt Löwenstein auf; der kam gleich zu mir und wir berieten die Nacht durch. Schon am nächsten Tage gingen wir ans Werk — das Resultat ist Ihnen bekannt. Ich bin, Frau Stuyvesant, ein ehrlicher Bewunderer Ihrer großen Kunst, ich weiß, daß deren suggestive Wirkung vielleicht einzig dastehend ist — und beuge mich ebenso willig vor dem Phänomen dieser Wirkung, wie vor den Kunstwerken selbst. Dennoch kann diese restlose Bewunderung nicht meinen klaren Blick trüben, der mich — und während dieses letzten Jahres mit jedem Tage schärfer und genauer — erkennen läßt, daß Ihr Einfluß, Frau Stuyvesant, einer der unheilvollsten ist, den die Welt je gekannt hat. Durch Ihre Bücher und Ihre Zeichnungen sind eine Fülle von einfachen, anständigen Individuen zu ebensoviel Menschen gemacht worden, die für die soziale Ordnung nicht mehr zu gebrauchen sind — und in vielen Fällen hat das, was Sie schufen,

Digitized by Google

viel, viel Schlimmeres angerichtet. Aber selbst wenn Sie nie etwas geschrieben, nie etwas gezeichnet hätten — so ist der ansteckende, suggestive Einfluß Ihrer Persönlichkeit stets stark genug gewesen, fast alles, was er trifft, mit seinem süßen Gifte zu vergiften. Dieses Gift, Frau Stuyvesant, tragen Sie in sich, wenn es auch außerstande ist, Ihnen selbst den kleinsten Harm anzutun. Von Jorge Quintero, dem Typhusbazillenträger aus Andalusien, wird uns berichtet, daß er als ein sehr gutmütiger, freundlicher, arbeitsamer, dabei hübscher Mensch überall geschätzt wurde. Multipliziert man das mit dem Vielhundertfachen, so wird man sich Ihr Bild machen können. Ihre große Herzensgüte wird überall anerkannt — und man wird wenige Menschen von solch erstaunlicher Arbeitskraft finden, wie Frau Marie Stuyvesant. Sie haben, wie so manche bedeutende Menschen, eine instinktive Abneigung gegen alle Feststellungen, die etwas Gutes von Ihnen sagen — ich verzichte daher darauf, dies näher auszuführen. Aber ich möchte bemerken, daß gerade diese Abneigung im Grunde nichts andres ist, als ein sehr feines Schamgefühl, das bei Ihnen, Frau Stuyvesant, viel stärker entwickelt ist, wie bei so manchen andern Menschen.

Jorge Quintero hat gewiß seinen Mitmenschen nur das Beste gewünscht — und hat gegen seinen Willen ihnen Qualen, Krankheit und Tod gebracht.

Und genau das, Frau Stuyvesant, taten Sie! Sie, wie er, verkehren das mephistophelische Prinzip ins Gegenteil — Sie sind ein Teil von jener Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft! Stets — überall und immer auf Ihrem Lebenswege — das ist unentrinnbares Schicksal!

Nun lassen Sie mich Ihnen, Frau Stuyvesant, die unterbrochene Geschichte Ihres Schicksalsgenossen Jorge zu Ende erzählen. Der alte Priester, Don José Hoyos, suchte ihn auf, wohnte eine Woche lang mit ihm zusammen, wagte furchtlos sein eigen Leben, um das so vieler anderer zu retten. In dieser Zeit setzte er ihm in langen Unterhaltungen auseinander, was er, Quintero, eigentlich für die Menschheit bedeute. Das hatte der einfache Mann bis dahin keineswegs begriffen. Zunächst hatte er, der völlig Gesunde, nicht einsehn können, wieso er andere Menschen anstecken könne — hatte diesen Verdacht als eine infame Verleumdung weit von sich gewiesen. Von den Ärzten hierüber aufgeklärt, stellte sich sein Empfinden allmählich teils auf ein großes Mitleid mit sich selbst ein — ein Gefühl, das dem andalusischen Volkscharakter überhaupt entspricht — teils darauf, daß er sich als etwas außerordentlich Interessantes vorkam, wie er es ja auch den Ärzten, den Zeitungen und dem ganzen Publikum war. Pater Hoyos nahm ihm dies Empfinden nicht, aber er überzeugte ihn allmählich von dem antisozialen Charakter seiner

Digitized by Google

Person, machte ihm begreiflich, daß sein Leben gleichbedeutend sei mit dem ständigen Sterben von andern — von denen manche gewiß so viel besser seien, als er selbst. Er sagte ihm, daß keine Behörde und keine Macht der Welt dagegen etwas tun könne, daß es kein Gesetz gäbe, ihm etwas anzuhaben. Einen, der andere Menschen morde, den könne man verhaften und verurteilen — ihn nicht, denn ihm habe ja die Absicht zu töten gefehlt, ja selbst das Bewußtsein, daß seine Nähe den Tod bringe. Nun aber wisse er das — und wenn dennoch kein Gendarm ihn ergreifen könne, so sei er doch von nun an nicht viel anders wie ein Mörder, wenn er noch immer fortfahre zu töten. Einen Richter freilich gäbe es für ihn nicht: so müsse er sein eigener Richter werden.

Langsam verstand Jorge Quintero den alten Priester. Aber er war ein frommer Christ und war sich wohl bewußt, was das bedeute: Selbstmord. Er würde im Zustand schwerer Sünde sein Leben beschließen —

Don José zeigte ihm den Weg. Ob er je von der heiligen Apollonia gehört habe?

Ja, die kannte Jorge. Das war die, die mit der Zange den großen Zahn hielt, die, zu der man betete, wenn man Zahnschmerzen hatte.

Der Priester erzählte ihm die Geschichte dieser Heiligen. Sie war zum Feuertode verurteilt. Als der Scheiterhaufen schon angezündet war, ergriff

die fromme Frau eine solche Sehnsucht nach dem Märtyrertode, daß sie nicht mehr warten konnte, bis des Henkers Faust sie ergriff. Sie sprang selbst in die Gluten.

Das war Selbstmord — dennoch betrachtete die katholische Moral es nicht als einen solchen.

Und die frommen Nonnen von Seeben? In dem Benediktinerinnenkloster bei Brixen zitterten die Nonnen, als die Franzosen ins Land zogen. Andreas Hofer, Speckbacher, Pater Haspinger und ihre Leute hatten sich tief in die Berge zurückziehn müssen, die Jakobinertruppen waren schon unten im Tale, und die Nonnen wußten, was ihnen bevorstand: Vergewaltigung, Raub ihrer Unschuld. Da sprangen sie aus dem Fenster hinaus in die tiefe Schlucht, zerschlugen ihren armen Leib auf den Felsen. Und obgleich der Verlust ihrer körperlichen Unschuld in diesem Falle in keiner Weise ihre moralische Reinheit befleckt hätte, und obwohl die Nonnen dies wissen mußten und gewiß auch wußten — sprach dennoch die Kirche sie frei von Schuld.

Er aber, Jorge Quintero, habe ganz sicher triftigeren Grund als diese Frauen. Wenn er sein Leben hingäbe — oh, es wäre ein freiwilliger Märtyrertod für das Leben seiner Mitmenschen.

Dann — im letzten Augenblicke würde er die Reue fühlen, die die Kirche verlangt. Und selbst, wenn er nicht von selbst diese Reue empfinden

Digitized by Google

würde, so würde dennoch die göttliche Allmacht ihm die Gnade der Reue zuteil werden lassen.

Das wolle er, ein Priester des Herrn, ihm gewährleisten — und so felsenfest sei er davon überzeugt, daß er ihm ein christliches Begräbnis in geweihter Erde verspreche.

Und Don José sagte: „Wenn Gott es will — so werde ich nicht angesteckt. Will er anders — so laß mich denn dein letztes Opfer sein, lieber Bruder."

Drei Tage verbrachten die beiden mit Beichten und heißen Gebeten. Dann erstach sich Jorge Quintero mit seiner Navaja.

Der Jesuitenpater hielt sein Wort. Trotz aller Angriffe der Geistlichkeit der Stadt setzte er es durch, daß sein Freund auf dem Friedhof begraben wurde — er selbst brachte ihn zur letzten Ruhe.

Zwei Tage drauf erkrankte er an Typhus; innerhalb einer Woche war er tot.

Er war des Unglücklichen letztes Opfer.

— Frau Marie Stuyvesant, wir haben die Methode des alten Priesters nachgeahmt. Wie er gegenüber Quintero tat, haben wir versucht, Sie zu überzeugen, welch entsetzliches Unheil Ihr Leben und Wirken für die Menschheit bedeutet. Den Trost, den der Priester seinem Beichtkinde geben konnte, vermögen wir Ihnen freilich nicht zu geben -- er liegt in einem Glauben begründet,

den Sie nicht teilen. Als Jorge Quintero sich selbst richtete, stand über ihm ein höherer Richter, und die Gnade dieses Richters wurde ihm von dem alten Priester zugesagt. Über Ihnen, Frau Stuyvesant, steht niemand: Sie sind die letzte und höchste Instanz.

Wir haben nichts mehr hinzuzufügen — unsere Arbeit ist zu Ende. Wir wenden uns gegen die vielseitige Verbrecherin, die Giftmischerin und Mörderin: Marie Stuyvesant. Und an ihren Richter: Marie Stuyvesant. — Wir bitten im Interesse der menschlichen Gesellschaft um ein gerechtes Urteil."

Erwin Erhardt blieb eine Weile hochaufgerichtet stehn, dann setzte er sich.

Keiner sprach, nichts rührte sich im Saale. Man hörte vom Meer her den häßlichen Schrei einer Möwe.

Minuten vergingen. Einmal lachte die Frau rasch auf — dann war es wieder still.

Endlich sprach sie.

„Ich verstehe nicht viel von Prozeßverfahren, doch weiß ich, daß nach dem öffentlichen Ankläger der Verteidiger zu sprechen pflegt. Sie haben, meine Herrn, alle Rollen gut verteilt — es scheint, daß Sie diesen Part übersehn haben. Sie wünschen nicht einmal, daß ich meine eigene Verteidigung übernehme — sonst hätten Sie mich dazu aufgefordert und nicht gleich mich um das Urteil ge-

beten. Ich komme Ihren Wünschen nach, meine Herrn: ich verzichte auf jede Verteidigung. Es ist ferner gewiß ungewöhnlich, den Angeklagten zu veranlassen, über sich selbst zu Gericht zu sitzen. Ich meine, daß ihm dann wohl das Recht zustehe, diese Tätigkeit als Richter abzulehnen. Es wäre das zweifellos das Bequemste für mich. Sehn Sie, meine Herren, die Analogie meines Falles mit dem Ihres andalusischen Giftträgers hat ein großes Loch — es wundert mich, daß Sie es nicht sehn. Denn in Wahrheit war der arme Teufel ja gar nicht — Richter über sich selbst. Gerichtet und verurteilt hat ihn der Priester, als er ihn davon überzeugte, daß die göttliche Gerechtigkeit seinen Tod verlange, der allein die Menschheit von der Ansteckungsgefahr befreien würde. Jorge Quinteros Rolle war lediglich die des Nachrichters — des Henkers: er vollstreckte selbst das Urteil, das ihm gesprochen war. Von mir nun verlangen Sie dasselbe: Sie, meine Herrn, sind längst fertig mit Ihrem Urteil und wünschen nur, daß ich es vollstrecken soll. Sie sind aber nicht so ehrlich, wie der Jesuitenpater — trauen sich ferner trotz der intensiven Arbeit eines ganzen Jahres dennoch nicht die Kraft zu, mich so völlig überzeugt zu haben, wie der Priester sein Beichtkind. Don José übernahm vor der Welt und vor der himmlischen Gerechtigkeit, an die er tief glaubte, die Verantwortlichkeit für das, was er tat — und er zahlte

mit seinem eigenen Leben dafür. Sie, meine Herrn, übernehmen gar keine Verantwortlichkeit — und setzen sich nicht der geringsten Gefahr aus, da Sie ja alle — Verzeihung! mit der Ausnahme des Doktor Erhardt — längst, längst an der Stelle von mir infiziert wurden, wo eine solche Infizierung möglich war. Sie waschen Ihre Hände in Unschuld — überlassen mir das Urteil — und hinterher dessen Vollstreckung.

Nun wohl, meine Herren, ich lehne das richterliche Amt nicht ab. Und hier ist mein Urteil: ich spreche mich frei!

Sie haben sich, meine Herren, in dem Falle des Jorge Quintero auf den Boden der christlichen Weltanschauung gestellt. Dann aber hat Gott diesen Menschen geschaffen — hat ihn genau so erschaffen, wie er war. Mit einem schweren Defekt auf der einen Seite — eben den Bazillen, deren Träger er war. Auf der andern Seite aber mit einem großen Vorteil: er trug zugleich in sich ein starkes Gegengift, das das Typhusgift in seinem Körper für ihn unschädlich machte. Was er tat, mußte er tun: so trug er keine Schuld vor der göttlichen Gerechtigkeit. Ein Mensch sprach ihm das Urteil — und weil er selbst ein Mensch war, glaubte er an dies Urteil und seine Schuld. Nun ist der Fall eines solchen unschuldigen Feindes der Menschheit ja ein recht seltener unter den Menschen selbst — aber ein keineswegs beson-

derer unter anderen Geschöpfen. Ist nicht jede Kreuzotter eine Gefahr für die Menschen? Ist nicht die Ratte die Trägerin der Cholera? Die Anopheles die der Malaria? Wer aber würde an diese Stechmücke, an die Ratten und Ottern das Ansinnen stellen, sich selbst umzubringen? Die menschliche Gesellschaft behauptet Rechte zu haben — ich persönlich bin freilich der Ansicht, daß es überhaupt kein Recht gibt, auf was es auch sei! Aber lassen wir das. — Das Hauptrecht der Gesellschaft ist, sich selbst zu schützen und also das, was ihr schädlich ist, zu vernichten. Darum vertilgt man Ratten und Schlangen und Raubmörder und manches andere noch. Wenn die Gesellschaft nun in besonderen Fällen dennoch nicht wagt, Giftherde auszubrennen — wie eben Quintero — so ist das doch gewiß nur eine Schuld eben der menschlichen Gesellschaft — die doch sonst sicherlich nicht so bedenklich ist! Wenn ich die giftige Kobra für heilig erkläre, muß ich die Konsequenzen daraus ziehn, wie es der Inder tut: sie ist unverletzlich und wenn sie noch so viele Menschen zu Tode sticht. Jorge Quintero ist ein Giftträger — nun gut, mag ihn die Gesellschaft, der er schadet, vernichten! Kann sie das nicht, will sie das nicht — wie in aller Welt kann sie dann verlangen, daß die arme Giftschlange menschlicher empfindet als der Mensch und das tut, was die Gesellschaft selbst nicht zu tun den Mut hat?

Digitized by Google

Sie sagen, meine Herren, daß ich eine viel schlimmere Giftpest für die Menschheit sei, als der andalusische Bauernknecht. Durch meine Zeichnungen und Bücher, noch viel mehr aber durch meine Persönlichkeit habe ich — sagen Sie — alle verruchten Gifte in die Menschheit getragen. Selbst immum — atme ich doch nach allen Seiten allstündlich den tötenden Pesthauch aus. Wem aber, meine Herren, konnte Quintero mit seinen Typhusbazillen Schaden zufügen? Den wenigen zunächst nicht, die genau das waren, was er war: Bazillenträgern — freilich wird er solchen kaum je begegnet sein. Dann den andern nicht, die von Natur immun waren, und endlich den Menschen nicht, die gegen Typhus geimpft waren. Ich denke, es ist genau dasselbe bei mir. Keinem wird mein Gift irgendetwas anhaben können, der immun dagegen ist, sei es durch Natur oder durch eine starke Lymphe — einerlei welcher Art diese Lymphe ist. Da mein Gift ein Seelengift ist, kann ich mir manches heilsame Gegengift denken — mag es eine Religion, eine Philosophie, irgendein sicherer Glauben sein. Allen diesen Menschen bin ich, das werden Sie mir zugeben, gänzlich ungefährlich. Schaden kann ein Bazillengift nur demjenigen, dessen Leib geeigneter Boden hierfür ist: die Liebe des Giftes allein tut es nicht, sie muß bei jedem einzelnen Individuum Gegenliebe finden.

Und so ist es, denke ich, auch bei mir. Die

Funken, die von mir ausstrahlen mögen, können nur da Flammen schlagen, wo sie guten Zunder treffen.

Eins glaube ich fest, meine Herren, daß kein gewaltigster Zauberer irgend etwas aus einem Menschen herausholen kann, das nicht von Anbeginn in ihm steckt. Das gilt im Guten wie im Schlimmen. Keiner wird ein Dichter, der nicht als Dichter geboren war — und keiner ist ein Mörder geworden, in dem nicht von Geburt an die Möglichkeit zum Morde schlummerte! Freilich: vielleicht mag ein solcher Mensch nie ein Mörder werden oder nie ein Dichter. Aber vielleicht wird er, vielleicht, wenn ein unbekanntes Zauberwort das tiefverschlossene Tor seiner Seele weit öffnet!

Und nur das tat ich, meine Herrn! Nur das! Sie sagen — ich infizierte viele Seelen? Ich glaube, ganz so war es nicht. Ich glaube vielmehr, daß ich nur der äußere Anlaß dazu war, daß in diesen Seelen etwas hochwuchs, das als Samenkorn von Anbeginn da war. Sie meinen, das ändert nicht das Geringste an den Tatsachen? Ich glaube doch!

Sie nannten mich, Herr Doktor Erhardt, ‚einen Teil von jener Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft!' Ich muß das, so schmeichelhaft es für meine guten Absichten wäre, dennoch ablehnen. Ich habe niemals weder das Gute noch das Böse gewollt. Getan freilich habe ich einiges

Gute — und wie Sie ja wissen, manches Böse — eine Wirkung aber, meine Herrn, ist weder nach der einen noch nach der andern Seite jemals von mir beabsichtigt worden. Wenn ich in dieser Beziehung einen Glauben habe, so könnte ich ihn — in einer andern Variation Goethes — vielleicht so fassen: ich glaube, daß alles, was besteht — bevor es zugrunde geht — erst einmal sein eigen Leben zu leben wert ist. Hat es das getan, dann freilich mag es nach Herzenslust zugrunde gehn.

Meine Herrn, wir stehn in zwei Lagern, zwischen denen es eine Einigung nicht gibt. Sie vertreten den großen Humanitätsglauben, daß das Wohl des gesamten Menschengeschlechts das einzige Kriterium sei, nach dem alle Dinge gemessen werden sollten. Mir dagegen ist das Wohl und Wehe der Menschheit vollständig gleichgültig. Ich kenne einen Millionär in Neuyork, der seit über zwanzig Jahren in allen Teilen der Stadt viele kleine Milchhäuschen errichtet hat; tagtäglich werden auf seine Kosten Tausende von armen Kindern da mit Milch versorgt; es ist gar keine Frage, daß diese schöne Einrichtung vielen Kindern die Gesundheit, manchen vielleicht das Leben gerettet hat. Dieser Mann gilt als ein großer Wohltäter der Menschheit — in meinen Augen aber hat er nichts andres getan, als in einer Art, die ihm Freude machte, sein Geld auszugeben. Wenn aus den Hunderttausenden von Kindern, die durch

die Jahre seine Milch tranken, ein einziger Rembrandt hervorgegangen wäre, dann erst würde auch ich ihm dankbar sein können — leider habe ich nichts davon gehört. Ein Dante und Beethoven, ein Napoleon und Goethe mag alle Rechte der Gottheit haben — der Mensch der Masse aber hat nur ein einziges Recht: das, zugrunde zu gehn. Und es scheint mir sehr einerlei, ob das in mehr oder weniger beschleunigtem Tempo geschieht.

Ich habe, wie Sie sagen, meine Herrn, viele Gifte in viele Seelen gehaucht oder, wie ich es fasse, vielen Giftpflanzen, die kümmerlich in dürrem Seelenacker schmachteten, so guten Düngstoff gegeben, daß sie üppig aufblühten. So wurde aus Baron Ayx ein Spieler, aus Isabelle dell' Greco eine Dirne. Graf Thun wurde ein Opiumraucher, Bankier Ulbing ein Schieber, Rechtsanwalt Löwenstein ein Trinker. Sie vergessen nur: keiner von Ihnen wurde irgendetwas, was er nicht von Anfang an war. Und wenn Ihre schöne Frau, Herr dell' Greco, Ihnen immer treu geblieben wäre — so hätte sie doch die Seele einer Dirne gehabt — das bewies sie, als sie Sie verließ und von einem zum andern lief. Und Sie, Friedel, werden ein Säufer bleiben und wenn Sie zwanzig Entziehungskuren machen, im abstinentesten Lande der Welt leben und nie einen Tropfen Wein mehr trinken!

Sie, meine Herrn, Sie sitzen über mich zu Gericht — für sich selber und zugleich in Vertretung

vieler Menschen, die genau so sind wie Sie! Jeder von Ihnen hat ein Laster — und jeder weiß, daß ich frei davon bin! Jedes einzelne von allen Lastern habe ich gekostet, jede Sünde begangen, von der ich weiß; habe die Sensation, die jedes Laster bringt, gründlich ausgekostet. Aber nur zu dem einen Zwecke: es kennen zu lernen. Sie, meine Herrn, Sie und ihresgleichen, Sie sind die Sklaven irgendeiner kleinen Sünde. Ich aber, ich bin Herrin über alle. Und weil ich frei bin, weil ich hoch darüber stehe — darum verfolgt Ihr mich!

Ihr wünscht — tief überzeugt von eurer eigenen Nichtigkeit — meine Vernichtung! Und schließt euch zusammen und glaubt in eurem jämmerlichen Massenglauben, daß ein Nichts und noch ein Nichts und viele tausend Nichts schließlich doch eine gewaltige Macht seien!

Sie irren sich, meine Herrn! Sie haben nicht einmal die kleine Kraft, das verhaßte Wesen, das hier vor Ihnen steht, zu vernichten! Sie legten den Urteilsspruch in meine Hände; nun wohl: ich spreche mich frei."

Marie Stuyvesants Stimme hob sich nicht. Sie sprach sehr ruhig, sehr still und sicher. Sie wartete nicht auf eine Äußerung der sieben Herrn; sie sagte:

„Ich danke Ihnen, meine Herrn! Sie können nun gehn."

Keiner antwortete; sie saßen und rührten sich

nicht. Dann erhob sich Graf Thun, griff den Schlüssel vom Tisch, ging mit unsicheren Schritten der Türe zu. Ritter dell' Greco schloß sich ihm an — sie gingen hinaus, ließen die Tür weit offen. Bankier Ulbing stand auf, dann der junge Maler und Rechtsanwalt Löwenstein. Langsam gingen sie hinaus, hinter dem Tisch her.

Oberst Thursby kam nach vorne — blieb vor der Frau stehn. Seine schwarzen Augen flackerten und senkten sich, seine Lippen zuckten. Dennoch — er fand das Wort nicht. Biß in die Lippen — ging hinaus wie die anderen.

Sie blickte ihm nach, lächelte. Legte ihre Zigarette weg, erhob sich. Seufzte leicht. Dann ging sie ans Fenster, schlug den Vorhang zurück, blickte auf die Bucht, über der der Mond lag.

Noch einer war im Saale. Er kam hinab, schritt auf sie zu. Sprach:

„Ich bin Erwin Erhardt. Ingenieur, Fabrikant, Erfinder. Reich genug — auch wenn Sie in Dollars rechnen."

Sie wandte sich um: „Sie? — Sagten Sie nicht, daß ich Ihnen nie etwas antat? — Was wünschen Sie?"

Er sagte still: „Wollen Sie mich heiraten?"

Frau Marie Stuyvesant lachte: „Muß es gleich sein, Doktor? — Die Luft ist stickig hier — finden Sie nicht auch? Kommen Sie, wir wollen ein wenig segeln, in der Mondnacht."

DIE JUDEN VON JÊB

DIE JUDEN VON JÊB

Der Fünfundachtzigjährige, Jedonja, des Gemarja Sohn, saß auf dem Dache seines Hauses, des höchsten der Grenzfeste, als die Sonne sank. Leicht übersah er von hier aus die Festung, die Stadt und die ganze Elefanteninsel.

Rings um das seine lagen die Häuser der jüdischen Söldner, deren Oberst er war. Neunhundertundsechzig Krieger — dazu die Greise und Weiber und Kinder.

Hinunter, dem Nile zu, hauste die Fahne Dargmans, des Châresmiers, der weit her kam aus Chiwa am unteren Oxus. Er befehligte die babylonischen Krieger. Aber die Mauer zur Stadt hin hielt die Fahne der Phöniker, die dem Perser Hydaspes unterstanden.

Jedonja sah weit über die Mauer. Da lag, bei

dem Palmenwalde hinter der Stadt, versteckt zwischen Palmen und Sykomoren, der Tempel des Chnûb, des großen, widderköpfigen Gottes der Ägypter. Er sah die weißen Säulen leuchten, sah zwischen ihnen einige Priester auf den Stufen sitzen.

Er haßte sie. Sein Blick fiel auf den öden Platz vor seinem Hause. Da hatte der Tempel seines Jahwe gestanden, des Judengottes, stolz und hoch, durch die Jahrhunderte. Selbst der Perserkönig Kambyses hatte ihn nicht angetastet, als er das Reich der Ägypter eroberte und alle Heiligtümer zerstörte. Nun aber war der Tempel zerbrochen, kein Stein stand mehr auf dem andern.

Das war vor fünf Jahren geschehn. Er, Jedonja, war damals den Nil hinaufgezogen, auf einem Streifzug gegen die Äthiopier — mit allen Truppen von Jêb. Zugleich aber war Asarmes, der Statthalter Ägyptens, zum Hofe des zweiten Darius gereist, nach Susa, der Perserstadt. Diese Gelegenheit hatten die Priester des Chnûb benutzt — sie hatten den General Widarnag bestochen, den persischen Befehlshaber der Insel Elephantine. Der und sein Sohn Nephajan, der in der nahen Marktstadt Syene kommandierte, waren mit ägyptischen Kriegern in die unbeschützte Veste Jêb eingedrungen, hatten der Juden alten Tempel ausgeplündert und dem Erdboden gleichgemacht.

Freilich, als der Satrap zurückkam von seinem

Besuch beim Könige, schuf er rasch Ordnung. Widarnag und Nephajan, die Generäle, seine eigenen Landsleute, ließ er hinrichten und dazu manche der Priester des Chnûb — ihr Fleisch aber warf man den Hunden vor, zur hellen Freude des jüdischen Heeres.

Er war Jedonjas alter Freund, Asarmes, der persische Statthalter. Er wußte, daß er auf die jüdischen Söldner zählen konnte, wie auf seine eigenen Leute — hier in der Veste Jêb, die den Süden beschützte, wie in Migdol, in Daphne, Memphis und Noph. Sie hatten gute Dienste geleistet bei jeder Revolte der Ägypter durch das ganze Jahrhundert der persischen Herrschaft — sie würden auch in diesem neuen Aufstande ihren Mann stehn.

Asarmes, der Satrap, weilte auf der Elefanteninsel. Er hatte genaue Kunde von der nationalen Bewegung der Ägypter, die jeden Augenblick hochbrennen mußte, kannte auch den, der das Feuer schürte: Amyrtaios, einen Mann aus Sais. Hier im Süden hielt der sich irgendwo verborgen — und hier mußte der Sturm, der die persische Fremdherrschaft abschütteln sollte, zunächst losbrechen. Asarmes traf seine Vorkehrungen, reiste von einer Garnison zur andern, besichtigte die Truppen.

Nun war er in Jêb; wohnte in dem Hause des Generals Artaphernes. Jede Minute mochte er

hinaufkommen, hierher, auf das Dach des Jedonja.

Und doch war es nicht der mächtige Statthalter, auf den Jedonja wartete. Seine Blicke, die das Alter nicht geschwächt hatte, spähten den Nil hinunter, suchten nach einer Barke. Fielen auf den Nilmesser, auf den Brunnen, der die Sommersonnenwende anzeigte. Über die Stromschnellen des Nils mußte das Boot kommen, an den kleinen Felseninseln vorbei.

Er hatte Nachricht von Syene — einer seiner Kamelreiter hatte sie vor einer Stunde gebracht. Dort war er schon angekommen, der Mann, auf den er wartete — der Böte aus Jerusalem. Nun endlich würde er Gewißheit haben — freie Hand — endlich! — zum Tempelbau. Das fühlte er: wenn nur ein Stein erst stand für Jahwe, seinen Gott, dann brauchte er die Ägypter nicht mehr zu fürchten. Und wenn der drohende Aufstand auch durch das ganze Land toben mochte, von der Thebais hinunter bis zum Nildelta — sie würden ihm doch nichts anhaben können.

Aus einem mächtigen Tonkrug zog er die Papyrusrollen, die er dem Statthalter vorzeigen wollte, seinen ganzen Briefwechsel wegen des Tempelbaues. Aufs Geratewohl ergriff er die Kopie seines Briefes an Bagoas, den persischen Satrapen in Jerusalem.

— „An unsern Herrn Bagohi, den Pascha von Juda, deine Knechte Jedonja und seine Genossen,

Digitized by Google

die Priester in der Veste Jêb. Es grüße unsern Herrn der Himmelsgott gar sehr zu jeder Zeit und setze dich in Gnade vor König Darius und den Söhnen seines Hauses noch tausendmal mehr als jetzt. Und langes Leben gebe er dir — sei froh und gesund zu jeder Zeit.

Nunmehr sprechen deine Knechte Jedonja und seine Genossen:

Im Monat Tammuz im Jahre 14 des Königs Darius, als Arsames sich entfernt hatte und zum Könige gegangen war, haben die Priester des Gottes Chnûb in der Veste Jêb eine Verschwörung gemacht mit Widarnag, der hier Befehlshaber war. Nämlich: den Tempel des Gottes Jahu in der Veste Jêb möge man von dort wegschaffen. Darauf sandte dieser Wirdanag, der Hundsfott, eine Botschaft an seinen Sohn Nephajan, der in der Festung Syene Oberst war, mit den Worten: den Tempel des Gottes Jahu in der Veste Jêb soll man zerstören. Darauf führte Nephajan Ägypter mit anderm Kriegsvolk heran; sie kamen in die Feste Jêb mit ihren Waffen; sie drangen in jenen Tempel, zerstörten ihn bis zum Erdboden; die steinernen Säulen, die dort waren, zerschlugen sie. Auch die fünf mächtigen Tore, aus Steinquadern erbaut, zerschlugen sie; die Türflügel hoben sie aus, wie die ehernen Angeln. Das Dach aus Zedernholz, alles Gerät und was sonst noch da war, verbrannten sie mit Feuer; die goldenen und silbernen

Digitized by Google

Schalen und alle Sachen, die im Tempel waren, raubten sie. Aber seit den Tagen der Pharaonen von Ägypten hatten unsere Vorväter diesen Tempel in der Veste Jêb erbaut. Als König Kambyses gegen Ägypten zog, fand er diesen Tempel; aber während er die Tempel der Götter Ägyptens alle zerstörte, wurde nichts diesem Tempel angetan. Seitdem dies nun geschehn ist, tragen wir mit Weibern und Kindern Trauerkleider, fasten und beten zu Jahu, dem Herrn des Himmels. Kunde ward uns über jenen Widarnag: die Hunde haben die Fesseln von seinen Füßen gerissen; alle Schätze, die er erworben hatte, sind zugrunde gegangen. Alle Leute aber, die jenem Tempel Böses gewünscht hatten, sind auch getötet worden — wir haben unsere Lust an ihnen geschaut.

Schon früher, gleich als uns dies Unheil angetan wurde, haben wir einen Brief gesandt an unsern Herrn Bagohi, sowie an Jochanân, den Hohenpriester und seinen Rat und einen an Ostan, den Bruder des Hanani, und die Vornehmen der Juden.

Aber sie haben uns keinen Brief geschickt.

Nun sprechen deine Knechte Jedonja und seine Genossen und die Juden sämtlich, Bewohner von Jêb:

Wenn es unserm Herrn gut scheint, so gedenke an jenen Tempel, daß man uns gestatte, ihn aufzubauen. Sende einen Brief für uns ab über den

Digitized by Google

Tempel des Gottes Jahu, ihn aufzubauen in der Veste Jêb, so wie er früher war. Die Opfergaben, den Weihrauch und das Brandopfer werden wir darbringen auf dem Altar des Gottes Jahu in deinem Namen. Und wir wollen jederzeit für dich beten, wie die Weiber und Kinder und alle Juden, die hier sind, wenn du dahin wirkst, daß jener Tempel wieder aufgebaut wird. Ein Verdienst wirst du dir erwerben vor Jahu — mehr als ein Mann, der ihm Brandopfer und Schlachtopfer darbringt im Werte von tausend Talenten.

In betreff des Goldes — darüber werden unsere Boten mit dir sprechen.

Auch haben wir die ganze Sache mitgeteilt in einem Briefe den Söhnen des Statthalters von Samaria, Sin-ubbalit, dem Delaja und dem Schelemja.

Am 20. Marcheschwan des Jahres 17 des Königs Darius."

Jedonja bar Gemarja las aufmerksam genug den Papyrus, den er selbst beschrieben hatte. Dann suchte er die Antwort heraus, die sein Sohn Machseja mitbrachte, den er hinaufgeschickt hatte nach Jerusalem — das Protokoll, das er eidlich abgab bei seiner Rückkehr:

„Aufzeichnung dessen, was Bagohi und Delaja mir gesagt haben.

„Wörtlich: du hast in Ägypten zu sprechen in bezug auf das Altarhaus des Himmelsgottes, das

Digitized by Google

in der Veste Jêb aufgebaut war, schon vor der Zeit des Kambyses und das jener Hundsfott Widarnag im Jahre 14 des Königs Darius zerstört hat. Es soll nun an seiner Stätte wieder aufgebaut werden. Opfergaben und Weihrauch soll man darbringen auf jenem Altar, genau wie vormals."

Er nahm das Gesuch heraus, das er an Arsames selber gesandt hatte und dessen Antwort, die auf Befehl des Königs die endgültige Erlaubnis zum Wiederaufbau des Jahwetempels gab — die war vor acht Monaten schon eingetroffen. Damals hatte er einen Rat zusammenberufen — die Hauptleute und die Priester. Seinen Sohn Machseja, Jozadak, des Natan Sohn, Schmahja, Sohn des Chaggai, Hoschea, Sohn des Jatôm und den andern Hoschea, der des Natun Sohn war. Alle hatten dafür gestimmt, daß man sofort beginnen solle mit dem Wiederaufbau. Das Geld hatte man beisammen, jeder Jude hatte zehn Scheckel dafür gegeben. Dazu hatte Jedonja noch einen andern Schatz unversehrt in Händen, den man vor einigen Jahren gesammelt hatte: zwölf Karsch sechs Scheckel für Jahwe und für seine Göttinnen Aschima sieben Karsch und Hanat zwölf Karsch.

Er allein hatte dagegen gestimmt, Jedonja bar Gemarja und hatte seinen Willen durchgesetzt gegen die andern. Seiner Vorväter Haus hatte in Jerusalem gestanden; mit den Hilfstruppen, die König Salomon im Austausch gegen arabische

Digitized by Google

Pferde dem Pharao sandte, war sein Ahn einst nach Elephantine gekommen. Und ob auch Jahrhunderte dazwischenlagen, ob in den Wirren der Zeiten auch die Verbindung der Militärkolonie mit dem Mutterland oft locker genug war — des Jedonja Familie hatte nie Zion vergessen und nie die Achtung vor dem Hohenpriester im Tempel zu Jerusalem. So genügte die Sanktion, die man für den Wiederaufbau seines Tempels hatte, dem alten Jedonja nicht — nicht der Pascha von Juda, noch der Statthalter von Ägypten, nicht einmal der mächtige Perserkönig, dem die Welt untertan war, durfte hier das letzte Wort sprechen. Das mußte Jerusalem tun.

Aber die Juden von Jêb drängten. Viermal schon hatte Jedonja Botschaft gesandt nach Jerusalem, an Jochanân, den Hohenpriester, an Ostanes, den Vorsitzenden des Rates, an seinen Bruder Hanani, den Sprossen Davids, und manche der Vornehmen — keiner hatte geantwortet. Bagoas, der persische Statthalter in Juda, hatte sogleich geantwortet, ebenso wie Asarmes von Memphis aus; ja der Perserkönig selbst hatte sein Einverständnis erklärt. Und die Juden von Samaria, der alte Pascha Sin-uballit und seine Söhne Schelemja und Delaja hatten gleich ihre Hilfe zugesagt und ihr Versprechen gehalten, wie auch Assaph, des Manasse Sohn, der Hoherpriester auf dem Garizim von Sichem war.

Freilich, das alles hatte viel gekostet. Nach Memphis allein hatte man tausend Scheffel Gerste an den Schreiber des Arsames schicken müssen; man hatte goldene und silberne Gefäße und manchen gemünzten Scheckel nach Samaria und Susa gesandt. Aber hatte man nach Jerusalem nicht auch Geschenke geschickt, mehr noch und wertvollere?

Die Juden drängten in Jêb. Seit dem Tage, an dem der Tempel zerstört war, seit dem Monat Tammuz des Jahres 14 des Königs Darius, trauerte man. Man trug Säcke als Trauerkleider, fastete und trank keinen Wein. Man salbte sich nicht mit Öl und berührte die Weiber nicht mehr. Das alles sollte aufhören, sowie der erste Stein zum neuen Tempel gesetzt war.

Dann aber war da noch ein anderes. Als damals die jüdischen Krieger hinunterzogen gegen Äthiopien, blieb einer der Hauptleute krank zurück, das war Mahûzija. Er war der einzige Jude, der es versuchte, den Jahwetempel zu verteidigen gegen die Priester des Chnûb und ihre Räuberbande, er war auch der einzige, der getötet wurde. Sein Weib, das ihn sehr liebte, fiel in Krämpfe, als er erschlagen wurde vor ihren Augen — und sie blieb eine Rasende die Jahre hindurch. Immer wieder schrie sie: kein Jude sei sicher in Jêb, solange man den Tempel Jahwes nicht wieder aufrichte. Wenn das nicht geschehe, so sei es das Ende

Digitized by Google

aller Juden im Ägypterlande und das Ende dazu der Perserherrschaft, die sie beschützte.

Das jüdische Heer glaubte der Prophetin. Und er, Jedonja bar Gemarja, glaubte ihr nicht minder.

Und dennoch hatte er gezögert von einem Monat zum andern. Am Morgen dieses Tages erst waren die beiden Hoschea bei ihm gewesen, hatten ihn beschworen, mit dem Bau zu beginnen. Man wußte sehr wohl, was im Lande vorging. Wußte, daß jede Stunde den Aufstand bringen konnte, daß Amyrtaios und seine Agenten überall im Lande herumreisten, das Volk gegen die Fremdherrschaft aufzuhetzen. Und man wußte recht gut, wie wenig Verlaß war auf die andern Söldnertruppen.

Jedonja hatte sie beschwichtigt. Heute noch würde der Bote kommen von Jerusalem, würde die Genehmigung des Hohenpriesters bringen — endlich! In der Nacht noch, in dieser selben Nacht sollte man dann den Grundstein zum neuen Tempel legen.

Der Fünfundachtzigjährige, Jedonja, des Gemarja Sohn, sah weit über die Mauern der Veste Jêb. Über die Palmen und Sykomoren der Elefanteninsel, den Nil hinunter nach den Katarakten. Man zog ein Boot hinüber, machte es wieder flott oberhalb der Stromschnelle, setzte das rote Segel. Und der Wind wehte von Norden her.

Tritte auf der Treppe. Vier persische Bogen-

schützen und mit ihnen der jüdische Hauptmann Schmahja. Sie meldeten: der Statthalter komme, Arsames. Er würde hier hinauf kommen; Jedonja solle ihm nicht entgegenkommen, sondern ihn hier erwarten.

Jedonja lächelte. Das sah ihm ähnlich, dem Perser! Er war der nahe Freund des Darius, des Königs der Welten, war selbst Herr über ein mächtiges Königreich und doch begegnete er ihm wie seinesgleichen. Ihm, Jedonja, der doch nur Herr war über eine kleine Söldnertruppe — wie sie Arsames zu Hunderten in Ägypten hatte und der Perserkönig zu Tausenden im großen Reiche! Er dachte an den Boten aus Jerusalem, der den Nil heraufschwamm. Fünf Jahre lang hatte er an seine Landsleute nach Juda geschrieben, bittend, flehend und immer dringender. Nicht einmal einer Antwort hatte ihn Zion gewürdigt. Seine Lippe zog sich nach unten, bitter wurde sein Lächeln.

Arsames, der Statthalter, kam, mit ihm waren die andern Obersten der Veste Jêb: Dargman, der die Babylonier befehligte, Hydaspes, der die Phöniker unter sich hatte, und die Generäle Nabukudurri und Artaphernes, die gemischte Fahnen hatten — Juden, Syrer, Babylonier, auch Libyer und Ägypter. Jedonja winkte einem Krieger, ließ Wein bringen in großen Krügen, dunkeln, ägyptischen Wein und den goldenen aus Sidon. Sie tranken, aber Jedonja berührte den Becher nicht.

Digitized by Google

„Noch immer nicht, Alter?" fragte der Statthalter.

„Morgen vielleicht — vielleicht in dieser Nacht noch," antwortete Jedonja. „Der Bote kommt, den ich aus Jerusalem erwarte."

„Setz deinen Tempelstein!" rief Nabukudurri, der Babylonier. „Dieser Glauben von euch Juden hat sich den andern Truppen mitgeteilt — sie glauben wie ihr glaubt: wenn nur eine Massebea oder eine Aschera steht, irgendein Steinkegel oder ein Holzpfahl bei eurem Tempel, dann fühlen sie sich sicher vor den Ägyptern."

Man sprach über den drohenden Aufstand; der Satrap verschwieg seine Befürchtungen nicht. Hier im Süden, in der Landschaft Thebais, würde er zunächst ausbrechen — hier war der erste Stoß zu bestehn. Arsames hatte, vom Norden kommend, alle Garnisonen besucht und war zum Teil sehr wenig befriedigt von deren Zuverlässigkeit. Die Negertruppen, die Bedjastämme Nubiens, waren nur für den Sieger zu gebrauchen; sie würden zerstieben bei den ersten kleinen Erfolge des Gegners. Zweifelhaft waren auch alle griechischen Söldner, die Karer, die Ionier und vor allem die Schirdana. Was die libysche Kriegerkaste anging, die seit Jahrhunderten im Lande saß, so galt es als ausgemacht, daß sie mit den Ägyptern gehn würde, um im Falle eines Erfolges den Versuch zu machen, wieder einmal alle Macht an sich selbst

zu reißen. Durchaus verlassen konnte man sich nur auf die persischen Truppen — aber außer den paar hundert Mann in Syene befanden sich nur vereinzelte Offiziere in der Thebais. Und gerade in Syene war die Lage kritisch — dort hatte der fanatische Pia seit Monaten unter den ägyptischen Truppen gewirkt. In Jêb selbst sah es besser aus: die jüdische Truppe war durchaus sicher, auch die Phöniker, Syrer und Babylonier konnte man als zuverlässig ansprechen. Dazu kamen die hundert Schleuderer, die Dargman, der Iranier, aus seiner fernen Heimat, der Oase. Châresm mitgebracht hatte. In den nächsten Tagen erwartete man Verstärkungen, die Fahnen Iddinabu, Warizat und Artabanos, die zuverlässige Truppen bringen sollten, Perser und Juden — den Nil hinauf.

Der Satrap traf alle Anordnungen; gab seine Anweisungen dem Kommandanten Artaphernes, der den Oberbefehl über die Festung führte. Jedes Tor, jeden Teil der Stadtmauer besprach man; erwog alle Möglichkeiten. Jedonja vertraute man das Löwentor an; sein Sohn, der Hauptmann Machseja sollte mit zweihundert Mann an die Stromschnellen. Hydaspes lag es ob, mit seinen phönikischen Seeleuten den Nil zu sichern, die Reiter des Nabukudurri sollten die Straße nach Syene bewachen. Dargman sollte —

Der Mond ging auf. Ein Adjutant des Statthalters kam mit der Nachricht, daß sein Boot

Digitized by

bereit liege. Das sollte ihn noch in dieser Nacht durch die Katarakte bringen, unterhalb derer sein Schiff lag.

Noch einen Becher des Weins von Sidon leerte der Satrap. „Bau deinen Tempel, Jedonja!“ mahnte er beim Abschied. „Wenn wir uns wiedersehn, sollst du in Festeskleidung sein und fröhlich mit uns trinken!“

Sie verabschiedeten sich, Arsames duldete nicht, daß ihn der Alte hinunterbringe zum Nil. „Spar deine Kraft — und möge dein Gott Jahwe wollen, daß du sie nicht brauchst in diesen Tagen.“

Hauptmann Machseja, selbst schon ein Fünfziger, geleitete die Herren hinunter. Jedonja lauschte ihren Stimmen, ihren Tritten. Dann sah er sie wieder in den engen Gassen auftauchen, hier und dort, begleitet von fackeltragenden Kriegern. Sah sie hinter der Stadtmauer, wie sie hinunterschritten zum Fluß, sah besonders Arsames, der die andern fast um Haupteslänge überragte.

Jedonja sah, wie sie zum Ufer kamen, wie der Satrap mit seinen Leuten in das Boot stieg. Aber hinten sah er das andere Boot, das sich mühsam hinaufquälte gegen den mächtigen Strom.

Sein Sohn kam zurück; grinsend schwenkte er einen Beutel. „Das hat mir der Statthalter für dich gegeben, Vater!“ rief er. „Zehn Karsch für den Tempelbau! Und noch einmal zwölf Karsch für

deinen Tempelschatz: vier für Hanat, vier für Aschima, vier für Jahwe!"

Der Alte antwortete nicht, grübelte vor sich hin. Der da, der Satrap, war ein Mazdaverehrer, wie alle Perser, einer, der das heilige Feuer anbetete. Wie hieß doch sein Prophet? War es nicht Zoroaster? — Und doch gab er ihm Geld für den Jahwetempel! Beschenkte königlich seine Gottheiten!

Aber die Juden, seine Brüder, hatten ihn keiner Antwort gewürdigt, durch fünf lange Jahre! Heute erst kam ihr Bote —

Dann schüttelte er heftig den Kopf. Nein, er wollte dem Mann, den er erwartete, keinen Groll zeigen. Was konnte der dafür, der Bote? Und er würde ja endlich die gute Nachricht bringen, die so dringend nötig war. Jedonja nahm sich vor, ihn nicht einmal zu fragen, was denn der Grund wäre zu diesem Hinschleppen und Verzögern. Irgendein Zank, eine Intrige, ein Zwist von Parteien — ach, er kannte das ja durch lange Jahre aus seiner eigenen Gemeinde. Schließlich — in Jerusalem mochte es, im Großen, ebenso zugehn — auch dort lebten nur Menschen, Juden, wie hier in Jêb, die um ein Nichts vielleicht haderten und stritten. Nein, er wollte nichts wissen von alledem! Er wollte dankbaren Herzens hinnehmen, was ihm die Mutter Jerusalem sandte und nimmer fragen, warum es so spät kam. Ihren Sendboten aber wollte er wie einen Fürsten empfangen,

beschenken wie den König selber, wenn der her käme: es war ein Mann aus Jerusalem.

„Nimm deine Fackelträger!“ rief er seinem Sohn zu und wies mit der Hand in die Mondnacht. „Des Urija Boot wird gleich landen — empfang ihn wohl, den Mann, den der Herr uns sendet. Führ ihn hinauf, gib ihm deiner Tochter Mibtachja Zimmer, das ist das beste im Haus. Erquick ihn reichlich mit Speise und Trank — gib den sidonischen Wein, den ich für den Statthalter kaufte. Wenn er zu müde ist, bring ihn zu Bett — dann will ich morgen mit ihm sprechen.“

Und wieder schaute Jedonja hinunter zum Fluß. Er sah die fackeltragenden Krieger in den Gassen und hinter der Mauer, sah sie am Ufer. Sah das Boot, das sich herankämpfte, hörte das Schreien der Schiffsleute.

Kühler wurde die Nacht; den alten Jedonja fröstelte, er griff seinen Mantel auf und hüllte sich hinein. Dann hörte er Stimmen unten auf der Gasse, erkannte die seines Sohnes.

„Hier hinein, Herr, hier! Nun bist du am Ziel deiner langen Reise!“

Ah, er war da, der Bote aus Jerusalem! Jedonja bar Gemarja betete, dankte Jahwe, dem Himmelsgott. Die Fackelträger da unten gingen nicht fort, blieben stehn vor dem Hause. Und er hörte, wie sich die Türen öffneten ringsum, wie die Leute hinauseilten auf die Gassen, Männer und Weiber.

Digitized by Google

Der Bote aus Jerusalem war gekommen — jetzt war ein Ende der fünfjährigen Trauer! Morgen — vielleicht noch in dieser Nacht — würde man den ersten Stein setzen!

Jedonja wartete.

Nun hatte sein Sohn Machseja den Fremden hinaufgeführt — nun ihm ein Bad bereiten lassen. Dies Bad — wie lange mochte das dauern? Nun hatte er ihm zu essen gegeben und zu trinken — ah, der Bote würde staunen, daß man hier, an der äußersten Grenze des Reiches, phönikischen Wein so gut haben konnte, wie in Jerusalem auch, Wein aus Sidon von dem großen Hause des Habdali ben Eljaton.

Er hörte Tritte auf der Treppe, die zum Dache hinaufführte. Die schweren seines Sohnes — die kannte er gut. Und dann andere, leichtere —

Er kam, der Mann aus Jerusalem kam!

Jedonja richtete sich auf, ging ihm entgegen. Breitete seine Arme aus, zog ihn an sich, küßte ihn. War es nicht Zion selbst, das er küßte?

Sein Sohn nannte ihm den Namen: Jehiel, der Sohn Obadjas, von den Kindern Sephatjas. Ein Mann aus Bethanien. Ein bärtiger Mann, groß gewachsen, jung noch und schlank. Der Hohepriester Jochanân sandte ihn und der Hohe Rat, dessen jüngstes Mitglied er war.

Er erzählte von seiner Reise. Papiere waren ihm ausgestellt worden von Bagoas und Arsames, den

Digitized by Google

Statthaltern in Juda und Ägypten. Und überall hatten die persischen Beamten ihm geholfen, ihm Pferde und Kamele zur Verfügung gestellt, auch das Schiff den Nil hinauf. Hatte ihm Obdach gegeben, ihn bewirtet —

Hauptmann Machseja lächelte selbstgefällig. „O ja, wir gelten etwas — mein Vater Jedonja und das jüdische Heer in Jêb!"

Jedonja bat den Fremden zu erzählen von Jerusalem. Wie der neue Tempel aussähe, den Ezra und Nehemia gebaut hatten, als die Juden zurückkehrten aus babylonischer Gefangenschaft. Er wußte das alles genau, sein Sohn Machseja hatte es ihm dutzendmal erzählen müssen und auch Hauptmann Hoschea, den er ein zweites Mal hinaufgesandt hatte nach Juda. Aber nun wollte er es noch einmal hören aus dem Munde dieses Mannes, der selbst in Jerusalem wohnte.

Jehiel bar Obadja erzählte — beschrieb genau, wie der Tempel von außen aussah und wie von innen. Inzwischen ließ Machseja einen frischen Krug bringen, füllte einen Becher mit dem Goldwein aus Sidon.

Der Bote nahm ihn. „Warum trinkt ihr nicht?" fragte er.

Jedonja antwortete: „Seit dem Monate Tammuz des Jahres 14 des Königs Darius, seit dem Unglückstage, an dem die Ägypter unsern Jahwetempel —"

Digitized by Google

„Ich weiß!“ unterbrach ihn Jehiel. „Ihr trinkt nicht und ihr fastet! Ihr salbt euch nicht und berührt eure Weiber nicht mehr! Aber nun freut euch, Alter: der Hohepriester und der Rat von Jerusalem lassen euch sagen, daß eure Trauer ein Ende haben soll! Geht wieder zu euren Frauen, salbt euch mit Öl und schmauset und trinkt nach Herzenslust! Füll die Becher, Machseja bar Jedonja, und trinkt beide mit mir!“

Des Alten Stimme zitterte: „Ich danke dir,“ flüsterte er. „Danke dir. — Oh, ich wußte es, daß du die Erlaubnis bringen würdest zum Tempelbau.“

In diesem Augenblick riß ein Schrei durch die Nacht. Es war eine helle kreischende Weiberstimme, von einem nahen Dache her. Sie schrie:

„So spricht der Herr, der Gott Israels: Richtet meinen Tempel auf, den die Ägypter zerstört haben. Und gehorchet ihr nicht und tut nicht also, wie ich euch heiße, so soll meine Hand schwer auf euch ruhen, und ich will euch in die Gewalt der Ägypter geben.

„Eure Kamele sollen geraubt und all euer Vieh zerstreut werden; die Insel soll eine Drachenwohnung werden und eine ewige Wüste.

„Schärfet nur eure Pfeile und rüstet die Schilder! Der Herr hat den Mut der Ägypter geweckt, und seine Gedanken stehen wider die Veste Jêb, daß er sie verderbe.

„Stecket nur die Fahnen auf die Mauern von Jêb, nehmet die Wache, stellet die Hut! Ihr mißachtetet seinen Befehl: so wird der Herr den Nilstrom mit euren Leibern füllen, als wären es Käfer — die sollen ein Liedlein singen.

„Er wird eure Rosse und Reiter zerschlagen und eure Schiffe und Barken zerscheitern! Er wird eure Männer und Weiber zerschmeißen — darum, daß ihr nicht gehorchtet.

„Wir sind zuschanden geworden, da wir die Schmach hören mußten und die Schande unser Angesicht bedeckte — an dem Tage, da die Fremden über das Heiligtum des Hauses des Herrn kamen. Nun aber laßt ihr die Schmach immer währen — so wird euch der Herr züchtigen.

„Siehe, die Zeit ist gekommen, spricht der Herr, daß im ganzen Lande seufzen sollen die tödlich Verwundeten. Man hört ein Geschrei zu Jêb und einen großen Jammer im Lande der Ägypter. Denn der Herr zersört die Veste Jêb und verderbt sie mit solchem Geschrei und Getümmel, daß die Wellen des großen Stromes erbrausen.

„Eure Bogen werden zerbrochen, eure Helden gefangen werden. Eure Mauern werden zerschlagen und ihre hohen Tore mit Feuer angesteckt werden. Verbrannt werden eure Kornhäuser, erwürgt eure Rinder. Schwert kommt über Männer und Weiber von Jêb und über seine Kinder, Schwert kommt über ihre Starken, Schwert kommt

Digitized by Google

über eure Schätze, daß sie geplündert werden, Schwert kommt über Rosse und Wagen und alles Volk!

„Kriegsgeschrei zieht durchs Land und ein großer Jammer. Denn Jêb, die Veste, soll vertilget werden, darum, daß sie sich wider den Herrn erhoben. Furcht, Grube und Strick kommt über dich, du Mann von Jêb — so spricht der Herr."

Die helle Weiberstimme schrie durch die Stille der Nacht. Als sie schwieg, drang das Geräusch vieler erregter Stimmen herauf, die überall in den Gassen laut wurden. Dumpf und durcheinander, wie das Rauschen der Nilwellen, die über die Katarakte springen. Aber dazwischen, wie die Schreie der Flußreiher, die kreischenden Rufe der Weiber.

„Was ist das?" fragte Jehiel.

„Des Mahûzija Weib," antwortete Jedonja, „des Mannes, der erschlagen wurde, als die Priester des Chnûb unsern Tempel zerstörten. Eine Rasende, eine Besessene — aber das Volk glaubt, daß sie eine Prophetin sei." Er wandte sich an seinen Sohn: „Eile hinunter, Machseja! Schick Mibtachja zu ihr, deine Tochter — die ist die einzige, deren Wort sie beruhigt."

Hauptmann Machseja wandte sich der Treppe zu, sprang die Stufen hinab. Aber der Alte folgte ihm. „Halt!" rief er ihm nach. „Verkünde allem Volk, daß der Bote gekommen ist aus Jerusalem!

Digitized by Google

Nenne seinen Namen und sein Geschlecht. Sage ihnen, daß er freudige Botschaft bringe aus der heiligen Stadt, verkünde ihnen, daß mit dieser Nacht alle Trauer ein Ende nimmt. Rufe die Priester zusammen und alle Hauptleute — gelobt sei Jahwe, der Herr der Heerscharen!"

Er wandte sich zurück zu dem Fremden. „Warte nur, Jehiel bar Obadja, du wirst Zeuge sein von des Volkes Jubel und Freude. Du wirst erzählen können im Hohen Rate zu Jerusalem, welches Glück du in diese Stadt brachtest! Sie werden dir schon zeigen, wie dankbar sie sind."

Der Bote aus Juda schien verlegen. „Ich weiß nicht, Jedonja," begann er, „ich weiß nicht —"

Aber der Alte unterbrach ihn, gutmütig lachend. „Laß nur, Jehiel," sagte er, „ich verstehe dich schon! Du bist nur der Bote, meinst du, nur der Überbringer der Freudenbotschaft, auf die wir fünf Jahre lang vergeblich warteten. Freilich, freilich — ich begreife dein Empfinden. Aber du mußt es schon über dich ergehn lassen. Wie ich das tue, so sehn sie alle in dir den Mann aus Jerusalem, du stehst ihnen für Zion selbst. Nimm nur die Ehren an und die Geschenke, die sie dir geben werden: in dir ehren sie ihrer Väter Land!"

Jehiel öffnete die Lippen, doch ein Geschrei aus den Gassen übertönte seine Worte. Es brach los dicht unter des Jedonja Hause, pflanzte sich

Digitized by Google

fort durch die Gasse, schwoll an an der Ecke, ließ ein wenig nach, flackerte fort, brach an drei, vier Stellen zugleich aus, immer lauter und wilder.

„Hörst du es, Jehiel?“ fragte Jedonja. „Nun wissen sie, daß du hier bist — wissen, was du uns bringst!“ Er trat dicht an die Zinne des Daches, bog sich hinüber. „Bist du es, Jozadak bar Natan? — Sag dem Volke, es soll zu dem Platze kommen, auf dem unser Tempel stand. Sag ihnen, sie möchten alles vorbereiten und dann still dort warten: ich würde bald kommen mit dem Mann, den Jerusalem sandte. Sie sollen ihn alle sehn, noch heute nacht, den Mann, der das Heil uns brachte!“

Er trat zurück von der Zinne, wandte sich wieder dem Fremden zu.

„Du wirst es sehn, Jehiel, wie sich das Volk freuen wird! Und nicht wir Juden allein, auch die Babylonier, die Phöniker und Syrer — alle Krieger der Festung und ihre Weiber und Kinder. Sie glauben, wie wir, daß mit dem Jahwetempel die ganze Veste sicher ist. Kein Ägypter kann ihr etwas anhaben, wenn nur erst eine Masseba steht.“

Das Gesicht Jehiels verfinsterte sich. „Eine Masseba—“ begann er.

Aber der Alte unterbrach ihn. „Ich weiß, ich weiß! Keine Masseba und keine Aschera! Die zerschlugen sie im Tempel von Jerusalem vor zweihundert Jahren schon, alle Steinkegel und heiligen Pfähle! Wie sie die Rosse und den Wagen ver-

Digitized by Google

brannten, den die Könige von Juda am Eingang des Tempels für den Sonnengott hielten, wie sie die Altäre des Ahaz auf dem Dach und die des Manasse in den Vorhöfen niederrissen. Weit sind wir entfernt von Jerusalem, wir Juden von Jêb — glaube nicht, Jehiel, daß wir darum dem Jahwe weniger anhängen. Wir wollen seinen Kult so rein wir ihr, wenn es auch einige Zeit nimmt, um uralte Gebräuche dem gläubigen Volke zu entfremden. Jehiel, in unserm neuen Tempel wird auch kein Nechuschtan mehr sein, keine heilige eherne Schlange. Wir wissen, wir ihr, daß die geflügelten Schlangen die Seraphim sind, die als Leibwächter vor Jahwes Thron stehn."

Der Fremde schüttelte den Kopf. „Jedonja bar Germaja," sagte er ernst, „du mußt mich hören. In Jerusalem steht der große Tempel Jahwes und der allein —"

Aber wieder unterbrach ihn Jedonja. „Sag uns dein Sprüchlein, Bruder, wenn du unten stehst, vor dem Volke! Sie alle wollen dich hören, von dem Obersten der Truppen angefangen bis zum letzten Sklaven. Selbst Arsames, der Satrap hat nach dir gefragt. Er war hier heute abend, stand auf dem Fleck, wo du jetzt stehst! Weißt du, was er mir zum Abschied gab, Jehiel? Zehn Karsch für unsern Tempelbau! Und noch zwölf Karsch: vier Karsch für Jahwe und je vier Karsch für Hanat und Aschima, unsere Göttinnen."

Fröhlich wie ein Kind griff der alte Mann den Beutel und schwenkte ihn in der Luft herum.

Jehiel bar Obadja trat einen Schritt zurück, verschränkte die Arme. Seine Brauen zogen sich zusammen, seine Lippen kniffen sich zu. Dann sagte er auf Hebräisch: „Es gibt keine Göttinnen, weder Aschima noch Hanat."

Der Alte horchte auf. „Aschima und Hanat," begann er —

Aber der Mann aus Juda ließ ihn nicht zu Wort kommen, unterbrach ihn und sprach weiter. Jedonja hörte geduldig zu, nur zuweilen schüttelte er den Kopf. Den ersten Satz hatte er verstanden, halb erraten — von dem, was der Bote jetzt sagte, begriff er nicht ein einziges Wort. Endlich, als der andere eine Pause machte, warf er ein: „Warum sprichst du hebräisch zu mir? Ich verstehe es nicht."

„Es ist die Sprache deiner Väter," antwortete Jehiel auf Aramäisch.

Jedonja zuckte die Achseln. „Wir sprechen es nicht mehr — schon unsere Großväter haben es vergessen. Aramäisch ist die Sprache des Reiches, selbst an den Perserkönig und seine Statthalter schreiben wir in dieser Sprache! Und wie sollten wir uns hier verständigen mit Babyloniern und Phönikern, mit Persern und Syrern und Ägyptern, wenn wir nicht Aramäisch hätten?"

„Wir sind Hebräer," sagte Jehiel. „Wir sprechen hebräisch in Juda."

Digitized by

Jedonja wiegte den alten Kopf. „Ja, ja, ich weiß," antwortete er, „mein Sohn hat mir davon erzählt! Aber jeder dort versteht aramäisch so gut wie wir. Und wie ihr euch auch anstellt: eure eigenen Kinder schon sprechen es allein und wollen nichts mehr wissen vom Hebräischen! Warum sperrt ihr euch? Aramäisch ist die Sprache der Völker! Wenn ihr die Masseben, die Ascheren und Nechuschtan zum alten Gerümpel werft — was klammert ihr euch an eine Sprache, die tot ist?"

„Ich bin nicht gekommen, Jedonja," antwortete Jehiel, „um mit dir über Sprachen zu rechten. Hebräisch wollen wir sprechen, weil es Jahwes Sprache ist — ihn allein erkennen wir an, aber nicht Götzen wie Hanat und Aschima!"

Jedonja sah ihn an, verschmitzt, von unten herauf. Dann rief er: „Sprich doch, Jehiel, wo, sagtest du, bist du geboren?"

„In Bethanien," erwiderte Jehiel.

„Hm, hm!" machte der Alte. „Und du sprichst hebräisch und weißt gut, was das bedeutet, denke ich! Bet — das ist ein Tempel! Bet — hanat — das ist der Hanat Tempel! Nach ihr führt deine Stadt ihren Namen — nach Hanat, Jahwes Gattin!"

„Ich bin nicht verantwortlich," erwiderte Jehiel, „für das, was in alten Zeiten geschah. Doch wiederhole ich dir, Jedonja, wir Juden von heute kennen keine Göttinnen mehr."

„So verleugnest du deinen Glauben?“ fragte der Alte. Aber Jehiel antwortete ihm nicht.

„Ich will dir etwas erzählen,“ fuhr Jedonja fort. „Es geschah, als mein Großvater noch ein Knäblein war, hier, in dieser Stadt. Er war dabei, aber er hätte es wohl vergessen, wenn es nicht immer wieder erzählt worden wäre, von den Alten, als er jung war und später von den Jungen, als er alt wurde. Auch von mir, Jehiel! Damals floh vor dem König der Babylonier Jeremias, der Prophet, kam mit einem Trupp flüchtiger Juden ins Ägypterland, den Nil herauf, hierher in unsere Stadt.

„Wir erquickten ihn und alle, die mit ihm waren, gaben ihnen Obdach und Kleidung und Speise und Trank. Jeremias aber, der Prophet, war wenig dankbar für unsere Gaben. Er trat vor unsern Jahwetempel und schrie laut, daß alles Volk zusammenlief. Und dann beschimpfte er die Juden unserer Stadt und bedrohte sie mit allen Strafen des Himmels, weil sie noch andern Göttern und Göttinnen opferten, außer Jahwe.

„Da antworteten dem Jeremia alle Männer: ‚Wir wollen dir nicht gehorchen! Sondern wir wollen tun, was wir gelobt haben und wollen der Himmelsgöttin Weihrauch und Trankopfer bringen, wie wir und unsere Väter, unsere Könige und Beamten in den Städten Judas und auf den Gassen zu Jerusalem taten — damals konnten

Digitized by Google

wir uns satt essen, es ging uns gut und wir hatten kein Unglück! Aber seit die Juden aufgehört haben, der Himmelskönigin Weihrauch und Trankopfer zu bringen, seitdem leiden sie Mangel und kommen um durch Feuer und Schwert.'

„Und die Weiber schrien: ‚Wir räuchern der Himmelskönigin und backen ihr Kuchen und bringen ihr Trankopfer — mit dem Wissen und Willen unserer Männer.'

„Weißt du, Jehiel, was der Prophet tat? Er verfluchte unsere Männer und Weiber. So sprach er: ‚Siehe, ich schwöre bei meinem großen Namen, spricht der Herr, ich will wachen über die Juden im Ägypterlande zu ihrem Unglück! Wer aus Juda im Ägypterland ist, soll durch Schwert und durch Hunger umkommen! Den Pharao aber, so spricht der Herr, den König in Ägypten, will ich übergeben in die Hand seines Feindes, des Königs zu Babel, Nebukadnezar!'

„So sprach Jeremias, der Prophet, und so prophezeite er — wir Juden in Jêb aber und in Migdol und Noph und in allen Städten Ägyptens opferten weiter der Himmelsgöttin. Was aber geschah? Fiel der Pharao in Nebukadnezars Hand? Wurden wir ausgerottet durch Hunger und das Schwert der Babylonier? Das Gegenteil traf ein! Der Perserkönig schlug Babylon in Stücke! Der Perserkönig hatte Mitleid mit den Juden, er errettete die Leute von Juda aus babylonischer Gefangenschaft, führte

Digitized by Google

sie zurück nach Jerusalem, erlaubte ihnen, wieder ihren Tempel zu erbauen! Und der Perserkönig zog nach Ägypten und eroberte das Reich! Ihr in Juda, Jehiel, wurdet Sklaven zu Babel — wir aber blieben freie Männer am Nil. Und die Perser sind es, die eure und unsere Freunde sind und uns schützen.

„Jeremias war ein falscher Prophet! Und weil wir ihm nicht gehorchten, wie ihr in Juda, weil wir den Glauben unserer Väter nicht aufgaben — darum beschützte uns Jahwe, der Himmelsgott."

Jehiel, des Obadja Sohn, rieb sich die Hände. Was konnte er diesem Alten nur antworten, der in einer vergangenen Zeit lebte? Er verwünschte den Hohen Rat, der ihn hierher gesandt hatte.

Schließlich fragte er: „Was verehrt ihr sonst noch?"

„Mein Gott ist Jahwe," antwortete der Alte, „und alle glauben mit mir, daß er der große, der mächtige, der ewige Gott der Juden ist. Aber das Volk opfert dem Himmelsheer auf den Dächern und den Teraphim in ihren Häusern, wie Rahel, Jakobs Frau und König David taten. Auch den Sonnengott verehren unsere Männer, und unsere Frauen feiern ein Trauerfest, wenn Tammuz dahinstirbt, der Frühlingsgott!"

„Greuel! Greuel!" rief Jehiel. „Eure Priester sind Götzendiener, sie verdienen, gesteinigt zu werden!"

Da richtete sich Jedonja auf: „Unsere Priester, Jehiel, sind aus Lewi Stamm, so gut wie die in Jerusalem! Sie haben ihre Fehler, weil sie Menschen sind, aber sie mögen ruhig stehn neben denen vom Tempel zu Zion!"

„Wie meinst du das?" fragte Jehiel unsicher.

„Du bist weit fort von Jerusalem, Jehiel," antwortete Jedonja, „aber du bist nicht außerhalb der Welt in Jêb. Wir wissen, was vorgeht in Jerusalem! Darum sollst du nicht unsere Priester schelten — keiner von ihnen ist ein Mörder! Aber der Hohepriester Jochanân, der Sohn des Jôjada, des Hohenpriester Eljaschit Enkel, erstach seinen eigenen Bruder Jesus, erstach ihn mitten im Tempel! Bagoas, der Statthalter von Juda, der Perser, der Feueranbeter, drang voller Zorn in den Tempel, er, ein Ungläubiger! Und als die Juden ihm vorstellten, welche Schmach und Schande er damit dem Volke antue, antwortete er: er sei reiner als der Brudermörder, der hier als Hoherpriester amtiere! Und er legte euch als Strafe auf, daß ihr fünfzig Drachmen Steuer bezahlen müßt für jedes beim täglichen Opfer geschlachtete Lamm! — In unserm Tempel, Jehiel, hat nie ein Perser eine Strafsteuer für das Brandopfer als Sühne für einen Mord verlangt. Und nie hat ihn je ein Ungläubiger betreten. Du solltest dich hüten, Jehiel, Schlechtes zu sprechen über unsere Priester."

Tritte hallten von der Treppe, die zum Dache

Digitized by Google

hinaufführte. Ein Mann kam herauf in ägyptischer Kleidung und Barttracht. „Großvater," rief er, „dein Sohn Machseja sendet mich! Alles Volk ist versammelt auf dem Tempelplatz, sie warten auf dich und den Boten aus Jerusalem!"

„Sag ihnen, daß wir gleich kommen werden!" rief Jedonja dem Davoneilenden nach. „Man soll die Opfer bereithalten!"

Jehiel fragte: „Ein Ägypter? Haben auch Fremde teil an euren Gottesdiensten?"

„Ein Ägypter, ja!" antwortete der Alte. „Ashor, des Zacho Sohn, der Baumeister. Er trat über zu unserm Glauben, als er Mibtachja heiratete, meine Enkelin."

„Ihr sollt eure Töchter nicht Fremden zu Frauen geben," rief Jehiel, „noch erlauben, daß eure Söhne fremde Weiber nehmen! Wißt ihr nicht, daß Ezra, der Prophet, alle fremde Frauen vertrieb aus der heiligen Stadt? Unrein sind alle Ungläubigen — ihr sollt sie nicht berühren."

„Alle, Jehiel, alle?" gab der Alte zurück. „Ist das wirklich die Meinung in Jerusalem? Mein Sohn Machseja brachte mir ein Lied von dort mit — das schrieb Jesaias, auch ein Prophet — und ein größerer dazu und wahrerer, als dein Ezra war und Jeremias! Wir ließen es übersetzen ins Persische, und meine Boten brachten es hinauf nach Susa, der Perserstadt, als wir um den Tempelbau einkamen. Als ein Geschenk aller Juden für den König.

Digitized by Google

In diesem Sang begrüßt Jesaias den König Kores, den Perser, den Ungläubigen, den Mazdaverehrer — ihn begrüßt er als der Juden Messias! Kennst du das Lied nicht, Jehiel bar Obadja? Höre doch:

„So spricht der Herr zu Kores, seinem Gesalbten: ‚Deine rechte Hand ergreife ich, daß ich die Heiden dir unterwerfe! Ich will vor dir hergehen und die Berge dir eben machen, will die ehernen Tore zerschlagen und die eisernen Riegel zerbrechen! Denn ich, der Herr, der Gott Israels, habe dich bei deinem Namen genannt, um Jakobs, meines Knechtes, und um Israels meines Auserwählten willen. Ich habe dich erweckt in Gerechtigkeit, und all deine Wege will ich ebnen. Mit dir ist Gott — und du, fürwahr, bist ein verborgner Gott, du bist der Gott Israels, du der Heiland!'

„Soll ich dir noch mehr sagen, Jehiel bar Obadja? — Wie sollen wir Fremde, die glauben wie wir, aus dem Hause stoßen, wenn der große Jesaias den König Kores, den Anhänger Zoroasters, den Feueranbeter, als unsern Gott und Heiland erklärt?"

Jehiel biß sich auf die Lippen. Er mußte herauskommen mit der bittern Botschaft, die er dem Alten bringen sollte und wußte nicht, wie ers anstellen mochte. „Höre, Jedonja," begann er, „es hat sich manches geändert im Lande der Juden. Das Gesetzbuch —"

Digitized by Google

Aber wieder unterbrach ihn der Alte. „Wir haben es angenommen. Ihr habt es dem Mose unterschoben — das wundert mich, da dessen Namen doch ägyptisch ist und nicht hebräisch! Nicht auf einmal drang es hier durch — es dauerte Generationen, bis man sich daran gewöhnte in unsern ägyptischen Kolonien. Aber wir nahmen es an — ich sagte dir schon, daß unser neuer Tempel weder Flügelschlangen haben wird, noch Masseben und Ascheren."

„Das Gesetz ist größer geworden und strenger," fuhr Jehiel fort. „Ezra brachte ein neues Gesetz mit aus Babylon."

„Mein Sohn sprach davon," erwiderte Jedonja, „er hat sich gut umgehorcht bei den Leuten in Juda und Samaria. Ein neues Gesetz — und auch das geht auf Moses' Namen, des Mannes, der an unserm Nil geboren war! Weißt du, Jehiel — es ist ein enges Gesetz, und kein Kind dieses mächtigen Stromes würde es ausgedacht haben. Ich kenne noch nicht viel davon — aber das weiß ich, daß es ein Gesetz aus der Knechtschaft ist. Die freien Juden in Juda und Samaria, die, die zurückgeblieben und nicht verschickt wurden in die Sklaverei, die mögen es nicht!"

„Sprich nicht von den Samaritern," erwiderte Jehiel, „wir hassen sie mehr wie die Ungläubigen!"

Jedonja sagte: „Für uns sind sie Juden, wie die Leute aus Juda. — Ihr wurdet sehr reich in Baby-

Digitized by Google

lon, trotz aller Knechtschaft, und Ezra und die Vornehmen konnten den großen Ferman kaufen von Artaxerxes, dem Perserkönig, der sie zurückführte nach Jerusalem und ihnen Macht gab für ihr neues Gesetz. Dennoch — nicht Ezra vermochte es durchzusetzen, daß man das neue Gesetz anerkannte im Judenlande. Das tat sein Freund, Nehemia, der Mundschenk war an des Perserkönigs Hof — der kam, der setzte es durch — gegen den Willen des Volkes. Sei es, wie es sei — ich will nicht rechten mit dir, Jehiel! Wenn es das Gesetz nun ist — wir wollen uns fügen. Wenn ihr Neuerungen habt, sagt sie uns. Wir können nicht mit Gewalt große Änderungen schaffen, nicht von heute auf morgen — das muß langsam gehn und allmählich in unseren Städten im Ägypterlande. Das wirst du begreifen, Jehiel! Aber wir werden das Gesetz erfüllen: unser Tempel in Jêb soll nicht nachstehn dem in Jerusalem. Du wirst mir alles sagen, Bruder, ich werde es selbst niederschreiben auf neue Papyrusrollen. Morgen am Tage! — Nun aber komm, das Volk wird ungeduldig. Fünf Jahre haben sie gewartet, daß man den Grundstein zum neuen Tempel setze — so laß sie nicht länger noch warten."

Er wandte sich zum Gehn, faßte den Arm Jehiels. Aber der machte sich los, sagte rasch: „Ich kann nicht mit dir kommen, Jedonja!"

Digitized by Google

Der Alte erschrak: „Was ist dir? Fühlst du dich krank? Hat die Reise —"

„Nein! Nein!" rief der Mann aus Jerusalem. „Ich kann nicht mit dir kommen, weil — weil —" Er suchte nach Worten, hob die Arme und ließ sie wieder fallen. „Hör mich, Alter," fuhr er fort. „Der Hohepriester und der Rat von Jerusalem verbieten euch, euren Tempel wieder aufzubauen!" Er atmete auf, wie erlöst — endlich war es heraus.

Der alte Mann griff sich mit der Hand an den Kopf. Er schwankte, taumelte, faßte die Zinnen, um nicht zu fallen.

„Was?" stammelte er. „Was sagst du da?"

Jehiel antwortete nicht. Ein Schweigen — von unten her hörte man eine Stimme, die vom Tempelplatze her schallte. Irgend jemand redete da — man hörte seine letzten Worte durch die Nacht:

„— — ersten Stein setzen noch in dieser Nacht! Und in kurzer Zeit wird unser Tempel hier stehn — größer, herrlicher als je zuvor! Gelobt sei Jahwe, der Herr der Heerscharen!"

Und die Menge nahm es auf, schrie und jubelte.

Jedonja zitterte. „Was sagst du da?" wiederholte er. Dann besann er sich. „Nein — nein — das ist unmöglich — das kannst du nicht gesagt haben! Irgendein Dämon hat mir das Wort in die Ohren geraunt!" Er lachte auf, fuhr fort: „Ich werde sehr alt — kindisch! Ich glaubte

Digitized by Google

eben, daß — Aber, es ist dummes Zeug! Ich besinne mich gut, du hast mir und meinem Sohne gesagt, daß unsere Trauer zu Ende sei! Daß wir trinken sollten und schmausen —"

„Das habe ich gesagt," fiel Jehiel ein, „das ist die Botschaft des Hohenpriesters und des Rates: ‚Ihr sollt eure Trauer aufgeben! Sollt schmausen und Wein trinken! Sollt die Trauerkleider ablegen! Sollt euch salben und zu euren Weibern gehn!' Aber, Jedonja — euren Tempel dürft ihr nicht wieder aufbauen!"

Jedonja sah ihn starr an, unbeweglich. Dann plötzlich sank er um — wie ein ägyptischer Stier, dem des Metzgers Steinkeule den Schädel zerschmettert. Jehiel sprang hinzu, richtete ihn auf, führte ihn zu der Bank.

„Ich kann es nicht ändern, Alter," sagte er, „ich bin nur der Bote, habe auszurichten, was mir aufgetragen wurde."

Der Alte schüttelte den Kopf, wischte einen starken Schweiß ab, der ihm aus den Schläfen brach.

„Warum?" begann er. „Warum? Ist es, weil bei unserm alten Tempel Steinkegel standen und heilige Pfähle? Weil wir Tammuz opfern und dem Sonnengott, Hanat und Aschima? — Ich schwöre dir, bei meinem Leben, bei dem Leben meiner Kinder und Enkel und Urenkel — wir wollen es nicht mehr tun, wenn Jerusalem das ver-

Digitized by Google

langt! Nehmt uns Tammuz — nehmt uns Heimat — aber laßt uns Jahwe!“

Der Mann aus Jerusalem antwortete nicht.

„Das kann nicht dein Ernst sein,“ fuhr der Alte fort. „Wir haben viele Geschenke nach Jerusalem gesandt, gemünztes Gold, silberne und goldene Becher und Schalen — ihr habt sie alle genommen. Wir wollen euch dreimal soviel schicken! Wenn wir Unrecht taten, wenn wir verstießen gegen das neue Gesetz, das wir nicht kannten — legt uns Buße auf! Wir wollen sie getreulich erfüllen! Der Perserkönig gab euch Vollmacht über Juda und Jerusalem und alle Juden — setzte euch zu Richtern ein über jeden Juden, der das Gesetz Gottes und das Gesetz des Königs nicht befolgt — so ist euer Gesetz Gottes Gesetz, wie es des Königs Gesetz ist. So richtet dann! Aber der König selbst und seine Statthalter gaben uns Erlaubnis für unsern Tempelbau — warum weigert ihr sie?“

Drei Männer stürzten die Treppe hinauf, zwei babylonische Krieger und ein Hauptmann, ein Perser.

„Artaphernes schickt mich!“ rief er. „Wir haben Nachricht, daß die ägyptischen Truppen vor der Stadt aus ihren Quartieren getreten sind. Sie haben ihre Offiziere ermordet und versammeln sich in dem Palmenwalde bei dem Tempel des Chnûb. Du sollst sofort deine Leute zusammenrufen, dein Tor und deine Mauer stark besetzen.

Digitized by

Dein Sohn Machseja soll sich bereithalten mit zweihundert Mann; er soll bei Morgengrauen hinauf zu den Stromschnellen, soll die Felseninseln besetzen, die Satis und Anubis heilig sind, den ägyptischen Göttinnen."

Jedonja richtete sich auf: „Sage dem General, Hauptmann Hornuphis, daß seine Befehle ausgeführt werden."

Der Hauptmann wandte sich zum Gehn. „Er läßt dir noch sagen, Jedonja," rief er, „du möchtest sofort deinen Tempelstein setzen. Die phönikischen und babylonischen Hilfstruppen teilen die Angst von euch Juden — setze den Stein, das gibt ihnen im Augenblick den Mut wieder!" Mit langen Sätzen sprang er die Treppe hinab.

Wieder wandte sich Jedonja an den Mann aus Jerusalem. „Hörst du es, Jehiel," sprach er, „hörst du es? Alles Volk in Jêb, Juden und Ungläubige, glauben fest an die Prophezeiungen des Weibes des Mahûzija! Sie kämpfen mit halbem Mute, wenn der Grundstein nicht steht zum Jahwetempel, werden wir Kinder sein vor dem Schwert der Ägypter."

Jehiel schüttelte langsam den Kopf. „Ich kann dir nicht helfen, Jedonja! Das Gesetz bestimmt — und es ist nicht das des Ezra, sondern das zweihundert Jahre alte schon, das er vervollkommnete — daß nur in Jerusalem, nur in der heiligen Stadt selbst, Jahwe seinen Sitz hat. Nur dort darf sein Tempel stehn, nur dort sein Opferaltar!"

Digitized by Google

„Als wir fortzogen von Juda," flüsterte Jedonja, „da stand auf jeder Höhe und unter jedem grünen Baum sein Tempel oder sein Altar!" Dann besann er sich, seine Stimme hob sich: „Aber Jesaias, unser größter Prophet sagt: ‚Fünf Städte in Ägypten werden die Sprache Kanaans sprechen und beim Jahwe der Heerscharen schwören. Ein Altar Jahwes wird inmitten Ägyptens stehn — das wird für Jahwe der Heerscharen ein Zeichen und Zeugnis in Ägypten sein: wenn sie von Bedrängern zu Jahwe schreien, wird er ihnen einen Retter senden, der streiten und sie befreien wird!' — So sprach Jesaias, der große Prophet, lange nach diesem Gesetze! Und ist es nicht wahr, was er sagte? Die Bedränger stehn vor den Toren und wir schreien zu Jahwe! Auch der Retter naht schon auf dem Nile — Artabanos, den uns mit starken Truppen der Statthalter zu Hilfe sendet — der wird für uns streiten und uns erretten, wenn nur erst der Stein zu Jahwes Tempel steht!"

Jehiel antwortete: „Die Propheten sind unverantwortlich — ich bin nicht ihr Richter, der urteilt, ob sie wahr oder falsch sprachen. Ich weiß, daß das alte Gesetz nie streng durchgeführt wurde — heute aber wird es das, seit den Tagen von Ezra und Nehemia! Für dieses Gesetz aber stehe ich vor dir, Jedonja, im Namen des Hohenpriesters und des Rates von Jerusalem, deinen Richtern, die Jahwe selbst und der Perserkönig über dich

setzten. Und in ihrem Namen verbiete ich dir, deinen Tempel zu bauen!"

Weit her, außerhalb der Mauern der Veste, aus dem Palmenwalde her und von den Sykomoren, die den Säulentempel des Chnûb umstanden, hörte man ein verworrenes Geschrei. Dann ein dumpfes Getöse, Schlagen von Waffen, Schildern und Speeren aneinander. Gleich darauf erscholl ein harter Lärm vom Löwentor her, der sich rasch fortsetzte zwischen den Häusern. Jedonja trat an die Zinnen, blickte hinüber, sah Männer und Weiber aufgeregt durch die Gassen stürzen. Er erkannte seinen Hauptmann Hoschea, rief ihn an, befahl ihm, er solle alle Krieger sofort zusammenrufen. Dann klatschte er dreimal in die Hände, rief dem heraufeilenden Sklaven zu, sein Rüstzeug zu bringen.

Seines Sohnes Stimme rief ihn zurück an die Zinnen des Daches. „Die Ägypter haben ein Boot abgefangen," schrie er hinauf, „das der Statthalter sandte. Aber einer der phönikischen Seeleute ist entronnen; man brachte ihn durchs Löwentor! Er bringt die Nachricht, daß der König tot sei!"

„Der König tot!" flüsterte Jedonja, „unser Herr, unser Schützer, König Darius tot!"

„Beim Jahwe der Heerscharen, Vater," scholl Machsejas Stimme, „zögere nicht länger, setz den Tempelstein! Die ägyptischen Meuterer wissen

Digitized by Google

vom Tode des Königs, hörst du nicht ihren Jubel vom Tempel des Chnûb her? Sie werden die Verwirrung benutzen, werden uns angreifen noch heute nacht! Ich flehe dich an, Vater, komm herunter mit dem Manne aus Jerusalem, setz den Tempelstein für Jahwe, unsern Gott, der die Stadt schirmt vor allen Feinden!"

Noch einmal wandte sich Jedonja an Jehiel. „Kannst du noch schwanken?" rief er. „Für den Hohenpriester, sagst du, stehst du vor mir, für den Hohen Rat von Jerusalem! So handle in ihrem Namen! Glaubst du, daß sie zögern würden in diesem Augenblick? Wenn du zurückkommst, schildere ihnen, was du hier sahst — Jahwe selber wird aus dir sprechen! Sie werden es verstehn, werden gut heißen, was du tatest. Sei du der Retter, von dem Jesaias sprach: gib die Erlaubnis zum Tempelbau!"

Aber Jehiel bar Obadja blieb ungerührt. „Nicht ich — das Gesetz hat gesprochen!" antwortete er.

Jedonja faßte seinen Arm. „Siehst du denn nicht, was das bedeutet?" schrie er. „Syene ist völlig unzuverlässig, vielleicht ist es in dieser Stunde schon in den Händen der Ägypter. Fällt unsere Veste, so ist die ganze Thebais in der Gewalt der Feinde! Der Tod des Königs stählt ihre Arme — sie werden das Joch der Perser abschütteln und ganz Ägypten gewinnen! Das bedeutet den Tod aller Perser — und aller Juden zugleich!

Digitized by Google

Hörst du, Jehiel, aller, aller Männer und Weiber und Kinder! Auch meinen, Jehiel, auch deinen! Und die Griechen werden aufstehn, die seit des Xerxes Zeiten den Perser hassen! Hier in Ägypten, wie in Ionien und Lydien. Sie werden das Reich der Perser zerschlagen und mit ihm Juda und Jerusalem! Gib deine Erlaubnis — rette diese Stadt und mit ihr dein eigen Land! Komm mit mir, Jehiel, laß uns den Tempelstein setzen!"

Jehiel bar Obadja schüttelte den Kopf. „Das Gesetz verbietet es!" sagte er.

Erneut brach der Lärm herauf, diesmal dicht unter dem Hause. „Jedonja," schrien die Juden. „Jedonja bar Gemarja! Oberster! Jedonja! Komm herab! Eile! Setze den Grundstein zum Tempel!"

Schweigend blickte Jedonja auf den Fremden. Wortlos, lautlos flehte er, ein letztes Mal. Aber Jehiels Auge wandte sich ab.

Da trat der alte Mann an die Zinne. „Schweigt," rief er herunter, „schweigt alle! Ich, Jedonja, euer Oberster, will zu euch sprechen. Hört mich, ihr Juden von Jêb! Dieser Mann, der Bote aus Jerusalem, Jehiel bar Obadja, von den Kindern Sephatja, aus Bethanien, dieser Mann kam zu uns, gesandt von dem Hohenpriester und dem Rate von Jerusalem. Und im Namen des Hohenpriesters und des Rates der heiligen Stadt und im Namen des Gesetzes verkündet er uns, daß wir nicht mehr

Digitized by Google

trauern sollen über die Vernichtung unseres Tempels! Wir sollen Festkleider anlegen, sagt er, sollen uns salben und trinken und schmausen und zu unsern Weibern gehn! Das ist der Befehl unserer Richter, des Hohenpriesters und des Hohen Rates im Namen des Gesetzes! Aber, sagt er: unsern Tempel dürfen wir nicht wieder aufbauen und dürfen keinen Grundstein zu unserm Tempel setzen! Denn so ist das neue Gesetz der Juden: nur in Jerusalem selbst darf des Jahwe Tempel stehn und nur dort sein Altar — sonst aber nirgend in der Welt. — Weil unser Tempel zerstört ward von den Priestern des Chnûb — eben darum sollen wir nun jubeln, sagt er, und frohlocken — denn er war ein Greuel vor dem Gesetz! Und das Gesetz der Juden in Jerusalem verbietet euch alle Götter — ihr sollt nicht beten zu dem Sonnengott auf den Dächern noch zu den Teraphim in den Häusern! Zu Aschima nicht, noch zu Tammuz, dem Frühlingsgott — auch nicht zur Hanat des Jahwe! Nur zu Jahwe selbst dürft ihr beten — so sagt das Gesetz! Aber einen Tempel dürft ihr ihm doch nicht errichten, noch einen Altar bauen — und dürft ihm kein Opfer bringen, weder Rauchopfer noch Speiseopfer noch Tieropfer! Denn das dürfen nur die Juden und nur die ihrer Priester, die in Jerusalem wohnen. So sagt das Gesetz!"

* * *

Digitized by Google

Amyrtaios selber, der dann Pharao wurde, führte die Ägypter gegen die Mauern von Jêb. Pia, des Espemut Sohn, zog von Syene heran; er erschlug den jüdischen Hauptmann Qonja und seine Hundertschaft. Alle griechischen, alle libyschen Truppen traten über zu den Ägyptern, später auch die Phöniker. Dargman, der die Fahne der Babylonier führte, hielt diese fest in der Hand; sie gingen nicht über zum Feinde. Aber ihr Widerstand war schwach, wie der der Juden —

Jeder kannte die Worte des Weibes des Mahûzija, der Prophetin, die sie so oft durch die Gassen schrie:

„Wir sind zuschanden geworden, an dem Tage, da die Fremden über das Heiligtum des Hauses des Herrn kamen. Und laßt ihr die Schmach währen — so wird euch der Herr züchtigen! Ihr mißachtetet seinen Befehl — so wird der Herr den Nilstrom mit euren Leibern füllen — die sollen ein Liedlein singen!

„Siehe, die Zeit ist gekommen, da im ganzen Lande seufzen sollen die tötlich Verwnndeten. Man wird ein Geschrei hören zu Jêb und großen Jammer im Lande der Ägypter. Der Herr zerstört die Veste Jêb — Schwert kommt über Männer und Weiber von Jêb und über seine Kinder, Schwert kommt über Rosse und Wagen und alles Volk.

„Denn Jêb, die Veste, soll vertilget werden, darum,

Digitized by Google

daß sie sich wider den Herrn erhoben; Furcht, Grube und Strick kommt über euch — so spricht der Herr."

Jeder kannte die Worte — jeder wußte, daß der Tag nun gekommen war. Wie mochte man da fechten?

Nur die Schleuderer Dargmans, des Iraniers, die hundert Heiden aus der Oase Châresm, standen ihren Mann. Sie verstanden nicht, was die andern redeten, sprachen nur ihre wilde Sprache vom Oxus. Man erschlug sie, jeden einzelnen, und warf ihre Leiber in den Nil.

Und alle Perser erschlug man, die in der Veste waren. Und die Juden. Alle, Männer, Weiber und Kinder.

Am Elefantentor fiel der Fünfundachtzigjährige, Jedonja, des Gemarja Sohn; eine Leiche, fiel er über die Leiche seines Sohnes Machseja.

Aber den Mann seiner Enkelin, Ashor, des Zacho Sohn, den ägyptischen Baumeister, den fingen sie. Schlugen ihn ans Kreuz.

Digitized by Google

MEINE MUTTER, DIE HEX

Die Hexen zu dem Brocken ziehn
Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün.
Dort sammelt sich der große Hauf,
Herr Urian sitzt oben auf.

Goethe.

MEINE MUTTER. DIE HEX'

So schrieb Dr. Kaspar Krazykat an seinen Bruder —

„Lieber Bruder: dank für Deinen Brief — den ersten seit acht Jahren, es mögen auch zehn oder zwölf sein. Und es ist sicher noch längere Zeit her, seit ich Dir geschrieben habe. Das ist gewiß gut so gewesen: da wir immer nur durch die Mutter voneinander gehört haben, uns also recht eigentlich nur mit ihren Augen gegenseitig ansehn, so ist stets eitel Harmonie und Eintracht zwischen uns gewesen, wir haben nur Liebe und Freundschaft füreinander gehegt. Die paarmal, die wir uns gelegentlich irgendwo in der Welt trafen, waren stets viel zu kurz, um auch nur den kleinsten Schatten auf dieses ideale Verhältnis werfen zu können.

Digitized by Google

Wenn ich Dir nun plötzlich Deinen Brief beantworte — und Dir so lange und ausführlich schreibe, wie ich es tun muß, so wirst Du begreifen, daß ein außerordentlich triftiger Grund dazu vorliegen muß.

Du schreibst mir, lieber Bruder, in heller Freude und Begeisterung. Du bist ja nun auch bald fünfzig, hast wie ich die Frauen in allen fünf Erdteilen kennen gelernt und darfst Dir also schon ein Urteil erlauben. Nun hast Du Dich verlobt, willst in wenigen Wochen heiraten. Die junge Dame ist aus bester Familie, sehr reich, sehr schön, blühend von Gesundheit und intelligent dazu. Du liebst sie abgöttisch — sie Dich noch mehr — was kann man mehr verlangen? Auf zehn engbeschriebenen Seiten schwärmst Du von Deinem großen Glück — und ich will Dir aufs Wort jede kleinste Einzelheit glauben, will nicht annehmen, daß Deine Begeisterung auch nur um ein I-Tüpfelchen übertrieben hat. Auf der andern Seite: Deine hohe Stellung, Dein Einkommen, Deine eiserne Kraft, Deine männliche Schönheit — entschuldige die Komplimente, aber jedesmal, wenn ich bei Mutter zu Besuch bin, muß ich Deine neuesten Bilder bestaunen und Dein begeistertes Loblied anhören! Sie ist mit Recht stolz auf Dich, und, ganz ehrlich gesagt, ich bin es nicht weniger. Also: Deine Auserwählte kann sehr froh sein, daß sie Dich bekommt — und der

Digitized by Google

Altersunterschied macht dabei gar nichts aus. In Summa: nicht die kleinste Wolke am blauen Himmel Deines Glücks —ich sollte mich mit Dir freuen und Dir alle heißen Wünsche senden, daß es nur immer so bleiben möge!

Statt dessen: bitte ich Dich dringend und flehentlich: hebe sofort Deine Verlobung auf — heirate nicht!

Du, lieber Bruder, bist so kerngesund, wie ich es bin; mit einer ebenso gesunden Frau solltest Du gewiß starke und gesunde Kinder in die Welt setzen. Soviel Du weißt — und soviel ich bisher wußte — liegt in unserer Familie, weder väterlicher- noch mütterlicherseits, auch nicht ein einziger Fall vor, der Anlaß zu irgendeinem Bedenken geben könnte. Unser Vater selbst wurde alt genug und war stark und kräftig durch sein Leben hindurch, unsere Mutter ist über achtzig Jahre alt und dabei in der ganzen Stadt bekannt wegen ihrer erstaunlichen körperlichen wie geistigen Rüstigkeit und Regsamkeit. Dennoch: es ist ihretwegen, daß ich Dich warnen muß, lieber Bruder. Du weißt, daß irgendeine Krankheitsanlage, irgendeine seltsame Abnormität, was es immer sei, oft genug sich nicht von den Eltern auf die Kinder vererbt, sondern eine Generation überspringt: ich fürchte nun, daß die besondere Anlage unserer Mutter bei deiner Nachkommenschaft wieder herauskommen könnte.

Digitized

Ich selbst, lieber Bruder, war drei- oder viermal in meinem Leben in genau der Lage, in der Du jetzt bist. Damals wußte ich noch nichts von dem, was ich jetzt weiß, nichts von der erstaunlichen Natur der Frau, die unsere Mutter ist. Es muß also wohl ein geheimer Instinkt gewesen sein, der mich jedesmal im letzten Augenblick glücklich davor bewahrte, den Schritt zu tun, den Du jetzt zu tun entschlossen scheinst: zu heiraten. Jedesmal kam mein Benehmen allen Freunden und Bekannten als völlig sinnlos, ja beinahe als verrückt vor. Es würde zu weit führen, Dir jeden Fall meiner Verlobungen und abrupten Entlobungen zu schildern. Nur von einem möchte ich Dir wenige Worte sagen — er ist auch für die andern charakteristisch. Damals sollte ich am nächsten Tage ein Mädchen heiraten, von der ich noch heute all das behaupten könnte, was Du in Deinem Briefe von Deiner Braut schreibst. Nur hatte ich damals zu einer Heirat noch viel triftigere Gründe, die bei Dir ganz und gar nicht vorliegen. Ich war vollständig ohne jede Mittel, hatte schon über ein Jahr nur von Schulden gelebt — ich glaube, ich habe auch Dich damals angepumpt. Meine Nerven waren völlig herunter, ich hielt mich seit Monaten nur mittels aller möglichen Stimulantien notwendig aufrecht. Recht eigentlich aber war es eben diese Frau, die mich am Leben erhielt — an die ich glaubte und die ich liebte.

Digitized by

Als ich am Vorabend des zur Hochzeit festgesetzten Tags zu Bett ging, hatte ich das sichere Gefühl: nun bist Du endlich heraus aus all dem Dreck. Ich drehte das Licht aus mit dem höchst angenehmen Bewußtsein, am andern Morgen zum ersten Mal etwas außerordentliches Gescheites zu tun. Wir sind ja, Du wie ich, sehr gute Schläfer; vielleicht ist es das, was uns so frisch erhält. Zwei Minuten, nachdem ich die Decken über mir fühle, bin ich gewiß fest eingeschlafen — so ist es heute noch und so war es von jeher. Dies war eine der wenigen Nächte in meinem Leben, in der ich nicht schlafen konnte. Nicht, daß ich über irgend etwas nachdachte. Aber etwas dachte in mir. Es war, als ob irgendein Fremdes in mir grüble, um aus einer verborgenen Tiefe einen schlummernden Gedanken herauszuholen. „Ich," mein Bewußtsein, sah dem zu — ich hatte ein Gefühl seltsamer Neugierde, ob dieser Gedanke, der mir im übrigen völlig gleichgültig war, zum Vorschein kommen würde oder nicht. Das ging eine Weile, dann versuchte ich, davon loszukommen und mir bewußt etwas anderes vorzustellen. Das Naheliegendste war natürlich meine Braut — ich malte mir aus, wie ihr der Brautschleier und die Orangenblüten stehn möchten. In demselben Augenblicke empfand ich, daß der geheime Gedanke, der in meinem Unterbewußtsein spielte, eben mit meiner Braut — mit der Braut in Schleier

Digitized by Google

und Orangenblüten — etwas zu tun haben müsse. Und gleich darauf sprang dieser Gedanke über die Grenze — krallte sich in mein Hirn, saß fest: „Hol sie nicht zum Standesamt! Bring sie nicht zur Kirche! Heirate sie nicht!"

Einen kleinen Moment erschrak ich. Dann aber schien mir der Gedanke so komisch, daß ich laut an zu lachen fing. Ich stellte mir vor, wie unglaublich dumm, wie absurd, wie grausam und gemein das wäre! Sie, die ich liebte und die mich ebensosehr, oder gar mehr noch liebte, würde ich für ihr Leben unglücklich machen, vielleicht im Affekt zum Selbstmord treiben. Und mich selbst — wirklich, in der Lage, in der ich mich damals befand, blieb mir nicht viel anderes übrig! Wie die Dinge lagen, war es kompletter Wahnsinn, auch eine Sekunde nur zu zaudern.

Dennoch — der Gedanke war da, blieb, starr und breit: „Heirate nicht!"

Ich versuchte nun nach irgendeinem Grunde zu forschen, warum ich sie wohl nicht heiraten sollte. Aber ich fand keinen einzigen. Was mir auch immer einfiel — stets war es eine große Stütze für das ‚Ja'! Aber das ‚Nein' irrlichterierte so herum, hier auftauchend und da, nirgends greifbar.

Ich gab mir alle redliche Mühe, einzuschlafen. Es ging nicht. Ich stand auf, drehte das Licht an, nahm meinen Kimono und rannte so umher. Ich

Digitized by Google

versuchte, zu lesen, rauchte eine Zigarette und noch eine. Ich lief von einem Zimmer ins andere, starrte jedes Bild und jedes Möbel an, öffnete ein Fenster, blickte hinaus — versuchte auf jede Weise, von dem Gedanken fortzukommen.

Aber der ließ mich nicht. Hielt mich fest: „Tus nicht!"

Schließlich saß ich am Schreibtisch. Ich schrieb einen langen Brief an irgendeine Frau, zu der ich einmal in Beziehung stand, erzählte ihr, daß ich heiraten würde, nahm Abschied. Es war ein sehr geschraubter Brief — völlig überflüssig, da ich mit der Frau seit Jahr und Tag nichts mehr zu tun hatte. Das war mir von der ersten Zeile an bewußt. Dennoch schrieb ich den Brief. Stellte mir dann vor, was sie wohl sagen möchte, wenn sie ihn bekomme. Und wieder, was sie sagen möchte, wenn ich ein paar Stunden später selber kommen würde, um ihr zu erzählen, daß ich doch nicht geheiratet habe?

Natürlich zerriß ich den Brief.

Dann nahm ich einen neuen Bogen — ich schwör Dir, daß nicht „ich" schrieb, ob auch meine Hand die Feder übers Papier gleiten ließ. Die schrieb an meine Braut: „Es geht nicht. Ich kann nicht heiraten. Ich weiß keinen Grund — aber ich kann nicht."

Diesen Brief gab meine Hand in den Umschlag, schrieb die Adresse und klebte Freimarken darauf.

Meine Beine trugen ihn hinunter, die Treppen hinab, auf die Straße — so kam er in den Postkasten.

Ich ging wieder hinauf, legte mich zu Bett; schlief im Augenblick.

Am andern Morgen erinnerte ich mich ganz genau an das, was ich getan hatte. Ich hatte nur ein Empfinden — den Erklärungen, den Auseinandersetzungen zu entgehn. Ich packte eine Handtasche, fuhr zum Bahnhof, nahm eine Fahrkarte, irgendwohin, und reiste ab.

Das ist nun viele Jahre her. Ich habe oft darüber und sehr eingehend nachgedacht; immer und immer wieder mußte ich mir sagen, daß ich gegen jede Vernunft gehandelt hatte, daß ich mein eigenes Glück wie das anderer in sinnloser, kindischer und grausamer Weise zertreten hatte. Und dennoch konnte ich zu gleicher Zeit das Gefühl nicht los werden, daß es — dennoch — das einzig Richtige und Mögliche war, ob ich nie auch nur den Schatten eines Grundes dafür finden konnte.

Ganz ähnlich, wenn auch nicht entfernt so kraß, handelte ich in den andern Fällen. Zunächst fest zu einer Heirat entschlossen, wurde mir, je näher dieser Tag heranrückte, um so unhaglicher zumute, bis ich schließlich durch eine Absage mich befreite. Freilich suchte ich hier stets, unbewußt, nach einem Grunde — und fand ihn auch. Ich redete mir dann selbst ein, daß

Digitized by

dieser Grund ein sehr triftiger sei; wenn ichs mir heute überlege, so waren alle meine Begründungen recht fadenscheiniger Natur. Einmal schrieb ich einen höchst sentimentalen Absagebrief, der in dem Satz gipfelte „daß ich meine Freiheit nicht aufgeben, mich nicht in einen goldenen Käfig einsperren lassen könne". Ein ander Mal—

Aber ich möchte Dich nicht mit diesen Lebenserinnerungen langweilen. Genug, daß ich Dich versichere, daß ich stets mir selbst etwas vorlog, wenn ich mir einbildete, aus diesem oder jenem Grunde von der Heirat zurückzutreten. Ich sehe heute ein, daß alle die Einwände, die ich machte, barer Unsinn waren — sie überzeugten natürlich auch niemals die andere Seite. Heute aber weiß ich, woraus der instinktive Widerstand, der mich jedesmal von einem solchen entscheidenden Schritt zurückhielt, resultierte.

Ich bin nun seit über drei Monaten bei unserer Mutter zu Besuch; sah sie seit langen Jahren zum ersten Male wieder. Ich habe wenig zu tun; so bin ich täglich viele Stunden allein mit ihr beisammen. Ohne daß ich recht eigentlich wollte, ohne im entferntesten auch nur die Absicht zu haben, habe ich sie während all dieser Wochen sehr genau beobachtet. Ich hatte wieder einmal das unbewußte Empfinden, als ob ich etwas suchen müsse.

Ich suchte also. Und ich fand —

Das Ergebnis ist: Du und ich, wir beide dürfen nie heiraten. Deshalb nicht, weil die große Möglichkeit besteht, daß das eine oder andere unserer Kinder mit Überspringung einer Generation die Anlage unserer Mutter erben könnte. Das werden könnte, was sie ist — eine Hexe.

Gewiß wirst Du hier lachen. Vielleicht dann nach einer Weile ein ernstes Gesicht machen, den Kopf schütteln und einen mehr oder weniger gelinden Zweifel in meine Zurechnungsfähigkeit setzen. Seis darum! Mir selbst kam — als mir meine Entdeckung zum erstenmal klar vor Augen trat, dieses für unsere Zeit so sinnlose, komische, harmlose und kindische Wort „Hexe" nicht weniger lächerlich und absurd vor. Ich zweifelte selbst an meinem Verstande — genau wie Du es tun wirst. Aber lies nur weiter: wenn Du nach dem, was ich Dir mitteilen werde, noch zweifeln kannst, wenn es mir nicht gelingen sollte, Dich von der Wahrheit dessen, was ich Dir erzähle, zu überzeugen — nun, so tu leichten Herzens das, was ich ein Verbrechen an der Menschheit nenne: heirate! Zeuge Kinder, setze — Hexen in die Welt!

* * *

Du weißt natürlich, so gut wie ich, von dem erstaunlichen Zauber, der von unserer Mutter ausgeht, und dem sich nicht so leicht jemand ent-

Digitized by

ziehn kann. Jedes Kind in der Stadt kennt sie, so gut wie jeder Erwachsene. Wenn sie morgens mit ihrem Stocke ausgeht, so steht ganz gewiß an jeder Straßenecke irgendein weibliches oder männliches Wesen, das sie über den Fahrdamm hinüberführt und wohl acht gibt, daß nicht ein Auto, ein Fahrrad, eine Trambahn ihr zu nahe kommt. Wenn sie eingekauft hat, kommt ganz sicher irgendein Kind auf der Straße zu ihr und bittet, die Paketchen tragen zu dürfen. In der vollbesetzten Straßenbahn, im Omnibus, auf den Rheinschiffen steht nicht nur ein Herr, der gerade vor ihr sitzt, auf, um ihr seinen Platz zu geben — nein, alle Herrn und alle Damen wetteifern, ihr ihren Sitz anzubieten. Die Liebenswürdigkeit der Angestellten in der Oper, im Theater und den Konzertsälen, sowie in den Läden und den Restaurants, in denen wir zuweilen nachtmahlen, ist verblüffend, fast beschämend — es ist, als ob die Leute wetteiferten, unserer Mutter eine Freundlichkeit zu erweisen. Jeden Abend, wenn ich mit ihr ein Stündchen spazierengehe, erstaune ich von neuem. Bekannte Herrn oder Damen, auch Kinder, die grade Blumen in der Hand haben, eilen herbei, wenn sie sie sehn, um ihr die Blumen zu geben; es vergeht dabei nicht ein Tag, ohne daß man ihr Blumen in Vasen oder Töpfen ins Haus sendet. Ich werde jeden Morgen zum Begießen angestellt — und es nimmt mich fast vierzig Minu-

Digitized by Google

ten, bis ich glücklich durch bin. — Ich weiß nicht, ob sie Dir jemals von ihren „Namenstagen" geschrieben hat. Vor ein paar Jahren überlegte sie sich, daß ein einziger Geburtstag doch sehr wenig sei in einem ganzen langen Jahre und beschloß daher, auch ihren ‚Namenstag' zu feiern. Um den festzustellen, sah sie im Kalender nach — sie heißt, wie Du weißt, Johanna Nepomucena Hubertina Maria. Hubert — das gibts nur einmal, im November, und der Johann von Nepomuk ist auch nur einmal da. Aber all die andern Johannestage und Marientage — es ist eine wahre Freude! So erklärte sie, daß sie sich nicht für den einen oder andern Tag besonders entschließen könne— sie würde sie eben alle feiern! Das sprach sich rund — und seither schickt ihr zu jedem dieser Dutzende von Namenstagen die gesamte Verwandtschaft und Bekanntschaft und Nachbarschaft Blumen und Geschenke ins Haus. Ihr Balkon, der auf die Klostergärten hinausschaut, ist recht eigentlich ein Blumenkorb; sie sitzt mitten drin zur Teestunde mit jungen Leuten, Malern und Bildhauern, Musikern, Sängern und Schauspielern, Männlein und Weiblein. Auch anderen Leuten freilich — aber die Kunst gibt doch immer den Ton an. Und immer: Jugend — sie mag die alten Leute nicht. Du und ich — wir sind ihr eigentlich schon viel zu alt, nur sieht sie uns, als ihre Kinder, eigentlich immer noch als kleine Jungen. Und das

ist gewiß, daß unsere alte Mutter zwischen allen immer noch die Jüngste ist — so lebhaft, so munter, so voll von sprudelndem Geist ist sie. Immer sagen die Leute, sie müsse ein geheimes Lebenselixier haben — dann lächelt sie.

Natürlich herrscht sie; duldet keinen andern Willen im Hause neben dem ihren. Was mich betrifft, so werde ich immer noch ‚erzogen', bekomme täglich einen Strafzettel. Fünf Mark, weil ich zu spät zum Frühstück gekommen bin, zwanzig Mark wegen spöttischen Lächelns, dreißig Mark, weil ich den Kaffee nicht so vorzüglich fand wie gewöhnlich, zehn Mark wegen mürrischen Gesichts usw. Sie tuts billig, wie Du siehst, aber unter fünzig Mark Strafe komme ich doch keinen Tag weg. Die Mutter ist sehr vergnügt, diese neue Einnahmequelle entdeckt zu haben. Sie hat gar keinen Sinn für Geldeswert; hilft jedem, ders nötig hat und macht natürlich Schulden wie ein Student. Und genau so sorglos sammelt sie die Rechnungen und gibt sie mir oder Dir, lieber Bruder, wer von uns gerade zum Besuch kommt, zur freundlichen Begleichung.

Das alles ist freilich entzückend; genau wie jeder andere, bin auch ich von dem Charme dieser alten Dame, die wir Mutter nennen dürfen, bezaubert. Alles ist harmonisch an ihr; und manche kleinen Fehler dienen nur dazu, dies Gesamtbild noch anziehender zu machen. Und dennoch, diese Frau ist —

Digitized by Google

Ein wenig nach elf pflegt sie zu Bett zu gehn. Ich bringe sie dann in ihr Schlafzimmer, sage ihr Gutenacht und gehe hinauf in meine Zimmer. Vor einiger Zeit hatte ich irgendein Buch vergessen; ich ging also wieder hinunter, es zu holen. Kam durch den Flur, klopfte vorsichtig an ihrer Tür. Keine Antwort. Da sie kaum schon eingeschlafen sein konnte, wiederholte ich mein Klopfen, öffnete endlich vorsichtig die Türe. Das Zimmer war halb erleuchtet, das Bett unberührt. Ich ging durch das Eßzimmer in ihr Wohnzimmer; dort sah ich sie auf einem Sessel sitzen. Völlig angekleidet, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, den Kopf in den Händen haltend. Ihre Augen waren weit offen — starrten ins Leere. Ich trat ein, leise erst; machte dann absichtlich ein Geräusch — sie schien mich nicht zu hören. Zunächst erschrak ich — sollte ihr etwas zugestoßen sein. Aber der nächste Blick beruhigte mich — sie lebte und atmete. Ich setzte mich also, ein wenig von ihr entfernt, auf ein Sofa und beobachtete sie.

Sie rührte sich nicht. Ihre Züge waren regungslos, aber nicht starr; auch das Auge schien zu leben. Manchmal schien es, als ob ein unmerklicher Schauder sie ergriffe — doch mag ich da mich irren. Es war kein Licht im Zimmer, nur der volle Mondschein der Augustnacht fiel durch das weit geöffnete Fenster — sie saß mitten in diesem Silberlicht. Ich war so still wie sie; wartete,

Digitized by Google

wartete, daß irgendetwas geschehn solle. Aber es geschah nichts. Ich hörte die Pendule im Treppenflur schlagen; es war gerade halb zwölf.

Ich fühlte mit einer festen Gewißheit, daß ich hier vor einem seltenen Geheimnis saß; aber ich konnte mir keinen Reim darauf machen. Es geschah nichts, durchaus nichts. Endlich schien sie sich aus diesem Trancezustand zu lösen, seufzte ein- oder zweimal leicht auf, lächelte dann. Erhob sich, lächelte wieder, machte ein paar taumelnde Schritte dem Fenster zu. Sie war zweifellos nun völlig wach; ich sah sie ein paar welke Blätter von einem Geranium abbrechen und aus dem Fenster werfen. Dann kehrte sie um, ohne mich in meiner Ecke zu bemerken, ging mit festen Schritten ins Schlafzimmer.

Ich schlich zur Türe, lauschte. Ich hörte, wie sie sich wusch, auskleidete, zu Bett ging. Dann, nach sehr kurzer Zeit, die ruhigen Atemzüge der Schlafenden. Leise ging ich aus dem Zimmer; die Uhr zeigte noch nicht halb eins. Ihr Starrzustand mochte also höchstens vierzig Minuten gedauert haben.

An den nächsten Abenden setzte ich meine Beobachtungen fort; betrat leise ihr Wohnzimmer, nachdem sie sich zum Schlafe zurückgezogen hatte und wartete in meiner Ecke. Ich wartete viele Stunden — sie kam nicht. In der vierten Nacht jedoch trat sie ein. Nicht zu derselben Stunde,

Digitized by Google

wie das erstemal, sondern einige Zeit später — augenscheinlich erwartete sie, bewußt oder unbewußt, das volle Aufgehn des Mondes. Sie trat still ins Zimmer und setzte sich auf einen Sessel — nicht auf den, auf dem sie das letzte Mal gesessen hatte, aber wieder in vollem Mondschein. Auch ihre Stellung war nicht die gleiche; diesmal griffen ihre Hände die Armlehnen — so starrte sie hinaus. Ich konnte genau die Zeit kontrollieren — sechsunddreißig Minuten verharrte sie, ohne sich zu rühren. Dann zog sie sich still wieder zurück.

Nichts in den nächsten Nächten und Wochen. Ich begriff, daß es irgendwie mit dem Vollmond zu tun haben müsse — so wartete ich bis zu dem des September. Da kam sie wieder; es war im allgemeinen das gleiche Schauspiel wie zuvor. In dieser Nacht geschah etwas, was mich dem Erfassen des Phänomens um ein Kleines näher brachte. Während die Mutter — diesmal hingen ihre blausilbernen Locken lang über die Schultern — sich in den Mondstrahlen badete, machte ich eine ungeschickte Bewegung, stieß ein kleines Tischchen um, auf dem zwei Blumenvasen standen. Aber trotz des überlauten Krachs rührte sich die Mutter nicht; sie hatte ganz offenbar nichts davon gehört. Ihr Körper saß da vor mir im Mondenlicht — aber ihr Geist war viele hundert Meilen entfernt. Ich horchte dann wieder, als sie in ihr Schlafzimmer zurückgekehrt war, an der Türe —

da hörte ich sie plötzlich der Türe sich nähern. Ich steckte rasch das Licht an, wandte mich zum Tisch, tat, als ob ich irgendetwas suche. Die Mutter öffnete die Türe. „Hast Du was vergessen?" fragte sie. Ihre Stimme klang ruhig, wie immer; nichts erinnerte an den somnambulen Zustand, in dem sie noch vor wenigen Minuten sich befunden hatte.

Ich antwortete, daß ich meine Füllfeder suche; sie lachte und meinte, daß sie ihre Uhr vergessen habe. Ich gab ihr noch einmal den Gutenachtkuß, und sie schärfte mir ein, nur ja nicht zu spät zum Frühstück herunterzukommen.

Es stand also fest, daß sie entweder nicht die geringste Erinnerung an ihren Trancezustand hatte, oder aber, wenn dies doch der Fall war, diesen Zustand längst so gewohnt war, daß sie ihm kaum noch Aufmerksamkeit schenkte, ihn wenige Minuten darauf wieder vergessen hatte. Zugleich aber war dieser somnambule Schlaf ein so fester, daß selbst ein so heftiges Geräusch, wie das Hinwerfen des Tisches mit den Vasen, sie nicht daraus zu erwecken vermochte. Und gewiß war, daß in diesen halben Stunden der Verzückung ihr Bewußtsein — ihr Geist, ihre Seele, wie Du es nennen willst — ihren Leib verließ, irgendwo anders weilte.

Wo aber? — Das galt es auszufinden.

Ich habe nun eine ganze Reihe merkwürdiger

Einzelheiten zusammengesucht, die mich, sehr langsam nur, auf die Spur führten. Einiges davon habe ich erst jetzt beobachtet. Das meiste aber war mir seit langen Jahren bekannt; nur habe ich ihm nie irgendwelche Bedeutung beigelegt. Du weißt, lieber Bruder, daß wir viele Kröten und Unken in unserm Garten haben. Sehr schöne, große Kröten, mit grün- und gelbgoldenen Augen — ich muß gestehn, daß ich die Vorliebe der Mutter für diese Tiere durchaus teile. Erinnerst Du, wie wir als Buben ihnen Milchnäpfe hinstellten? Vermutlich wären ihnen Engerlinge und Regenwürmer viel erwünschter gewesen. Daß die Mutter manchmal in den Garten geht, sich freut, wenn eine Kröte über den Weg läuft, daß sie auch gelegentlich zu diesen Tieren spricht, weißt Du. Aber neu wird Dir etwas sein, was ich vor einigen Wochen beobachtete. Ich suchte um die Dämmerzeit die Mutter, um mit ihr spazierenzugehn, hörte dann ihre leise Stimme im Garten. Ich ging hinunter — sie schritt langsam über die Wege und hielt an einem Seidenbändchen eine mächtige braune Kröte, die sie wie ein Hündchen führte. Zu der sprach sie. Als ich zu ihr trat, lachte sie, sagte, daß die ‚Lise' heute recht ungezogen sei und nicht recht mitwolle; sie erzählte mir dann, daß sie schon als kleines Mädchen sich damit amüsiert hätte, Kröten an der Leine herumzuführen. Sie machte das Tier dann los und setzte

es unter die Fliegenpilze, die neben den großen Farn stehn: das ist auch so ein kleines Zeichen — diese Pilze! In welchem vernünftigen Garten werden Giftpilze geduldet? Unsere Mutter aber hat jahrein jahraus mit dem Gärtner einen Kampf gekämpft, daß er unter keinen Umständen die Pilze anrühren dürfe. Ich habe nun, als der Gärtner einige Tage später kam, um die Beete in Ordnung zu bringen, einmal gefragt, was für Arten von Schwämmen wir eigentlich im Garten haben. Es sind neben den Fliegenpilzen: Giftreizker, Pantherschwamm, Speiteufel und Satanspilz — alle sind giftig wie die Sünde. Aber nicht ein harmloser Pilz wächst in unserm Garten.

Das brachte mich nun auf den Gedanken, einmal ihre Zimmerpflanzen und Blumen näher zu betrachten. Da sind freilich eine ganze Menge, die völlig ungiftig sind; da ja alle Welt unserer Mutter Blumen ins Haus bringt, so ist das selbstverständlich. Ich brachte nun bei guter Gelegenheit das Gespräch darauf, welche Pflanzen und Blumen sie besonders schätze; die meisten ihrer Lieblinge kannte ich ja bereits seit vielen Jahren. Erinnerst Du Dich, lieber Bruder, daß wir, zu Weihnachten schon, in den Klostergarten oder den Park geschickt wurden, um dort nach den weißen Christblumen unter dem Schnee zu suchen? Die Weihnachtsrose war immer die erste Blume im Jahre, die die Mutter unter allen Umständen haben

Digitized by Google

wollte — wie die Herbstzeitlose die letzte war. Und sie sind beide sehr giftig, wie Du weißt. Mächtige Buschen von Goldregen wachsen im Frühling aus ihren Vasen, später roter Fingerhut und blauer Eisenhut. Im Herbst und Winter stehn überall große Töpfe mit Alpenveilchen herum, sehr bald hat sie dann die kleinen Anemonen, die wir Windröschen nannten, sowie Rosmarinheide. Nun wohl — alle diese Blumen sind sehr stark giftig. Du wirst mir entgegnen, lieber Bruder, daß sie darum nicht weniger schön sind, und daß die Mutter ja auch neben diesen giftigen stets eine Menge harmloser Blumen dahabe. Zugegeben —ich will Dir darum auch noch ihren Nachtschatten und ihren Schierling preisgeben, obwohl Du die gewiß nicht in vielen Häusern finden wirst. Wo aber bleibt die Schönheit bei Wolfsmilch, wo bei Gottesgnadenkraut und Teufelsauge? Und die wachsen bei uns teils im Garten, teils in Töpfen. Das Erstaunlichste aber sind Töpfe mit dem abscheulichen Bilsenkraut. Du wirst mir zugeben müssen, lieber Bruder, daß man lange suchen muß, um das in irgendeinem andern Hause zu finden.

Das Merkwürdige ist nun, daß sie gerade diese Pflanzen am meisten schätzt. Sie mag Rosen — gewiß, aber ein voller Zweig mit den gelben Blütentrauben von Goldregen ist ihr viel, viel lieber. Und diese seltsame Vorliebe ist durchaus instinktiv: sie liebt diese Blumen keineswegs aus dem

Grunde, weil sie eben giftig sind. Von einigen weiß sie das freilich, ohne aber diesen Gedanken irgendwelche weiteren Folgerungen zu geben. Auf der andern Seite aber habe ich einwandfrei festgestellt, daß sie von der Giftigkeit einzelner ihrer Pflanzen und Blumen überhaupt keine Ahnung hat. So war sie baß erstaunt, als ich ihr sagte, daß Christrosen und Windröschen giftig seien — daß Alpenveilchen das auch seien, wollte sie mir einfach nicht glauben. Es ist gar nicht anders denkbar: dasselbe geheime Empfinden, das ihr Kröten und Unken so sympathisch macht, läßt sie auch ihre Giftpilze und Giftpflanzen so lieb haben.

Im übrigen tut sie nichts mit diesem Giftzeug. Sie streichelt es manchmal, küßt auch eine besonders schöne Blume — aber das tut sie auch mit den harmlosesten Pfirsichblüten, mit Fuchsien und Löwenmäulchen. Die einzige der Giftpflanzen, mit der sie zuweilen sich näher abgibt, ist zugleich die häßlichste von allen — das Bilsenkraut. Was sie damit macht, konnte ich nie beobachten; doch habe ich gesehn, daß sie gelegentlich einen Topf — sie hat vier davon — mit in ihr Schlafzimmer nimmt.

Ich muß abbrechen, lieber Bruder — die Mutter ruft.

* * *

Digitized by Google

Die Mutter rief — diesmal mußte ich mit ihr zum Zoologischen Garten gehn. Sie geht oft hin — und ich sage Dir, Bruder, die Tiere sind zu ihr genau wie die Menschen: jedes einzelne läuft heran, drängt sich ans Gitter, wenn sie kommt. Nun ist es richtig, sie nimmt stets ein paar große Handtaschen mit Futter mit. Diesmal mußte ich gar einen kleinen Sack mitschleppen — die Kastanien sind reif, und ich wurde erst in den Garten geschickt, um alle aufzusammeln, die von den Bäumen gefallen waren. Daß die Elefanten und Kamele, die Bären und Affen und Rehe und Hirsche bis herab zu den Kaninchen und Meerschweinchen jemanden kennen, der ihnen stets etwas mitbringt, ist gewiß nicht weiter verwunderlich, auch nicht, daß sie sich manierlich benehmen, wenn die Vorräte schon fortgegeben sind und das eine oder andere diesmal nichts mitbekommt. Woher aber kommt die Sympathie bei den Tieren, die nicht gefüttert werden dürfen oder denen, deren Fressen — rohes Fleisch oder Fische — man wirklich nicht gut mitbringen kann? Ich begreife, daß der kleine Waschbär Freudensprünge macht, wenn die alte Frau an seinen Käfig kommt, um ihm sein Stück Zucker zu geben, und daß er fast menschlich weint, wenn sie sich von ihm verabschiedet. Aber ich verstehe durchaus nicht, wieso der alte Marabu, der sonst den ganzen Tag auf einem Bein auf seiner Wiese steht und höchst verächtlich das

Digitized by Google

menschliche Gesindel anschielt, plötzlich, wenn die Mutter daherkommt, sich besinnt, daß er noch ein zweites Bein hat. Daß er sogleich heraneilt, um einen verrückten Fakirtanz aufzuführen, zu dem er mit seinem alten Schnabel eine Melodie klappert! Warum erhebt sich der Tiger aus seiner dunklen Ecke, kommt nach vorne, streicht sich am Gitter vorbei und gibt fauchende Töne von sich, die man mit einigem guten Willen als ein Schnurren deuten könnte? Warum schwimmen die Seelöwen durch ihr Wasser, krauchen ans Ufer und bezeugen ganz offenbar ihre Freude? Sie wissen doch so gut, daß die Mutter keine Fische für sie hat, wie die Raubtiere wissen, daß sie kein Fleisch bringt!

Das einzige Tier im Garten, das diese Freudenstimmung nicht mitmacht, ist zugleich dasjenige, dem die Mutter ihre besondere Gunst geschenkt hat. Es gehört zu der Rasse der wilden andalusischen Bergziegen von der Sierra Nevada; es ist ein erstaunlich großer, grauweißer Ziegenbock. Der Kerl steht irgendwo hinten auf einem Felsen und denkt gar nicht daran herabzukommen, während das zu ihm gehörige Ziegenvolk sich um die Leckerbissen streitet, die ihm die Mutter reicht. Den Alten muß sie rufen, fast bitten, doch herzukommen. Endlich entschließt er sich, steigt sehr gravitätisch von seinen Steinen herunter und kommt langsam mit gemessenen Schritten zum

Digitized by Google

Gitter. Er nimmt wohl den Zucker; aber er nimmt ihn, als ob er damit eine große Gnade erweise. Er hat einen prachtvollen Bart, eine große, krumme Nase und ein paar graue Augen. Die kurzen Hörner stehn über den struppigen Bocksohren in die Höhe — wirklich, der alte Kerl sieht ungeheuer menschlich aus, wie der große Pan selber. Er stinkt, das ist schon richtig, und die Mutter nimmt gern ihre Eau de Cologneflasche heraus, um ihn ein wenig anzuspritzen.

Übrigens beschränkt sich ihre Beliebtheit bei allem Getier durchaus nicht auf den Zoologischen Garten. Jeder Hund und jede Katze schließt im Augenblick Freundschaft mit ihr, wie es jedes Pferd tut, das auf der Straße vor einem Wagen steht. In dem wilden Wein und dem Efeu, der unser Haus an der Gartenseite berankt, sind Dutzende von Vogelnestern, wie auch in den Sträuchern und Bäumen unseres Gartens. Spatzen und Schwarzdrosseln sind stets zu Gast, wenn wir auf dem Balkon frühstücken. Ein kleines rotes Eichhörnchen, das irgendwo im Klostergarten wohnt, kommt tagtäglich in aller Herrgottsfrühe zu der Mutter ins Schlafzimmer und holt sich die Nüsse, die sie auf ihr Nachtkästchen legt; die Mutter sagt, daß es ihr „Weckhörnchen" sei. — In jedes Haus fliegt zur Sommerzeit durch das offene Fenster wohl einmal ein Schmetterling hinein; er benutzt dann gewiß die nächstbeste Gelegenheit, um wie-

der ins Freie zu kommen. Aber wir hatten in diesem Sommer stets Schmetterlinge im Haus. Einige blieben zwei, andere drei oder vier Tage; einer, ein hübsches Pfauenauge, hielt sich über eine Woche in Mutters Wohnzimmer auf. Seit einiger Zeit aber haben wir gar ein Heimchen im Zimmer. Es kam nicht von selbst wie die Schmetterlinge. Bei einem unserer abendlichen Spaziergänge kamen wir an einem Bäckerladen vorbei, wo es sein Liedchen zirpte. Die Mutter ging sofort in den Laden und erklärte dem Bäcker, daß sie das Heimchen haben wolle — der lachte und antwortete, daß ers ihr gewiß gern geben wolle, wenn ers nur erwischen könnte. Aber die Tierchen seien sehr schwer zu fangen — dies da sei nun schon seit manchen Wochen in der Backstube, aber gesehn habe es noch keiner. Die Mutter trat also in die Backstube — ich sage Dir, lieber Bruder, das kleine schwarze Tierchen war das erste, was wir auf dem Boden sitzen sahen. Es ließ sich von der Mutter ruhig greifen und in einer Streichholzschachtel nach Hause tragen.

„Zufall!" wirst Du rufen, lieber Bruder. „All das ist Zufall!" Ich sage durchaus nicht, daß es etwas andres sei! Jedes einzelne von dem, was ich Dir bisher mitteilte und was ich Dir noch schreiben werde, mag Zufall sein. Aber dann nimm alles zusammen — und sage mir, ob immer noch nur von ‚Zufall' die Rede sein kann?

Digitized by Google

So sind der Mutter Beziehungen zu Menschen, zu Tieren und Pflanzen. Du wirst gleich sehn, wie sie sich zu andern Dingen einstellt.

Auf Schmuck legt sie nicht den allergeringsten Wert. Sie trägt immer noch eine kleine schwarze Emailbrosche mit Deinem — oder meinem? — ersten Zähnchen. Was auch immer sie an Juwelen besaß, hat sie längst verschenkt, vielleicht auch einiges noch irgendwo in einem Kasten liegen und völlig vergessen. Die Kunstgegenstände, die im Hause herumhängen und stehn, kennst Du. Die wenigen davon, die die Mutter selbst im Laufe ihres Lebens zusammengetragen hat, sind fast nur Tiere und Monstren. Kröten überall, aus Bronze und Porzellan, dann Schnecken, Heuschrecken, Eidechsen und andres Getier. Viel mehr aber noch alle möglichen Fabelwesen. Sie hat eine große, sehr schöne Göttin da, die Bast, das ist die ägyptische Dame, weißt Du, die mit dem Katzenkopf. Die Mutter behauptet, daß sie richtig schnurren könne: man brauche nur die Augen zuzumachen. Die Leuchtkörper auf ihrem Schreibtisch, am Bett und andern Stellen, sind bronzene Nachbildungen der Wasserspeier von Notre-Dame — und ich sage Dir, lieber Bruder, daß unsere Mutter mit allen wildesten Ausgeburten der Phantasie der Gotik auf du und du steht. Sie hat eine große Vorliebe für Fabelwesen aller Art, seltsame Mischungen von Mensch und Tier, ob

diese nun ägyptischer oder assyrischer, chinesischer oder indischer Herkunft sind. Aber alles, was gotisch ist, scheint ihr doch am meisten zuzusagen. Sie hat ganze Mappen mit Abbildungen, Stichen, Drucken, Photos, was immer es ist, die sie gelegentlich einmal betrachtet und recht gerne zeigt; sie freut sich sehr, wenn ihr jemand ein neues Blatt bringt. Ich möchte sagen, daß, wenigstens was die ‚Versuchung des Heiligen Antonius' anbetrifft, ihre Sammlung vollständig sein dürfte. Es ist dabei bezeichnend, daß ihr kein Buch lieber ist, als Flauberts, das dieses Thema behandelt — und Du wirst mir zugeben, daß es nicht grade eine leichte Lektüre ist. Sehr eigentümlich ist dabei, daß die Mutter die Namen all dieser wilden Teufelssekten, die Gnostiker und Manichäer, die Ophiten, Marconier, Priscillianer und wie sie alle heißen, ebensowenig im Gedächtnis behält, wie die ihrer Propheten und Zauberer Irenäus, Simon Magus, Apollonius, Valentinian, Marcus, Montanus und die andern. Aber: ihren Kult kennt sie sehr genau und erzählt ihn mit Flauberts Worten.

Das alles ist durchaus nicht verwunderlich. Warum sollte sie sich hierfür nicht grade so gut interessieren, wie für irgend etwas andres? Aber kann man dasselbe auch wohl sagen, wenn es sich um Besen handelt? In dem dunklen, engen Gange jedoch, der zwischen den andern Zimmern zu ihrem Schlafzimmer führt, hat die Mutter

nicht weniger wie dreiundvierzig Besen, neue und alte — ich glaube in unserm Hause ist noch nie ein ausgedienter Besen abgeschafft worden. Sie werden pensioniert, wie Staatsbeamte, und hängen in Reih und Glied in dem schmalen Gange an beiden Seiten. Man sieht sie nicht, da von der Treppe aus ein Vorhang den Gang bedeckt — dennoch ist gewiß, daß im Hause sehr viel bessere Plätze für die Besensammlung zu finden wären. Der mächtige Speicher ist fast ganz leer, in den Räumen neben der Küche, dem Garten zu, ist ebenfalls eine Menge Platz — man könnte dort Hunderte von Besen bequem aufbewahren. Aber nein, sie drängt sie eng zusammen in dem kleinen, engen Gange dicht bei ihrem Schlafzimmer! Mehr noch — ein oder zwei große Besen stehn in ihrem Schlafzimmer selbst, hinter einem kleinen Vorhang in der Ecke, dort, wo ihr Toilettentisch steht.

Du weißt, daß einige sehr tüchtige Ärzte bei der Mutter ein- und ausgehn, nicht beruflich, sondern als ihre Freunde. Die sagt ihnen zwar stets, daß sie durchaus nichts verstünden, aber sie fragt sie doch bei jeder Kleinigkeit um Rat und befolgt diesen gewissenhaft. Sie hat gar keine Neigung für Kurpfuscher und Quacksalber — dennoch quacksalbert sie selber nach Herzenslust. Nie an sich selbst — aber an der ganzen Nachbarschaft und stets mit einem erstaunlichen Erfolge. Ihr Gebiet ist freilich sehr beschränkt — sie behandelt

nur Hühneraugen, Gerstenkörner, Warzen und Sommersprossen. Für die Hühneraugen hat sie eine selbstzubereitete, braune Paste; wenn man die aufschmiert, muß man drei Paternoster beten. Bei den Gerstenkörnern scheint das Paternoster nichts zu helfen; die Kur ist etwas komplizierter und dabei das Ave Maria das geeignete Hilfsmittel. Sie streicht — drei Ave lang — mit ihrem Trauring über das Gerstenkorn, am liebsten bei Mondenschein. Die Warzenbehandlung dauert etwas länger: das bewarzte Wesen muß etwa vierzehn Tage lang jeden zweiten Morgen kommen und bekommt eine grünliche Salbe aufgelegt. Während diese trocknet — am besten in der Sonne — müssen De profundis gebetet werden. Daß die Kur hilft, ist fraglos; ich habe mit meinen eigenen Augen ein halbes Dutzend prächtiger Warzen langsam verschwinden sehn. Noch interessanter ist die Sommersprossenkur; sie wird nur im Frühling gemacht. In den drei letzten Aprilwochen müssen die jungen Mädchen — ich habe noch von keinem Buben gehört, der diese Kur gemacht hat — sich morgens und abends das Gesicht mit einer Salbe beschmieren, diesmal einer bläulichen, und dazu ein paar Salve Regina beten. Da die Mutter nicht nur brav katholische, sondern auch die Töchter protestantischer, jüdischer und freigeistiger Eltern zu ihren Patienten zählt, so läßt sie vorher dies Gebet hübsch lernen, ebenso wie

die Aves und Paternosters. Am ersten Maitag muß das junge Mädchen sehr früh aufstehn und ohne vorher ein Wort zu sprechen in den Garten laufen. Dort muß es sich auf das Gras werfen und das Gesicht hin- und herreiben, hübsch baden in dem Tau des ersten Maitages. Nachher wieder drei Wochen salben und Salve Reginas beten — dann sind die Sommersprossen weg! Und ich sag Dir, lieber Bruder, sie sind wirklich verschwunden — genau wie die Gerstenkörner und Warzen und Hühneraugen. Die kleine Lotte, des Doktors Töchterchen, schwört auf die Mutter und behauptet, daß sie mehr könne wie ihr Papa, da der mit ihren Sommersprossen nichts anzufangen wußte — es sei eine ganz faule Ausrede, wenn er behaupte, daß er doch Nervenarzt sei und kein Hühneraugendoktor! Auch der Doktor selbst ist ganz zufrieden mit dem glatten Gesichtchen seiner Lotte und erklärt, daß er diese Konkurrenz gerne anerkenne und sogar die Salve Reginas und den andern Firlefanz dafür mit in den Kauf nehmen wolle. Die Mutter hat auch einen ganzen Kasten voll vertrockneter Seepferdchen da — die sind nämlich, eingenäht in Unterröcke oder Hosenböden, ein ganz ausgezeichnetes Mittel gegen Hämorrhoiden. Es scheint aber, daß dies Leiden wenig verbreitet in unserer Stadt ist. Jedenfalls kenne ich außer der alten Waschfrau keinen, der ein Seepferdchen in Gebrauch hat. Die frei-

Digitized by Google

lich behauptet, daß es ein ganz vorzügliches Mittel sei —

Das alles ist eine artige Spielerei. Viel weniger harmlos aber ist etwas anderes. Die Mutter wahrsagt nie, liest nie aus der Hand, aus den Karten oder andern Dingen. Wenn die Rede darauf kommt, erklärt sie stets, daß das alles dummes Zeug sei. Dagegen — wünscht sie. Sie tut das gewiß nicht oft, nur ein paarmal im Jahre. Aber jedesmal mit einem verblüffenden Erfolg. Es ist ganz erstaunlich, was die Leute davon erzählen. Wenn jemand, der lieb zu ihr war, recht unglücklich ist, so wünscht sie ihm ‚etwas Gutes'. Nie etwas Bestimmtes, immer nur: irgend etwas. Ein junger Bildhauer verkehrte jahrelang in ihrem Hause; durch einen Zufall erfuhr sie, daß er regelrecht hungerte und seit langer Zeit auch nicht einen Pfennig verdiente. Als er das nächste Mal wiederkam, nahm ihn die Mutter allein in den Garten und sagte ihm, daß er in den nächsten Wochen viel Glück haben würde. Er fragte natürlich, was und wieso — aber sie antwortete, das könne sie nicht sagen. Nur: Glück würde er haben, sie würde es ihm ‚wünschen'. Im Laufe des Monats verkaufte der Künstler fünf Stücke in der Ausstellung, bekam außerdem einen Auftrag auf ein sehr großes Grabdenkmal und drei auf Porträtbüsten. Ich weiß diese Geschichte von ihm selber; die Mutter spricht nie

über derartiges. Er fügte hinzu, daß er in demselben Augenblicke, als die Mutter im Garten zu ihm sprach, die felsenfeste Überzeugung gewonnen habe, daß sie ihm wirklich ‚Glück wünschen' könne. Nun habe ich freilich festgestellt, daß, wenigstens in diesem Falle, die Mutter das Glück ein wenig korrigiert hat: zwei der Stücke in der Ausstellung waren auf ihre Veranlassung, das eine von einem Museumsdirektor, das andere von ihrem Bankier gekauft worden. Aber die übrigen? — Zufall! O gewiß, es ist alles nur Zufall!

Wie ist doch die Anekdote von dem Schuljungen, dem der Herr Professor den Begriff „Wunder" erklären will? „Stellt euch vor," sagt er zu seiner Klasse, „daß ich auf den hohen Turm des Kölner Doms steige. Oben angekommen werde ich plötzlich schwindlig und falle hinunter. Aber, obwohl ich auf dem harten Steinpflaster lande, geschieht mir nichts — alles ist heil und gesund, und ich habe nicht einmal eine Schramme. Was ist das?" Und der kleine Moritz, aus skeptischem Geschlecht, antwortet: „Zufall, Herr Lehrer!" — „Gut," gibt der Professor zurück, „es mag Zufall sein! Aber nun steige ich am nächsten Tag wieder auf den Turm, werde wieder schwindlig, falle wieder hinunter — und wieder geschieht mir gar nichts. Wie würdest du es jetzt nennen?" — „Glück!" antwortet der ungläubige Moritz. Aber der geduldige Lehrer läßt sich nicht aus der Fassung bringen.

„Meinetwegen," fährt er fort, „meinetwegen magst du es Glück nennen. Nun aber stelle dir vor, daß ich die nächsten Tage wieder auf den Turm des Kölner Domes steige, wiederum schwindlig werde und jedesmal wieder hinunterstürze. Ein drittes, viertes, fünftes Mal! Sanft tragen mich die Lüfte hinab und ich lande auf den Steinen in der Tiefe, ohne ein Härlein mir zu krümmen. Sage mir, Moritz, wie nennst du es nun?" — „Nun ist es schon — Übung!" antwortet der unverbesserliche Moritz.

Wirklich, lieber Bruder, bei der Mutter muß es auch schon mehr sein als ein reiner Zufall! Es muß wenigstens — „Übung" sein!

Leider beschränkt sich unsere Mutter durchaus nicht darauf, nur „Gutes" zu wünschen. Freilich muß sie jemand schon heftig verletzt haben, ehe sie sich entschließt, ihm „Böses" zu wünschen. Ich hätte mich gerne mit ihr einmal darüber unterhalten, aber sie lehnt es glatt ab, sich darauf einzulassen. Was ich also wiedergebe, ist nur das, was ich von andern gehört habe, da ich selbst noch nicht Gelegenheit hatte, einen derartigen Fall zu beobachten. Diese „andern" sind nun Leute aller Stände und Berufsklassen. Ich habe mir die Mühe gemacht, fast jeden, der ins Haus kommt, darüber auszufragen, von den Handwerkern und Nachbarskindern angefangen bis zu den unserer Mutter befreundeten Künstlern, Profes-

Digitized by Google

soren, Ärzten, Anwälten und Bankiers. Je nach seiner Bildung und Verstandesrichtung legte ein jeder sich es anders aus. Der spricht achselzuckend von Zufall, während der oder die andere mit einem gewissen Schauder von einer geheimen Kraft redet. Aber — die Tatsache bestreitet keiner. Ein Beispiel: ein Dienstmädchen, dem die Mutter sehr viel Gutes getan hatte, lief eines Tages fort, nachdem es sie in der gemeinsten Weise bestohlen hatte. Als die Mutter sich von dem ersten Schreck erholt hatte und den Umfang der Diebereien einigermaßen festgestellt hatte, erklärte sie, daß der Käte, so hieß das Mädchen, sehr bald ein böses Unglück zustoßen würde. Noch nicht zehn Tage darauf wurde die Leiche des Mädchen aus dem Rhein gezogen. Es hatte mit andern eine Bootfahrt gemacht und ertrank, als der Kahn in den Wellen eines Dampfers umschlug, während alle andern gerettet wurden. Ein andermal stellte eine Base, die der Mutter die Bücher führt, fest, daß sie in einem Geschäft, in dem sie seit Jahren kauft, systematisch betrogen wurde. Die Mutter fühlte sich hierüber sehr gekränkt, keineswegs wegen des verlorenen Geldes, sondern nur darum, daß man sie für so dumm halten konnte, sich betrügen zu lassen. Drei Wochen später wurde in dem Geschäft eingebrochen und sowohl der Kassenschrank ausgeraubt, wie eine Menge wertvoller Sachen gestohlen. Man erwischte dann zwar die

Digitized by

Diebe, aber erst, nachdem sie alles verjubelt hatten. — Ein Nachbarjunge, dem sie erlaubt hatte, in unserm Garten zu spielen, schnitt ihr eines Tages aus reinem Mutwillen eine junge Birke ab, ein Bäumchen, daß die Mutter selbst gepflanzt hatte und sehr liebte. Wenige Tage darauf bekam er zu gleicher Zeit Scharlach und Diphtherie. Er schwebte in schwerer Lebensgefahr, als die beiden Eltern des Jungen höchst aufgeregt ins Haus kamen — sie hätten gehört, daß die Mutter dem Jungen „Böses gewünscht" habe. Sie wußten von dem häßlichen Streiche ihres Kindes und waren klug genug, unserer Mutter auch nicht den kleinsten Vorwurf zu machen. Sie sagten nur, daß es ihr einziges Kind wäre, und daß die Mutter ihm doch vergeben möge und Mitleid haben solle. Natürlich hatte die Mutter sofort Mitleid und weinte mit den Eltern. Sie schickte sie dann fort, nachdem sie ihnen gesagt hatte, daß ihr Kind wieder gesund werden würde. Unsere Base Bertha, die bei dieser Unterredung zugegen war, erzählte mir, daß die Eltern voller Freude und in vollem Glauben an die Wahrheit dieser Worte weggegangen seien. Als sie hinaus waren, legte die Mutter ihren Kopf in beide Hände und verharrte für etwa fünf Minuten regungslos. Dann sprach sie mit der Base, als ob nichts vorgefallen sei, von etwas ganz anderm. In der Tat nahm die Krankheit noch am selben Tage eine Wendung; in kurzer Zeit wurde

Digitized by Google

der Bengel gesund. Kusine Bertha ist übrigens eine von denen, die auf die „Wunschgabe" der Mutter schwören — sie hat ihre eigene Erfahrung gemacht. Eines Abends sollte sie sie zu einem Konzert abholen, wurde aber durch irgendeinen Umstand verhindert, so daß sie sich um eine Stunde verspätete — darüber hatte sich die Mutter wohl etwas geärgert. Freilich hält so etwas ja nie lange an bei ihr, und es tat ihr schon bald wieder leid. Auf dem Nachhauswege sagte sie zu ihr: „Du wirst bald krank werden — aber es ist gar nichts Gefährliches!" Eine Woche später bekam Base Bertha, scheinbar ohne jede Ursache, eine abscheuliche Erkältung; sie sagte mir, daß sie einen solchen Schnupfen gehabt hätte, daß sie kaum aus den Augen habe sehn können. „Ich bin froh," fügte sie hinzu, „daß ich so leichten Kaufs davongekommen bin!"

Diese Beispiele, lieber Bruder, könnte ich durch viele Seiten aneinanderreihen. Geschäftliches Unglück, Unfälle, Krankheiten physischer und psychischer Natur in jeder beliebigen Variation. Bis hin zum Tode des „Verwünschten" — den ich, Gott sei Dank, nur in ganz wenigen Fällen feststellen konnte. Ist es immer noch alles nur „Zufall", lieber Bruder? Oder meinst Du nicht, daß vielleicht auch ein ganz klein wenig „Übung" dabei sein könnte, wie der kleine Moritz das nennt?

Sie aber, die Mutter, scheint gefeit vor allem

Unglück. Von ihrem Autounfall hat sie Dir gewiß geschrieben, aber vermutlich so in ihrer Art es als eine Bagatelle behandelnd und sich darüber lustig machend. Die Geschichte spielte sich so ab. An der Ecke der Marien- und Kreuzstraße überquerte die Mutter den Fahrdamm, wobei sie ein zehnjähriges Mädchen führte. Die beiden waren beinahe auf der andern Seite angelangt; das Kind stand schon auf dem Bürgersteig, während die Mutter selbst gerade hinauf wollte. In diesem Augenblicke kam in schärfster Fahrt ein Auto um die Ecke, dicht am Rande vorbei, um einem entgegenkommenden Lastwagen auszuweichen. Der Führer sah die Mutter, bremste sofort und lenkte nach links, warf seine Maschine gegen den Lastwagen. Zu spät! Die Mutter wurde von dem Vorderrad ergriffen und auf das Trottoir geschleudert; dort lag sie ohnmächtig neben dem Kinde, dessen Hand sie nicht losgelassen hatte. Das Kind sprang auf und schrie; Leute brachten sofort die ohnmächtige alte Dame in den Eckladen. Dort kannte man sie gut; man telephonierte sogleich nach Ärzten und nach einem Krankenwagen. Inzwischen flößte man ihr einige Schluck Rotwein ein. Aber nach wenigen Minuten kam die Mutter wieder zu sich. Ihre erste Sorge war, sich abbürsten zu lassen und sich die Hände zu waschen. Sie erklärte dann, daß man den Arzt und den Sanitätswagen wieder abbestellen solle, kaufte ein Dutzend

Digitized by Google

Eier und ging ruhig, als wenn nichts passiert wäre, mit ihrer kleinen Begleiterin nach Hause. Ich traf sie gerade vor der Haustüre. Das Kind zitterte noch von dem überstandenen Schreck und war kaum fähig, ein Wort zu sprechen. Die Mutter nahm es mit herauf und schenkte ihm ein Märchenbuch und eine Tafel Schokolade — ich selbst erfuhr erst am andern Tage von ihrem Abenteuer. Das Automobil aber war völlig zerbrochen; der Lenker lebensgefährlich verletzt. Die Mutter besuchte ihn im Hospital. Er ist jetzt auf dem Wege der Besserung und wird, wie die Ärzte sagen, vollkommen geheilt werden — der Mann selber glaubt, daß für diese über Erwarten glückliche und schnelle Heilung er viel mehr unserer Mutter als den Ärzten zu danken habe.

* * *

Manchmal, in den Dämmerstunden, sitzt die Mutter im Garten und erzählt den Nachbarkindern Märchen. Die sitzen um sie herum mit großen Augen und offenen Mündern und starren sie an. Es interessierte mich, zu wissen, ob sie ihnen vom Sneewittchen erzählte, oder vom Rübezahl, vom standhaften Zinnsoldaten oder vom Rotkäppchen. So setzte ich mich eines Abends in die Nähe und verschanzte mich hinter eine Zeitung. Nichts von alledem erzählte sie. Kein Märchen von Grimm oder Bechstein oder Musäus, wie sie es uns vor-

trug, als wir noch Kinder waren. Keines von Andersen, von Wilde oder von Papa Dumas. Es sind überhaupt keine Geschichten, die sie erzählt. Die Kinder nennen es nur „Märchen", weil sie keinen andern Ausdruck dafür haben. Es sind vielmehr ganz kurze lyrische Ergüsse oder auch Stimmungsgemälde in Worten, wenn man es so bezeichnen will. Aber die Wirkung ist eine erstaunliche: wenn die Mutter schweigt, sitzen die Kinder noch lange da, starren wie hypnotisiert in die Luft und sehen das seltsame Nachtbild, das die Stimme der alten Frau ihnen malte. Hinter meiner Zeitung habe ich mir einige aufgeschrieben. Eines lautete:

„Es saßen da ein Dutzend beisammen, Hexen und Zauberer. Die aßen Biersuppe. Und als Löffel hatte jedes den Vorderknochen eines Totenarms.

„Rot glühten die Kohlen im Kamin, die Lichter blakten und von den Tellern kam der Geruch frischer Gräber.

„Wenn der Maribas lachte und wenn er weinte, das klang, wie wenn ein alter Fiedelbogen über die drei Saiten einer zerbrochenen Geige ächzt.

„Der älteste der Zauberer aber schlug ein Zauberbuch auf, beim Scheine der Kerze. Darauf lief eine Fliege herum, der die Flügel versengt waren.

„Die Fliege summte; da kroch eine große Spinne heran, eine gelbe Spinne mit dickem, haarigem Bauche.

Digitized by Google

„Aber die Zauberer und die Hexen flogen hinaus durch den Schornstein, saßen rittlings auf Besen und Feuerzangen — der Maribas führte sie an."

Oder die Mutter zeigt den Kindern ein Fingerspiel. „Das ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen —" erinnerst Du Dich, Bruder? Aber nein, die Kinder hören heute ein anderes unter dem alten Birnbaum.

„Der Daumen — das ist der dicke Baas, der Gastwirt unten vom Rhein, der ist feist und lustig und raucht und sitzt an der Tür seiner Kneipe und trinkt gutes Bier.

„Der Zeigefinger — das ist seine Frau, die ist lang und dürr wie ein Hering und schreit und keift den lieben, langen Tag.

„Der Mittelfinger — das ist der Sohn, so ein ganz baumlanger Kerl; der möchte gern Soldat werden, wenn er nicht Braubursch wäre.

„Der Ringfinger — das ist die flinke Tochter Katrin; die handelt mit Zwiebeln.

„Aber der kleine da, der Benjamin, der ist ängstlich und weinerlich und heult wie ein kleines Kind, das zwischen den Zähnen des Werwolfs hängt."

Jeder Lehrer und jede Lehrerin wird ohne Frage solche Sachen für völlig ungeeignet für die Jugend erklären. Und sie sind gewiß „völlig ungeeignet", wenn sie irgendein anderer erzählen würde. Wenn aber die Mutter sie erzählt, so blüht aus diesen

kleinen Dingern eine Zauberwelt der Romantik auf. Die Kinder sehn den dicken Baas, sehn seine Frau, die so dünn ist wie ein Hering. Sie lachen laut über den langen Flegel von Sohn und über die flinke Tochter, die mit Zwiebeln handelt, und weinen mit dem kleinen, zimperlichen Jungen, den der Werwolf fressen will. Ich möchte wetten, daß, wenn noch nach dreißig Jahren eines von ihnen einem rundbäuchigen Bierwirt begegnet, es ihn „Daumen" nennen wird.

Aber der ganze Schrecken der Nacht wird wach, wenn die Mutter beginnt: „Es saßen ein Dutzend beisammen, Hexen und Zauberer. Sie aßen Biersuppe —" Keines von den Kindern hat jemals Biersuppe gegessen, die ja ganz aus der Mode gekommen ist. Aber jedes kann sich wohl vorstellen, was das ist und wie es schmeckt. Hexen und Zauberer gibt es in allen Märchenbüchern, aber sie wohnen sehr weit weg in irgendeinem Mondland. Hexen aber, die Biersuppe essen, die wohnen am Niederrhein und in Holland und Flamland — denen kann man in jeder Nacht begegnen. Diese Kinder da unter dem Birnbaum werden die Geschichten von Dornröschen und Sneewittchen und Rotkäppchen nur behalten, weil sie sie im Theater sehn, und werden die schönen Märchen von Dickens und Hauff und Wilde so völlig vergessen, daß sie sie kaum mehr ihren eigenen Kindern werden erzählen können. Aber das Bild, wie die Hexen Bier-

suppe löffeln und wie über das Zauberbuch hin die haarbäuchige Spinne der Fliege, deren Flügel versengt sind, nachkriecht — das wird ihnen nie wieder entschwinden.

* * *

Laß mich, lieber Bruder, hier noch einmal kurz die Momente zusammenfassen, die ich Dir soweit mitteilte. Du kannst Dich, wenn Du das nächste Mal hierherkommst, sehr leicht selbst überzeugen, daß ich auch nicht in einem kleinen Punkte ein wenig zu stark aufgetragen, vielmehr eher abgeschwächt habe, da ich mir Mühe gab, alles so nüchtern wie nur möglich zu betrachten.

Die Mutter erfreut sich einer ganz außergewöhnlichen Beliebtheit bei allen Menschen, die sie kennen, jeden Alters und jeden Geschlechts. Mit derselben merkwürdigen Liebe hängen alle Tiere an ihr. Es scheint fast, als ob selbst die Pflanzen dieses Empfinden teilten: sie blühen schöner und halten sich viel länger bei ihr, als ich es jemals in einem andern Hause beobachtete. Unter den Tieren sind Katzen, Kröten und Ziegenböcke ihre ausgesprochenen Lieblinge; unter den Pflanzen alle möglichen Giftpilze und Giftpflanzen. Die Mutter beseitigt mit sicherem Erfolg Warzen, Sommersprossen, Gerstenkörner und andere üblen Dinge und verwendet dazu ein immerhin recht ungewöhnliches Verfahren. Während sie selbst,

Digitized by Google

trotz ihres hohen Alters, sehr rüstig und gesund und geistig wie körperlich so erstaunlich frisch ist, daß die Leute sie immer wieder nach ihrem „Lebenselixier' fragen, während sie auch vor allen möglichen Unfällen gefeit erscheint — vermag sie andern Leuten im Handumdrehn Krankheiten und andres Böse „anzuwünschen". Wie sie ihnen auf der andern Seite „Glück wünschen" kann. Die Mutter hat ferner ein sonderbares Interesse für seltsame Fabelwesen. Sie bereitet merkwürdige Salben und hat eine kuriose Sammlung alter Besen. Während gewisser Stunden beim Vollmond gerät sie in einen ekstatischen Zustand und ist dann mit ihrem Geiste weit weg von dieser Erde.

Der zehnte Teil alles dessen hätte natürlich vor wenigen hundert Jahren genügt, um sie als Hexe auf den Scheiterhaufen zu bringen. Inzwischen sind wir ja so unendlich klug, so erstaunlich gebildet geworden, daß wir nur mit mitleidigem Lächeln an diese dunklen Zeiten des „Hexenwahnes" denken können. Freilich haben wir heute, in allen Städten Europas und Amerikas, Hunderttausende von Zauberern und Zauberinnen, die von diesem Handwerk sich ausgezeichnet ernähren: es gibt keine Straße in einer großen Stadt, in der nicht Horoskopsteller, Kartenschlägerinnen, Zukunftverkünder und Wahrsagerinnen aller Art wohnen. Die theosophischen und mystischen Sekten wachsen wie Pilze überall, blühen manchmal zu mäch-

tigen Religionsgemeinschaften auf. Neulich wohnte ich einer theosophischen Versammlung bei, in der nach dem Vortrage des Vorsitzenden über hundert Menschen der, o je!, so gebildeten Klassen im tiefsten Ernste über die Unterschiede der sogenannten weißen und schwarzen Magie diskutierten — wobei die letztere sehr verdammt wurde. Nicht einer von all diesen Leuten hatte eine kleine Ahnung davon, daß der ganze gloriose Unterschied nur einem komischen Druckfehler zu danken ist, insofern als das Wort Nekromantie im Mittelalter in Nigromantie korrumpiert wurde. Wunderdoktoren gibt es in unseren Tagen viel mehr als je zu einer andern Zeit, und alle machen ganz ausgezeichnete Geschäfte. Vor wenigen Tagen erst hat der „Jesus vom Niederrhein", der für zwanzig Mark durch eine Postkarte den Patienten an seinen heiligen Körper „anschloß", das Geschäft zugemacht und sich nach der Schweiz zurückgezogen. Dieser Biedermann hat kaum ein Jahr in unserer Stadt praktiziert und in der Zeit einige Millionen verdient. Zu allen diesen Schwindlern läuft dasselbe Publikum in hellen Scharen, das sich tief beleidigt fühlen würde, wenn man ihm zumuten wollte, an Hexen zu glauben. Gar zu gern hängen sich die Heiligen unserer Zeit ein indisches Mäntelchen um, ohne ein Gefühl dafür zu haben, wie ungeheuer wesensfremd alle indische Lehre unserm Abendlande ist. Und daß das kleine Körnchen Wahrheit,

Digitized by Google

das allen ihren Charlatanerien doch zugrunde liegt, eben aus dem Mittelalter stammt, davon haben sie nicht die allerleiseste Ahnung. Geschweige denn davon, daß das Mittelalter wieder seine korrumpierte Weisheit über manche Umwege aus der Gnosis bezog, daß diese auf die Chaldäer und Babylonier zurückging, die ihrerseits von den Akkadern schöpften —

Aber die Gotik ist nun einmal nur in der bildendenden Kunst wieder in Mode gekommen, im übrigen aber äußerst verachtet. Darum werden die Indizien, die ich zusammentrug, Dir ebensowenig beweiskräftig erscheinen, wie irgendeinem andern Kinde unserer Zeit. Dennoch bin ich begierig, lieber Bruder, zu hören, was Du von folgendem Vorkommnis hältst.

Wir saßen neulich nach dem Nachtmahle um der Mutter Tisch, etwa acht Damen und Herrn. Man sprach über indische Gauklerkunststückchen und einer der Herrn zeigte den bekannten Nadeltrick, stach sich lange Hutnadeln durch die Backen und machte die Muskelpartie des Unterarms zu einem hübschen Kissen für Stecknadeln. Die indischen Fakire machen das ja in schöner Vollkommenheit und sind scheinbar unempfindlich für weit empfindlichere Verletzungen mit Nägeln, glühenden Kohlen und allen möglichen Dingen. Der Trick, den ich oft gesehn und selbst versucht habe, ist denkbar einfach: es ist nichts dahinter

als ein wenig Übung und Willensstärke. Die kleine Verletzung der Epidermis schmerzt freilich immer ein bißchen, aber dieser Schmerz ist sehr leicht auszuhalten. Man wählt natürlich solche Stellen des Körpers, bei denen die Verletzung irgendeines edlen Teiles ausgeschlossen ist, am liebsten Muskelfleisch, bespickt sich mit Nadeln, Nägeln, Schusterahlen und lächelt freundlich dazu — es wirkt immer wieder verblüffend. Die einzige Gefahr ist die einer Blutvergiftung; man tut daher gut, die kindlichen Marterinstrumente vorher zu desinfizieren. Sticht man aber unversehens einen dieser unempfindlichen Gaukler mit der kleinsten Nadel, so kann man wetten, daß er den Stich empfindet und aufschreckt. Das brachte mich auf den Gedanken, einen kleinen Versuch mit der Mutter zu machen. Sie ist sehr empfindlich für den kleinsten Schmerz. Wenn sie sich beim Nähen in den Finger sticht, stößt sie gewiß einen lauten Schmerzensschrei aus. Nun hat sie am Halse ein kleines, sehr blasses Muttermal. Als ich ihr den Gutenachtkuß gab, und beide Arme um ihren Hals legte, pickte ich dahinein mit einer kleinen Nadel. Sie fühlte nichts. Ich tat also besonders zärtlich, ließ sie nicht los, küßte sie ein um das andere Mal — und stieß ihr bei der Gelegenheit an diesem Flecke sehr heftig die Nadel ins Fleisch — zuletzt bis zum Knopfe — sie bemerkte es überhaupt nicht. Du weißt, daß der Henker vor jeder Folter die Hexen ent-

kleidete und mit Nadeln nach sogenannten Hexenmalen, völlig unempfindlichen Stellen auf dem Körper, suchte — bei unserer Mutter hätten er und die Richter sich ihr Urteil sehr schnell bilden können.

An diesem selben Abend konnte ich die Mutter wieder im Vollmonde beobachten. Ich saß versteckt in dem Ecksofa, sah, wie sie die Türe ihres Schlafzimmers öffnete und hereintrat. Sie setzte sich auf ihren Sessel, mitten ins Mondlicht, strich sich die Silberhaare unter dem schwarzen Spitzentuch zurecht und starrte durch das offene Fenster — sie sah wundervoll aus, unsere Mutter. Unbeweglich saß sie da; totenstill lag die Straße, tiefste Ruhe im Zimmer. Dann begann Mutters Grille zu singen, ganz fein und zart, viel, viel leiser als sie gewöhnlich zirpt. Aber es war, als ob das Tierchen erschräke, diese heilige Stille zu brechen. Es brach schnell wieder ab. Mein Blick suchte herum durch den Raum nach dem Heimchen. In dem Augenblick, als er wieder auf die Mutter fiel, sah ich etwas von ihr — neben ihr? über ihr? ich weiß nicht — herabspringen. Nicht die Grille, o nein, etwas Großes, Graues. Es fiel auf den Teppich, aber ich hörte nicht das kleinste Geräusch. Dann sprang es auf das kleine Ruhebett an dem offenen Fenster, kauerte eine kleine Weile auf dem gelben Guanakofell — da sah ich, daß es eine große Katze war. Im nächsten Augen-

Digitized by Google

blick saß das graue Tier auf der Fensterbank — dann sprang es hinaus. Unwillkürlich erschrak ich. Aber auch jetzt hörte ich nicht das kleinste Geräusch. Ich eilte sofort ans Fenster — stutzte einen Moment, weil ich in der Höhe meines Ohres ein deutliches Schnurren hörte. Ich wandte mich um — dicht neben mir stand die Bast, die katzenköpfige Göttin, von der die Mutter behauptet, daß sie schnurren könne. Ich hörte nichts mehr, es war wohl nur eine plötzliche Einbildung. Ich ging weiter zum Fenster, schaute hinaus. Dicht unter dem Fenster saß die graue Katze, die sich dann langsam aufrichtete und ruhig daherschritt. Der Sprung vom ersten Stock auf die Steine hatte ihr augenscheinlich nicht geschadet. Ohne mir recht über den Grund meines Handelns bewußt zu sein, lief ich die Treppe hinunter, öffnete das Haustor und eilte auf die Straße; ich sah die Katze ein paar Häuser weiter den Fahrdamm überschreiten. Ich folgte ihr in einiger Entfernung. Sie ging durch die Straßen, als ob sie ein ganz bestimmtes Ziel habe. Sie strich nicht, nach Katzenart, an den Häusern vorbei, sondern schritt ruhig und stolz durch die Mitte der völlig menschenleeren Gassen.

Ich überlegte mir, wie sie wohl ins Haus gekommen sein konnte. Denn obwohl die Mutter alle Katzen sehr gerne mag, hat sie doch selbst nie eine im Hause. Ich verstand nun endlich, wohin das Tier wollte; es ging gradewegs dem

Digitized by Google

Kirchhof zu — vielleicht will sie da wildern, dachte ich. Dicht vor dem Friedhof hörte ich ein paar betunkene Männerstimmen, sah dann, wie zwei Herrn einen hübschen braunen Dachshund auf die Katze hetzten, die sich aber in ihrem ruhigen Gang durchaus nicht stören ließ. Der freche, kleine Dackel sprang sofort zu; ich konnte in dem hellen Mondschein deutlich sehn, wie er sie mit den Zähnen an dem linken Ohre packte. Aber die Katze schüttelte ihn ab, sprang zur Seite und griff nun an. Im Augenblick saß sie im Nacken des Hundes und schlug sich mit ihren Krallen fest, der arme Kerl bekam einen solchen Schreck, daß er davonstob, so schnell er konnte. So ritt die Katze auf dem krummbeinigen Reitpferde in den Kirchhof hinein. Hinter den Büschen hörte man ein erbärmliches Jaulen und Winseln, dann kam der Dackel, überall blutend, mit eingeklemmtem Schwanze und sehr beschämt über seine schmähliche Niederlage, zurück. Er sah so komisch aus, daß ich mit den Herrn, die ihn gutmütig trösteten, lachen mußte. Dann schritt ich weiter, den Gräbern zu. Aber die Katze war fort; so ging ich langsam wieder nach Hause.

Als ich in der Mutter Wohnzimmer trat, saß sie noch immer in derselben regungslosen Stellung. Ich trat zu ihr hin, küßte sie auf die Stirne — da sah ich, daß ganz oben an der Muschel ihr linkes Ohr blutete—

Grade an der Stelle hatte der Dackel das Ohr der grauen Katze —

Was denn? Was denn —?

Die Mutter saß hier, hier auf dem Fleck, hatte sich nicht gerührt all die Zeit über, heute so wenig wie in den andern Nächten. Ihr Leib nicht, der nicht! Aber — ihr Geist?

Und von hier aus — von hier aus — war die graue Katze —

Dann war die Mutter, unsere Mutter —

Reime Du das zusammen, Bruder, wenn Du kannst! Eine graue Katze strich über die Gräber.

* * *

Mit leisem Herzklopfen kam ich zum Frühstück am andern Morgen. Ah, vielleicht hatte ich das alles nur geträumt.

Da saß die Mutter, trank ruhig ihren Tee. Oben, am linken Ohre hatte sie ein kleines, schwarzes Pflaster.

„Was hast du am Ohre?“ fragte ich.

„Ich weiß nicht,“ antwortete sie völlig unbefangen. „Ich muß mich verletzt haben und weiß nicht wie. Mein Kopfkissen war ganz blutig heute morgen.“

Das klang völlig harmlos, so durchaus echt — nein, das konnte sie nicht spielen!

Digitized by Google

— Es ist schon so, die Mutter ist ein Werwolf und weiß es nicht!

* * *

An diesem Abend saß ich allein mit der Mutter. Wir plauderten lange und sehr herzlich, tranken dabei wie gewöhnlich ein Glas Mosel. Ohne daß es mir auffiel, hatte ich schon eine zweite und dritte Flasche entkorkt. Die Mutter lachte. „Du trinkst ja heute!" sagte sie. „Wirklich!" antwortete ich, „ich habs weiß Gott nicht gemerkt!" — „Trink nur," nickte sie, „es freut mich, wenn dir der Wein schmeckt!"

Sonst trinke ich nicht mehr wie die Mutter auch; zwei, höchstens drei kleine Gläser — an diesem Abend trank ich, ohne die geringste Veranlassung, vier Flaschen. Und dann tat ich etwas, was ich noch nie tat in meinem Leben: ich trank allein. Als ich hinaufkam in meine Räume, bekam ich eine plötzliche Lust auf einen Highball. Ich holte Whisky und ein paar Flaschen Soda und mischte mir ein Glas.

Ich mußte ein paar Stunden warten, bis der Mond aufging. Ich saß in meinem Zimmer, rauchte und trank ein Glas Whisky nach dem andern. Dennoch fühlte ich mich, als ich endlich wieder hinunter auf meinen Beobachtungsposten ging, völlig klar und frisch — es war mir im Gegenteil, als ob ich heute nacht viel schärfer sehn und denken könnte.

Bald kam die Mutter. Saß wieder in ihrem Lehnsessel, wie gestern abend. Das schwarze Spitzentuch auf den Silberhaaren — mitten im Mondschein. Und sie rührte sich nicht.

Dann sah ich, plötzlich, an den Sessel gelehnt, einen alten Besen. Ich begriff nicht, wie der dahin gekommen war — aber da war er. Ich fuhr mir mit der Hand über die Augen — stand dann auf, ging zu ihr hinüber, griff mit beiden Händen den Besenstiel, um mich völlig zu überzeugen. Vor ihr auf dem Tische bemerkte ich eine kleine runde Büchse; ich öffnete sie: es war eine grüne Salbe darin. Langsam ging ich wieder zurück auf meinen Platz.

Dann sah ich, wie die Mutter beide Arme hob, das Spitzentuch vom Kopf nahm. Wie sie, eine um die andere, die Nadeln aus dem Haare zog; die fielen wirr herunter. Sie griff den Besen, nahm die kleine Büchse — und mit der grünen Salbe salbte sie den Besenstiel. Ich weiß nicht, wie das war — aber nun saß sie darauf, rittlings, flog auf, flog hinaus durch das offene Fenster.

Ich hörte ihre Stimme, die rief:

„Auf und davon! Hui, oben hinaus und nirgend an!"

Und ich sah, wie sie durch die Lüfte ritt.

Da waren noch andere, ritten auf Besen und Feuerzangen — doch waren Wolken da und Nebel, und ich konnte sie nicht genau erkennen.

Aber die Mutter ritt vorauf, allen vorauf; sie führte den Zug.

Da war ein Hügel, kurze Erlenstämme standen herum. Ein Bock, ein großer Bock in der Mitte — ah, der andalusische aus der Sierra Nevada! Seine kurzen Hörner leuchteten über der Versammlung —

Und die Hexen tanzten im Kreise, das Gesicht nach außen gekehrt. „Harr, harr!" schrieen sie. „Teufel, Teufel! Spring hie, spring da! Hüpf hie, hüpf da! Spiel hier, spiel da!

Aber ich sah es wie durch wirre Schleier, weit hin über den Erlenwiesen —

— Und doch saß sie vor mir, die Mutter, unbeweglich auf ihrem Sessel, dort in den Mondesstrahlen.

* * *

Ich weiß nicht, wann ich einschlief in dieser Nacht. Ich wachte früh auf am andern Morgen, doch war es schon hell. Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen, fand mich zusammengekauert, fröstelnd in meiner Sofaecke.

Ich stand auf; die Mutter war längst fort.

Aber bei ihrem Platz stand der alte Besen, auf dem Tische die Büchse mit grüner Salbe.

Es war mir, als lachten sie mich aus.

Langsam schritt ich durch die Zimmer, ging

Digitized by Google

hinauf. Entkleidete mich, wusch mich, legte mich zu Bett. Schlief bis zum Mittag an diesem Tage.

* * *

Das, lieber Bruder, ist alles. Ich weiß nicht, ob es Dich überzeugt hat. Was immer Du tun magst — überleg es wohl.

* * *

Drei Wochen später erhielt Dr. Kaspar Krazykat diese Antwort:

„Wie Sie wissen, lieber Schwager, sind wir seit gestern verheiratet. Mein Mann gab mir Ihren langen Brief gleich nach dem Eintreffen. Wir lasen ihn zusammen durch. Wir lachten zunächst und betrachteten das alles skeptisch genug. Aber ich muß gestehn, daß wir die Sache viel ernster ansahen, je mehr wir lasen. Wir haben uns alles, was Sie uns von der Mutter mitteilten, sehr reiflich überlegt, haben wieder und noch einmal Ihren Brief gelesen. Um es kurz zu machen, lieber Schwager, Sie haben vollkommen erreicht, was Sie wollten: Sie haben sowohl Ihren Bruder wie mich durchaus überzeugt.

Nur lieber Schwager, haben wir daraus einen andern Schluß gezogen.

Wir haben geheiratet, und ich hoffe meinem Mann Kinder zu schenken. Vielleicht sind auch

Digitized by Google

ein paar Mädel darunter — und dann habe ich keinen sehnlicheren Wunsch als den, daß sie alle genau so liebe, nette Hexen werden möchten wie die Mutter."

* * *

Dr. Kaspar Krazykat las das und schüttelte bedenklich den Kopf.

Digitized by Google

INHALT

Die Hinrichtung des Damiens . . . 1

Der Fall Petersen 33

Der schlimmste Verrat 81

Höchste Liebe 157

Die Typhusmarie 197

Die Juden von Jeb 257

Meine Mutter, die Hex 305

Digitized by Google

Werke von Hanns Heinz Ewers

ROMANE

1909. Der Zauberlehrling oder Die Teufelsjäger. 40. Aufl.

1911. Alraune. Die Geschichte eines lebenden Wesens. 228. Aufl.

1920. Vampir. Ein verwilderter Roman in Fetzen und Farben. 78. Aufl.

NOVELLEN UND GESCHICHTEN

1907. Das Grauen. 54. Aufl.

1908. Die Besessenen. 34. Aufl.

1910. Der gekreuzigte Tannhäuser. Grotesken. 33. Aufl.

1921. Nachtmahr. 1—30. Aufl.

REISEN

1909. Mit meinen Augen. Fahrten durch die lateinische Welt. 22. Aufl.

1911. Indien und ich. 34. Aufl.

Yankeeland. (In Vorbereitung.)

THEATER

1920. Das Mädchen von Shalott. 5. Aufl.

Dieser Sammelband enthält die dramatischen Arbeiten:

1. Das Mädchen von Shalott. Drei Akte.
2. Trecento. Ein Akt.

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

Digitized by Google

Werke von Hanns Heinz Ewers

3. Delphi. Drei Akte.
4. Die toten Augen. Zwei Akte.
5. Das Wundermädchen von Berlin. Vier Akte.
6. Der Weg zum Licht. Vier Akte.

3 und 5 sind in den Einzelausgaben vergriffen.
1, 2, 4, 6 sind bisher ungedruckte Arbeiten.

GEDICHTE UND FABELN

1901. Ein Fabelbuch. (Mit Etzel.) 5. Aufl.

1910. Moganni Nameh. Gesammelte Gedichte. 4. Aufl.

1913. Joli Tambour. Das französische Volkslied. (Mit Henry.) 2. Aufl.

MÄRCHEN

1921. Die verkaufte Großmutter. 10. Aufl.

Alle diese Werke sind im Georg Müller Verlag, München, erschienen. Alle hier nicht aufgeführten Bücher des Verfassers sind vergriffen. Von „Vampir" und „Alraune" und einigen anderen Bänden sind Luxusausgaben vom Verlag zu beziehen.

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

Digitized by Google

Galerie der Phantasten

Herausgegeben von Hanns Heinz Ewers

Erster Band

E. T. A. Hoffmann, Phantastische Geschichten.
11. Auflage
Eingeleitet von Ferruccio Busoni
Illustriert von Ernst Stern

Zweiter Band

Edg. Allan Poe, Das Nebelmeer. 12. Auflage
Eingeleitet von Hanns Heinz Ewers
Illustriert von Alfred Kubin

Dritter Band

Oscar Panizza, Visionen der Dämmerung
9. Auflage
Eingeleitet von Hannes Ruch
Illustriert von Paul Haase

Vierter Band

K. H. Strobl, Lemuria. 8. Auflage
Eingeleitet von L. Adelt
Illustriert von W. Technner

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

Digitized by Google

Galerie der Phantasten

Herausgegeben von Hanns Heinz Ewers

Fünfter Band

Alfred Kubin, Die andere Seite. 7. Auflage

Eingeleitet vom Verfasser

Illustriert vom Verfasser

Sechster Band

Hanns Heinz Ewers, Mein Begräbnis.

35. Auflage.

Eingeleitet von Stanislas Przybyszewski

Illustriert von Fr. Schwimbeck

Siebenter Band

Honoré de Balzac, Mystische Geschichten.

7. Auflage

Eingeleitet von Georg Goyert

Illustriert von Alfred Kubin

Band VIII und IX, Th. Gautier (besorgt von Rolf Bongs) und G. Ad. Bequer (besorgt von Hans Krüger) folgen. Als weitere Bände sind vorgesehen: Gogol, Barbey d'Aurevilly, Lord Dunsany, Paul Scheerbart, Villiers de l'Isle-Adam und andere.

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

Digitized by Google

H. H. EWERS-BREVIER

Reich illustriert

Herausgegeben von

Arthur Gerstel

und

Rolf Bongs

Verlag Georg Müller München

HANNS HEINZ EWERS

Sein Leben und sein Dichten

Mit vielen Illustrationen

von

Hans Krüger-Welf

Verlag Rainer Wunderlich Leipzig

Gedruckt für den Verlag Georg Müller in München von Oscar Brandstetter in Leipzig

Digitized by Google

89010514420

b89010514420a

DATE DUE

2 '15 2.1.15			

DEMCO 38-297

Digitized by Google

Digitized by Google

b89010514202

Digitized by Google